lff

schec

Gottscheds

Stellung im deutschen Bildungsleben.

Von

Eugen Wolff.

Erster Band.

Kiel und Leipzig,
Verlag von Lipsius & Tischer.
1895.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Vorwort.

Das erste Kapitel dieses Bandes erschien zuerst in der „Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands“, die eine Ergänzung zur „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ bildet. In der Zeitschrift selbst (8. Jahrgang, 10.—12. Heft) schloß sich daran das zweite Kapitel. — Der zweite Band wird Gottscheds Eingreifen in die litterarische Entwicklung sowie seinen Einfluß auf das Bildungsleben deutscher Städte und Höfe darstellen, auch eine Würdigung seiner Persönlichkeit unternehmen.

Diese Gliederung ist ebenso wie die Erscheinungsweise zum teil durch äußere Umstände veranlaßt. Von ihnen wird auch die Zeit der Veröffentlichung des zweiten Bandes abhängen, der, wenn die Verhältnisse es gestatten würden, bald zum Abschluß gebracht werden könnte. —

Allen, die durch Überlassung von Handschriften diese Arbeit gefördert haben, sage ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache.

Die Betrachtung Gottscheds unter einseitig litteraturgeschichtlichem Gesichtswinkel mußte notwendig irregehen: nicht nur weil Gottsched als Dichter gar nicht in Betracht kommen kann, sondern weil schon der Ausgangspunkt seiner Interessen auf anderm Gebiete lag. Danzel suchte die Philosophie als den Boden hinzustellen, in welchem Gottscheds Geist wurzelt. So gewiß der Mann nun auch in der Geschichte der deutschen Aufklärung eine bemerkenswerte Stellung einnimmt, ist es doch in erster Linie sein Eingreifen in die Entwicklung der deutschen Sprache, was ihm eine führende Rolle in der geistigen Bewegung während des zweiten Viertels seines Jahrhunderts anwies. Nur auf der Grundlage seiner sprachlichen Bestrebungen läßt sich die litterarische Richtung Gottscheds verstehen, nur so auch die enge Schranke seines litterarischen Begriffsvermögens würdigen.

Gottscheds sprachlicher Gesichtskreis war verhältnismäßig desto weiter und seine Thätigkeit auf diesem Gebiete vielverzweigt. Mit patriotischem Eifer trat Gottsched zunächst für die Ausübung der deutschen Sprache überhaupt ein; aber er forderte nicht nur (1) Deutsch, er forderte unmittelbar (2) Hochdeutsch, die Gemeinsprache. Darüber hinaus blieb der betriebsame Mann unablässig bemüht, (3) ein korrektes Deutsch zu lehren und verbreiten; hierher fallen insbesondere seine grammatischen Leistungen. Seine sprachlichen Bestrebungen stellten sich noch in den Dienst einer letzten Aufgabe, die nun freilich bereits in das engere Gebiet der Litteratur hinübergreift; durch eignes Beispiel wie nicht minder durch endlose Regeln und wirksame Polemik förderte Gottsched (4) ein elegantes Deutsch, das sich gleich frei von Niedrigkeit wie von Schwulst hält. Eine fünfte Stufe seiner Wirksamkeit bietet sich nun in der folgenschweren Übertragung dieser rein sprachlichen Gesichtspunkte von der Prosarede auf poetisches Gebiet dar; Gottscheds

Bedeutung und Verhängnis für die deutsche Dichtung — wenn man vom Theaterwesen absieht — ist darin beschlossen, daß er Deutsch, Hochdeutsch, Korrektdeutsch und Elegantdeutsch, jedoch nichts als dies, auch für poetische Schöpfungen fordert. Das Verständnis für Gottscheds Stellung in der Litteraturfehde ist uns damit erleichtert.

So wird es wünschenswert, die sprachliche Thätigkeit Gottscheds nach all ihren Verzweigungen hin eingehender zu verfolgen. Um ein volles lebendiges Bild von den sprachlichen Zuständen jener Zeit zu entwerfen, mußten namentlich die umfangreichen Briefwechsel aus dem Kreise Gottscheds wie seiner Gegner zugrunde gelegt werden. Auch deshalb schien es geboten, aus diesen bisher der Öffentlichkeit unbekannten, nach der Handschrift benutzten Quellen besonders umfassend zu schöpfen, weil die nach mancher Hinsicht thatsächlich geringeren gedruckten Unterlagen, soweit sie nicht auch dem Wortlaut nach charakteristisch sind, durch kürzeren Hinweis zur Genüge bezeichnet sind.[1])

1. Deutsch.

Zwei Feinde waren es vornehmlich, mit denen die deutsche Sprache auf eigenem Boden bis tief ins zweite Viertel des 18. Jahrhunderts um die Herrschaft ringen mußte. Noch war die Sprache der Gelehrten vorwiegend (a) Latein, die der Vornehmen fast durchaus (b) Französisch. Verharrten danach die führenden Stände auf geistigem wie politischem Gebiete in Mißtrauen gegen die Muttersprache, so war deren Dasein desto gefährdeter, als selbst das allmählich aufstrebende Bürgertum sich (c) in Einmischung von Fremdwörtern gefiel, um sich damit die bekannte falsch verstandene Bildung und Vornehmheit beizulegen. Für jemand, der den Beruf als Führer auf sprachlichem Gebiete in sich fühlte, galt es somit in erster Linie nach allen Seiten, in alle Schichten hinein umsichtig polemisch zu wirken. Wie aber hätte ein bloßer Angriffskrieg hingereicht, wo die Gegner ihr Besitzrecht durch die Beschaffenheit oder doch den dermaligen Zustand der heimischen Sprache zu behaupten suchten? Die Abwehr durch (d) positive Verherrlichung der deutschen Sprache wird deshalb zum wesentlichsten Kampfmittel der Vorkämpfer unserer nationalen Sprache.

---

1) Die Handschriften sind in heutiger Schreibung wiedergegeben, wo nicht die ursprüngliche charakteristisch ist, — wie alsdann ausdrücklich bemerkt wird. — Wo weder ein Druckort noch die Fundstätte der Handschrift angegeben ist, entstammen die Briefe von und an Gottsched und Frau handschriftlich der Leipziger Universitätsbibliothek, die Briefe an Bodmer und Breitinger handschriftlich der Züricher Stadtbibliothek.

a) Wie epochemachend die That des Thomasius und die stilleren Mahnungen von Leibniz auch erscheinen, noch 1733 konnte der Rektor der Universität Leipzig unter das von Gottsched am 8. Mai eingereichte Gesuch um Besoldung die Note setzen, Gottscheds Versuch, die Studierenden in deutscher Sprache zu unterweisen, sei „nicht gänzlich zu mißbilligen.“[1]) Nicht besser als an Universitäten war es an den Gelehrtenschulen bestellt. So schreibt M. Johannes Opitz aus Hirschberg an Gottsched unterm 2. Mai 1735: „Ich weiß mich noch gar wohl zu besinnen, wie ungerne es meine Lehrer allhier zu Hirschberg und Breslau sahen, wenn ich manchmal eine deutsche Rede statt der lateinischen hielt, ich ließ mich aber nicht abschrecken . . . Meinen Eifer vor die Muttersprache, sonderlich den letzten, habe, wenn ich die Wahrheit sagen soll, der so vortrefflich schön blühenden Gesellschaft in Leipzig[2]) zuzuschreiben, diese hat mich auch in der Ferne weit feuriger gemacht, als ich zuvor gewesen“. Über ähnliche Erfahrungen berichtet ein anderer Korrespondent Gottscheds, M. Karl Heinrich Lange aus Lübeck am 12. April 1744: „Unsere Musen finden hier noch immer ihre Mißgönner. Der Herr v. Seelen[3]) ist das Haupt davon und der vorige Subrektor Behrendt, ein bloßer lateinischer Sprachmeister, der nunmehr nach Berlin gegangen, war darin sein getreuer Gefährte. Diese beiden ehrlichen Leute hatten nicht genug, mir den Verfall der lateinischen Dichtkunst beizulegen, einmal weil ich die Leute zu deutschen Reimern machete, und dann, weil ich sie schon auf Schulen zu gottlosen Weltweisen machen wollte; sie mußten mich auch noch öffentlich, jedoch ohne Namen angreifen“. Schon hier zeigen sich die deutschen Sprachbestrebungen mit den weiteren Bildungsinteressen verknüpft. In der That wurde damals, wie in den Tagen Luthers, die deutsche Sprache zum Gefäß und Symbol der Aufklärung oder sagen wir besser des geistigen Fortschrittes. So hängt denn selbst Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben eng mit seiner sprachgeschichtlichen Bedeutung zusammen.

Solcher Zustände, über die sich Zeugnisse natürlich häufen ließen, müssen wir uns erinnern, wenn wir den Eifer würdigen wollen, mit welchem Gottsched den einseitig Lateingelehrten entgegentrat. Es zeugt für die wirkliche Tiefe seiner Auffassung auf diesem Gebiete, daß er die deutsche Sprache als Trägerin der Bildung, und ihre Gegner als lichtscheu hinstellt: „Man dürfte sich ja nur auf die alten Sprachen befleißen,

---

1) Handschriftlich aus den Akten der philosophischen Fakultät in Leipzig.

2) Natürlich ist die „Deutsche Gesellschaft“ gemeint.

3) Der Rektor, der übrigens ebenfalls Briefe mit Gottsched wechselt. Über ihn s. Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (Krit. Beiträge) Bd. III, S. 639 flg., von ihm ebd. Bd. V, S. 383 flg.

... so könnte man aller Skribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren. So lauten ungefähr die Worte gewisser Liebhaber der Finsternis, oder, daß ich sie bei ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes ... Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Egyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimnis zu machen; ... und die Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Teil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen".[1])

Unter den Gelehrten sah sich die katholische Geistlichkeit doppelt an das Latein gefesselt. Schon unter diesem Gesichtspunkte erscheinen die Beziehungen Gottscheds in solchen Kreisen bedeutungsvoll. Wie er besonders auch mit einigen Ordensgeistlichen korrespondierte[2]), so wurde er, der unablässige Förderer, zum Ehrenmitglied der unter den Benediktinern aufgerichteten deutschen Gesellschaft erwählt. Auch hier sahen die Zeitgenossen in den deutschsprachlichen Bestrebungen ein Vorschreiten auf Bildungspfaden. In diesem Sinne dürfte die Art aufzufassen sein, in welcher der bekannte Abt Jerusalem am 1. Juli 1753 in einem Briefe an Gottsched von dessen Ernennung Kenntnis nimmt: „Von der Societate Litteraria Germano-Benedictina kann, bei den illustern Mitgliedern, die sie sich erwehlet, ober Teutschland eine neue Erleuchtung hoffen."

b) Weit größere Gefahr noch drohte unserer Muttersprache von seiten des Französischen. Latein blieb immer eine tote Sprache und von vornherein auf die engeren Kreise der Gelehrten beschränkt, so daß es sich schlimmstenfalls um Wahrung des lateinischen Besitzstandes handeln konnte. Dem Französischen aber wohnte werbende Kraft inne; es war die Sprache der allmächtigen Höfe und des privilegierten Adels; alles was vornehm heißen wollte, drängte dieser Sprache zu.

Selbst Thomasius hatte nur gegen die lateinische als eine tote Sprache gewirkt, die französische dagegen zugelassen[3]). Mit desto größerem Nachdruck wies nun freilich Leibniz in seinen beiden deutschsprachlichen Abhandlungen die Überhandnahme der französischen Rede als unwürdig zurück und forderte auch die Anwendung der Muttersprache in Schriftwerken, ohne selbst diesen Grundsatz in größeren Schriften oder den meisten Briefen zu

---

1) Gottsched: Lob= und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen, S. 21 flg.

2) Siehe besonders Rud. Schachinger: Die Bemühungen des Benedictiners P. Placid Amon um die deutsche Sprache u. Litt. (Studien u. Mittheilungen aus d. Benedictiner= u. d. Cistercienser=Orden, Bd. IX u. X).

3) „Welcher Gestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?" — vgl. Danzel: Gottsched u. seine Zeit, S. 330 flg.

bethätigen. Wie weit zu Gottscheds Zeiten die Gallomanie gediehen war, zeigt Hallers Geständnis, daß in Bern Französisch die Schriftsprache wie die Sprache des feinen Umgangs war[1]). Gleiches bezeugt Anton Klein für die Pfalz noch während des dritten Jahrhundertviertels[2]). Ja, selbst die nachmalige Frau Gottsched schreibt als Braut ihrem Leipziger „Freunde": „Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich französisch schreibe? ... Sie sagen, es sei unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben, und meine Lehrmeister haben mich versichert, es sei nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgesitteten Leute schrieben französisch"[3]).

In solchem Zusammenhang werden wir das Herumwittern Gottscheds an den verschiedensten deutschen Höfen gewiß nicht als bloßes Kennzeichen des zeitgemäßen Strebertums hinstellen. Wiederum vielmehr greifen Gottscheds sprachliche Bestrebungen tief in die deutsche Bildungs- und Sozialgeschichte ein: seine engen Beziehungen zu mehreren Höfen und umfassender noch seine zahlreichen Freundschaftsbande in Kreisen des hohen Adels kommen in erster Linie der Ausbreitung unserer deutschen Sprache und Bildungsschätze zu gute, bahnen aber auch weiterhin die Emanzipation des dritten Standes, einen auf Gleichberechtigung beruhenden Verkehr zwischen Adel und Bürgertum an.

Hören wir einige neue Stimmen aus Gottscheds Kreis. Frau von Runkel in Dresden schreibt ihm am 20. Juli 1753: „Ew. Hochedl. ist die Ehre aufgehoben gewesen, die Reformation der deutschen Sprache vorzunehmen und Ihren Namen dadurch zu verewigen... Denn bis auf Ihre Zeit hat man nur die Schriften der Ausländer hochgeschätzt und ich besinne mich, von vielen das Vorurteil gekannt zu haben, daß sie kein deutsches Buch lesen mögten."

Durch dieselbe Dame läßt der Kunstschriftsteller Hagedorn, der Bruder des Dichters, am 6. Februar 1756 sein Bedauern ausdrücken, „daß ihm der Vater, der Verbesserer der deutschen Sprache, französisch geschrieben hätte, vermutlich weil sein Werkgen in dieser Sprache in der großen Welt erschienen wäre. Allein dieses sei blos aus der Ursache geschehen, weil er sich nicht getraut hätte, seine Muttersprache so rein und zierlich zu schreiben, als diejenige, so er mit vieler Mühe nach allen Regeln gelernt hätte." — Auch sonst muß sich Gottsched oft genug in die Situation schicken und namentlich gegenüber hohen Würdenträgern zur französischen Sprache greifen.

---

1) Vergl. Adolf Socin: Schriftsprache u. Dialekte im Deutschen, S. 391.
2) Schriften der Kurfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim Bd. I, S. 3 flg.
3) Briefe der Frau Gottsched, I. Teil (Dresden 1771) S. 6 flg.

Einmal rät ihm Graf Rostworowsky (24. Februar 1744) ausdrücklich, sich an den Grafen Wackerbarth in französischem Brief zu wenden. Graf Manteuffel dagegen fühlte bald mit seinem eifrigen Korrespondenten Erbarmen und gestattete ihm den Gebrauch der Muttersprache, während er selbst im Französischen verharrt.

Ihm gegenüber kann Gottsched denn wenigstens sein Herz ausschütten. „Wenn nur in Deutschland", ruft der betriebsame Sprachmeister (28. Dezember 1737), „eine solche Gesellschaft entstünde, als in England seit kurzem entstanden ist, die den Druck guter Bücher beförderte! Doch daran ist wohl nicht zu denken. Unsre reichen Leute haben so viel Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften nicht. Wir erziehen auch unsre große Herrn nicht so, daß sie die freien Künste hernach schützen könnten. Die Liebe zu dem Ausländischen herrscht bei den Höfen auch noch gar zu sehr. Noch mehr: Unsre Fürsten verstehen ja kaum ihre Muttersprache!" — Mit einem diplomatischen Geschick, das seinen Korrespondenten, den alten Diplomaten Manteuffel doppelt beschämt haben mag, weiß Gottsched auch da noch in seinem Sinne zu predigen, wo der Graf selbst sich in französischer Sprache litterarisch versündigte. Am 15. März 1738 schreibt er ihm: „Der höchstrühmliche Vorsatz, den Ew. Exc. gefasset haben, die Franzosen durch eine bessere Übersetzung der Horatianischen Gedichte zu beschämen, hat meinen Eifer für einen so Deutschgesinnten (!) Mäcenas auf das höchste getrieben. Die Eitelkeit dieses Volkes ist blos durch die übermäßige Geduld und Nachsicht der Deutschen so hoch gestiegen" u. s. w. „Zu allem Glück leben wir in einer Zeit, da unsre Nation selbst zu denken angefangen . . ."

Besonders interessieren müssen wohl Äußerungen, die im Hinblick auf Friedrich den Großen geschehen. Am 23. März 1740 schreibt Gottsched an Manteuffel nach Berlin: „Daß Künste und Wissenschaften unter des Kronprinzen Hoheit viel Gutes zu hoffen haben sollen, ist eine vortreffliche Nachricht für die Musen und ihre Freunde. Daß aber unsre Muttersprache ihre Rechnung dabei nicht finden soll, das ist ihr gemeines Schicksal bei allen unsern Großen; und zeiget von der unmäßigen Liebe der Deutschen zu allem was ausländisch ist. Doch wer weiß, ob nicht noch eine Zeit kömmt, da auch dieses Vorurtheil noch einen Stoß bekommen wird, und unsre Fürsten sich schämen werden, Affen ihrer Nachbarn zu sein, von denen sie zur Dankbarkeit nur für Dummköpfe gehalten werden." — Wenigstens beschenkte Friedrich das Schoßkind Gottscheds, die Königsberger Deutsche Gesellschaft mit einem königlichen Privileg und wiederholten Zeichen seiner Teilnahme[1]),

---

1) Vergl. nunmehr die soeben erschienene Schrift von G. Krause: Gottsched u. Flottwell, S. 28 flg. u. 34 flg.

und vor allem durfte sich der selbstgefällige Diktator mehrerer Unterredungen mit dem heldenmütigen Roi Philosophe laut rühmen. Daß er im Verlauf derselben den König auf die Fähigkeit der deutschen Sprache zu sanften und zarten Tönen hinweist und ihm in der Antwort auf das von Friedrich an den „Cygne Saxon" gerichtete Gedicht eine poetisch-historische Vorlesung über die deutschen Geistesthaten hält, gereicht unserm Gottsched gleicherweise zur Ehre.[1]) Er ließ denn auch nicht ab, auf eine Bekehrung des Königs zu hoffen. So dankt der frühere Sekretär der Königsberger Deutschen Gesellschaft, Reiffstein[2]) in Cassel am 22. Januar 1753 für Gottscheds Berlinische Neuigkeiten, mit dem Zusatz: „Und ich hoffe, daß Deroselben Vermutung von dem bevorstehenden Ende der französischen Sucht um so viel gewisser eintreffen, da nicht allein die gegenwärtigen Uneinigkeiten starke Vorboten davon sind, sondern auch u. a. die Geschichte des H. Arckenholtz T. 1, S. 252 franz. Ausgabe bezeiget, daß sich die französische Rotte an Christinens Hofe damals auf eben diese Art zerschlagen."

Solche Sprache wurde in Gottscheds Kreis geführt. Indessen gelang wirklich da und dort eine ganze oder halbe Eroberung. Derselbe Reiffstein äußert sich z. B. gegen Gottsched über den Kammerpräsidenten Geheimrath v. Borcke in Kassel folgendermaßen (16. Januar 1752): „Er ist ein Kenner und Liebhaber der Wissenschaften. Allein er ist einer unserer vornehmen Anti-Deutschen, der zu den erträglichen Werken der Deutschen blos die Übersetzungen rechnet. Doch hat derselbe öfters Ew. Magnif. Bemühungen und Werke öffentliche rühmliche Erwehnung gethan. E. M. werden nunmehro die beste Gelegenheit haben, ihn durch Erwehnung und Vorzeigung deutscher Originalstücke auf billigere Gedanken zu bringen." — Zu den größten Triumphen Gottscheds mußte es unter diesen Umständen gehören, selbst geborene Franzosen zur litterarischen Ausübung der deutschen Sprache bekehrt zu haben. Am 1. Oktober 1750 schreibt ihm der Stettiner Alethophile Pérard gelegentlich einer Einsendung für den „Neuen Büchersaal": „C'est pour la première fois de ma vie que je me suis hazardé à parler votre langue en public: je m'en suis tiré comme j'ai pu, et si j'ai votre indulgente approbation, je ne me croirai pas un petit personnage, je vous en répons." Welche geschichtliche Ironie liegt darin, daß dieser Franzose hinzusetzt, er habe auf einer Reise die Königl. Deutsche Gesellschaft in Greifswald aus der mehr als fünfjährigen Lethargie geweckt! — Ein ähnliches Zeugnis

1) Siehe im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" besonders VIII, 124 u. 147 flg.

2) Vergl. den Artikel Reifenstein in der Allgemeinen deutschen Biographie. Der Mann selbst schrieb sich Reiffstein. — Siehe auch Krause S. 118.

liefert ein Militär Gaillard von Görlitz aus, am 12. März 1753: „Bis dahin hatte ich nur in meiner Muttersprache gedichtet: d'Argent hatte mir gesagt, die Teutschen könnten nicht Dichter werden; Mauvillon hatte ihnen gar allen Witz abgesprochen . . . E. H. E. brachten mir bald die vorteilhaftesten Begriffe von einem Volke bei, an das ich, seitdem ich Dero Schriften gelesen, nur mit Ehrfurcht denken kann. Sie lehrten mich teutsch denken, teutsch reden, ja auch teutsch dichten, und ein Mensch, der bis dahin nur Virgil, Horaz und Ovid geliebet, dem nur Boileau und Molière geschmecket hatten, las anjetzt mit Vergnügen Opitz, Buchner, Neukirch, Günther, Pietsch und Gottsched." Diesem Schreiben fügt Gaillard eigene deutsche Gedichte bei. — Ja, Ende 1758 wird ein französischer Hauptmann Pierre de Pascal in Gottscheds „Gesellschaft der freien Künste" aufgenommen und hält in aller Form seine deutsche Antrittsrede.[1])

Der verhängnisvolle Zwiespalt, den wir trotzalledem in Gottscheds Verhalten gegen die Franzosen finden, ist nur zu begreiflich. Wenn insbesondre Pater Dornblüth unseren Grammatiker ganz als Gallomanen abkanzelt, so werden wir gewiß nicht vergessen, daß Gottsched die Nachahmung der Franzosen nur insoweit empfahl, als sie uns zum litterarischen Vorbild dienen und zum Wetteifer anspornen konnten. Daß sich die deutsche Dichtung, das deutsche Geistesleben an fremden Mustern zur Selbständigkeit erziehen mußte, hat auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum verleugnen können; nur war Gottscheds Zeit noch nicht für die Engländer reif, sie mußte noch durch die Schule der französischen Korrektheit gehen, ehe ihre Sprache und Dichtung geschmeidig genug war, um sich von englischer Ungebundenheit beflügeln zu lassen. Nur in diesem Sinne einer Verselbständigung der deutschen Sprache und Litteratur halten sich alle Äußerungen Gottscheds, welche zunächst auf Nachahmung französischer Einrichtungen hinzielen. Eine deutsche Dichtung, der französischen ebenbürtig, das hieß ihm im Stile der französischen, schwebte ihm vor. Den schon von Leibniz gehegten Gedanken einer deutschen Akademie sucht er nach gleichem Vorbilde zu verwirklichen, und es klingt tragikomisch, wie sich solche Lebensregungen deutschen Selbstbewußtseins auf Schritt und Tritt nur immer am französischen Gängelbande hervorwagten. Eine deutsche Akademie ist nötig — in Art der französischen; ein Staatsmann sollte sie begründen — ein deutscher Richelieu; auch die deutschen Höfe regen wohl hie und da die Dichtung zu Gelegenheitsschöpfungen an, — aber was werden die Franzosen zu solchen Geschmacklosigkeiten sagen? In dieser Tonart geht es immer

1) Gedruckt im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" VIII, 885 flg.

fort. Doch hören wir Gottsched selbst. An Manteuffel schreibt er den 31. Mai 1738: „Unsere Deutsche Gesellschaft, ja vielmehr unser ganzes Vaterland wird es demjenigen Mäcenas einmal ewig verdanken, der ein solches Werk, als die Errichtung einer solchen Gesellschaft der deutschen Sprache und freien Künste sein würde, glücklich ausführen wird. Hier ist noch ein Ruhm für einen deutschen Richelieu übrig; der aber gewiß so viel Einsicht, Geschmack und Eifer für das gemeine Beste und für die Ehre seines Vaterlandes haben müßte, als E. E. besitzen. Mit einem Worte, es wäre Schade, wenn die Ehre einer solchen Stiftung einmal jemanden anders zu teil würde. Wie nützlich eine solche Gesellschaft einem Lande sein könnte, das erhellet aus der letzlich bei unsern Solemnitäten in Dresden geprägten Medaille. Was würde nicht die Académie des belles Lettres an deren Erfindung auszusetzen haben? Und was müssen doch die Ausländer denken, wenn aus dem von Gelehrten wimmelnden, und wegen seiner Wissenschaft so berühmten Sachsen, solche schlechte Proben des guten Geschmackes mit Genehmhaltung des Hofes zum Vorschein kommen?"

c) Gottscheds Verdienste um Säuberung der deutschen Sprache von Fremdwörtern wurden noch in später Zeit selbst von Gegnern zugestanden. So rühmt ihm „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz"[1]) durch den Mund des Titelhelden mit sauersüßer Miene nach: „Er hatte die Einmischung der lateinischen und der französischen Wörter unter das Deutsche aus der Sprache verbannt." — Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts wirkten wohl segensreich genug, wenigstens als ein Damm gegen die Hochflut, die sich unter dem verstärkenden Einflusse des dreißigjährigen Krieges in die deutsche Sprache ergoß. Wie bedenklich trotzdem die Lage der deutschen Sprache um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts war, ersehen wir besonders eindringlich aus den ernsten Klagen von Leibniz: nie sei in Deutschland undeutscher geredet worden,[2]) ja es drohe die Gefahr, daß Deutsch in Deutschland nicht weniger verloren gehe als Angelsächsisch in England.[3]) Grundsätzlich stellt sich Gottsched auf den Standpunkt des großen Philosophen, indem er zugesteht, daß die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts zu weit gegangen und gewissen fremden, aber bequemen Wörtern das Bürger-

1) S. 89. Es handelt sich um eine von Bodmer verfaßte Streitschrift in der Klopstock-Schönaichschen Episode des Litteraturkrieges. — Berlin, bei Christian Friedr. Voß, 1755.

2) Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben, hg. v. Grotefend, S. 15.

3) Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache, § 20.

recht zu verstatten sei;[1]) „wo aber", eifert unser Sprachmeister,[2]) „im Deutschen gute Wörter vorhanden sind, da ist es lächerlich, sich der fremden zu bedienen". Den zugelassenen Fremdlingen will er wenigstens heimisches Ansehen gegeben wissen, sei es durch deutsche Endungen oder wenigstens durch deutsches orthographisches Gewand.[3]) In der Praxis geht Gottsched indes weiter, als es Leibniz wohl gutgeheißen hätte; namentlich die durchgeführte Verdeutschung von technischen Ausdrücken, wie in der Musik und Tanzkunst,[4]) so in der Grammatik („Sprachkunst") selbst hat dem betriebsamen Eiferer reichlich Spott eingetragen. In welchem Maße jedoch die verschiedenartigen Organe seiner Wirksamkeit, und unter den litterarischen auch die moralischen Wochenschriften,[5]) für Erhaltung der Sprachreinheit im deutschen Bürgertum gewirkt haben, dürfen wir über den lächerlichen Übertreibungen, denen Sprachreiniger gar zu leicht verfallen, nicht vergessen.

d) Gleich unhistorisch wäre es, das Pathos zu bespötteln, mit dem die Sprachforscher des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unsere Muttersprache als „uralte deutsche Haupt- und Heldensprache" ausriefen. Solcher überstolzen, phantastischen Hinweise bedurfte es, um der herrschenden Verachtung unserer Muttersprache das Gegengewicht zu halten. So stellte man sie nur dem Hebräischen an Alter nach; das Griechische und Lateinische glaubte man vom Deutschen ableiten zu können;[6]) auch sei unsere Sprache keineswegs härter als diese beiden antiken Kultursprachen.[7]) In verwandter Richtung bewegt sich eine gelegentliche Äußerung Gottscheds,[8]) der überhaupt gern und ziemlich skrupellos sein geliebtes Deutsch über fremde Sprachen erhob: „Doch läugne ich nicht, daß ich überhaupt dafür halte, die deutsche Sprache sei geschickt, zwo lateinische Zeilen in wenigern Silben und Worten vollkommen auszudrücken, dahingegen die lateinische und französische nicht fähig sind,

---

1) Vergl. Leibniz: Unvorgreifliche Gedanken §§ 15—19.

2) Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst, 5. Auflage (1762), S. 198.

3) Ebd. S. 199.

4) Ebd. S 200.

5) In den „Vernünftigen Tadlerinnen" s. besonders S. 11 flg. u. S. 179 flg.

6) J. B. Morhof an der Spitze seines „Unterrichtes von der teutschen Sprache und Poesie" (1682). Vergl. Rudolf Hildebrand: Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht (1890) S. 2 flg. und K. Burdach: Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache (Habilitationsschrift Halle 1884) S. 27 flg.

7) Morhof S. 447 flg.

8) An Hofrat A. v. Leyser 17. Juli 1742. Abschrift auf der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden, Original fehlt unter den Leipziger Hss.

alles, was zwo deutsche Zeilen sagen, in eben solcher Kürze zu geben." Überhaupt sieht Gottsched die französische Sprache, nach ihrer Blütezeit unter Ludwig XIV., zu seiner Zeit in Verfall, wohingegen „die Hochachtung unserer deutschen Sprache zusehends" wachse: in Dänemark, Schweden, Rußland werde sie „vor eine galante Hofsprache gehalten", auch in England und Polen wegen ihrer deutschen Fürsten viel geredet. „Wenn uns also diese Zeiten nicht zur Liebe unserer Muttersprache aufmuntern: so kann man nicht absehen, was man noch für vorteilhaftere Umstände dazu erwarten wolle".[1]) Dieser Patriotismus ist der Grundzug von Gottscheds sprachlichen Bestrebungen;[2]) die Echtheit desselben anzuzweifeln, wie es Schlosser gethan,[3]) liegt keine Veranlassung vor.

Zahlreich sind die freiwilligen Äußerungen von Zeitgenossen, welche die führende Stellung Gottscheds in der Sprachbewegung während seines Lebens hervorheben. Daß an ihm „unsere Muttersprache zu unserer Zeit den größten Lehrmeister hat", erkennt der Rektor M. Joh. Martin Prechtlein aus Marckbreit am Main den 20. Juni 1743 im Brief an Gottsched an. „Es bleibt wohl dabei", schreibt der Weißenfelser Alethophile Dr. Springsfeld am 18. April 1748, „daß E. H. E. unter allen Deutschen sich doch am meisten um die deutsche Sprache verdient gemacht haben, und noch machen: so sehr auch Mißgünstige und Neider auf eine recht niederträchtige Art öfters Ihnen Ihren wohlverdienten Ruhm zu rauben suchen. Die Nachwelt und Ausländer werden Richter davon sein". — Bezeichnend genug stellen gerade Gottscheds getreueste Anhänger aus seiner Spätzeit, Schönaich und Reichel, die sprachlich-philologische Seite seiner Verdienste voran. Ersterer äußert sich gegen Gottsched über den Kurator der preußischen Universitäten Geheimrat v. Bielefeld[4]) am 6. Brachmond 1752: „Ich habe mitten unter dem Lobe, das er Ihnen ertheilt, den klaren und lautern Berliner erkannt. Es ist doch wohl noch niemanden eingekommen, Dero Verdienste um unsere Sprache in Zweifel zu ziehen? Wenn in Berlin hiervon die Rede ist: so räumet man dieses gerne ein. Aber warum? Um Dero Verdienste um die Dichtkunst zu vergeringern (so!); gerade als wäre es widersprechend, ein Sprachlehrer und Dichter zu sein." Und Schönaichs Mentor Reichel gesteht dem Leipziger Exdiktator noch am 8. April 1755 zu: „Sie haben

---

1) Schlußworte seiner „Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig" (1731), S. 84.

2) Vergl. Heinr. Rückert: Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, 372.

3) Geschichte des 18. Jahrhunderts Bd. I (1836), S. 578.

4) Später unterhält dieser von seinen Gütern im Altenburgischen aus einen brieflichen und persönlichen Verkehr mit Gottsched bis in dessen letzte Lebensjahre hinein. Vgl. über ihn Allg dtsch. Biographie, Artikel Bielfeld, u. Krause S. 123 flg.

für Deutschland und für die schönen Wissenschaften mehr gearbeitet, als alle ihre Widersacher zusammengenommen: man müßte in der gelehrten Geschichte ganz und gar ein Fremdling sein, wenn man E. M. nicht für einen wahrhaftigen Reformator der deutschen Philologie halten wollte."

Nahm Gottsched auch unzweifelhaft in seinen Äußerungen über die deutsche Sprache den Mund etwas zu voll, so war er doch bemüht, ihr diejenige Vollkommenheit wenigstens zu verschaffen, welche er ihr beilegte.

2. Gemeindeutsch.

Vervollkommnung der deutschen Sprache hieß für Gottsched in erster Linie (A) Stärkung der Gemeinsprache und (B) Reinigung derselben von allen dialektischen Eigenheiten.

A.

a) Als Grundlage der Gemeinsprache galt der meißnische oder obersächsische Dialekt. Schon seit dem 16. Jahrhundert bis tief ins 18. hinein lassen sich Stimmen vernehmen, welche diese Auffassung kundgeben. Die Sprachforscher dachten bei einem solchen Zugeständnis in erster Linie an Luthers tonangebende Bedeutung für die Entwicklung der Gemeinsprache, nächstdem an die mittlere, für Sprachaustausch und Bildung günstige Lage Obersachsens. Die sprachgeschichtliche Sachlage war aber mit diesem konventionellen Kompliment für das Andenken des religiösen Reformators und für sein höfisch feines Vaterland nicht mit voller Präcision gekennzeichnet. Wir wissen heute, daß in der Norm der kaiserlichen Kanzlei der Urquell unserer Gemeinsprache ruht; daß sich ihr die kursächsische Kanzleisprache durch glückliche äußere Umstände anähnelte; daß dann allerdings auf dieser gemeinsamen Grundlage Luthers Eingreifen die obersächsische Ader der Gemeinsprache wesentlich kräftigte, — ohne doch damit ihre Entwicklung abzuschließen. Die Halbwahrheit eines solchen Zugeständnisses an das Meißnische wurde nur dadurch weniger offenbar, daß die Sprache der im 17. Jahrhundert führenden Provinz Schlesien sich nicht allzuweit von dem verwandten mitteldeutschen Dialekt Obersachsens entfernte. Aber man kann nicht sagen, daß die schlesischen Dichter obersächsisch geschrieben haben, wie immer sie eine Angleichung gesucht haben mögen. Ähnliches gilt im gewissen Sinne von Gottsched selbst: wäre er nicht einer Provinz entsprossen, deren Sprache auf künstlichem Wege trotz der äußersten nördlichen Lage einen dem Mitteldeutschen verwandten Charakter gewonnen[1]), so würde es ihm an der inneren wie

1) Vergl. Franz Pfeiffer: Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin, Einleitung.

äußeren Möglichkeit gefehlt haben, sich als Vorkämpfer der obersächsischen Mundart aufzuwerfen. Wenigstens bewahrt ihn seine sprachliche Provenienz vor manchen Einseitigkeiten, denen geborene Mitteldeutsche erlagen.

Es war allmählich zu einer Art πρῶτον ψεῦδος sprachgeschichtlicher Betrachtungen geworden, einen bestimmten Dialekt nahezu als Inbegriff der Gemeinsprache hinzustellen. Gottsched hält sich wenigstens soweit in den alten Bahnen, als er das Obersächsische umfassend als „beste Mundart" zu stützen sucht. Die beste Mundart sei insgemein diejenige, „die an dem Hofe, oder in den Hauptstädten eines Landes gesprochen wird". „Hat aber ein Volk mehr als einen Hof: so ist die Sprache des größten Hofes, der in der Mitte des Landes liegt, für die beste Mundart zu halten".[1]) Auch hier erklärt er nicht den „Pöbel", sondern „vornehme und gelehrte Leute" maßgebend.[2]) So werde man bei uns Dresden, „zumal des Hofes angenehme Mundart, mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren" — soll heißen: seit seinem eigenen Eintritte in die Leipziger Kreise — „in Leipzig gemachet, und im Schreiben eingeführet worden".[3]) Auch durch Hinweis auf die „Glaubensreinigung", auf die Bedeutung der Universitäten Wittenberg, Jena, Halle und Leipzig, auf den Leipziger Büchermarkt und auf die Thätigkeit des Palmenordens sucht Gottsched das Recht obersächsischer Vorherrschaft zu behaupten.[4]) Aber schon dadurch erweist er seinen weiteren Blick, daß er die „beste Mundart" nicht auf Meißen beschränkt, sondern er nennt darüber hinaus das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, die Lausitz, Niederschlesien; in all diesen Landschaften werde „in Städten, unter vornehmen, gelehrten und wohlgesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen".[5])

Grundsätzlich bedeutsamer noch ist es, wenn Gottsched den Dialekten der verschiedenen deutschen Landschaften „eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden" anfügt, „die in keiner Provinz völlig im Schwange geht", welche man „die Mundart der Gelehrten, oder auch wohl der Höfe" zu nennen pflege. „Diese hat jederzeit den rechten Kern einer Sprache ausgemachet"; auf griechischem Gebiete sei sie durch den Atticismus repräsentiert, auf römischem heiße sie Urbanitas; bei uns „kann man sie die wahre Hochdeutsche nennen."[6])

---

1) Vollständigere Sprachkunst[5], S. 3
2) Ebd. a. a. O. Vergl. ebd. S. 68.
3) Ebd. S. 402. Vergl. dort besonders auch die Anmerkung.
4) Ebd. S. 401 flg. und S. 67.
5) Ebd. S. 68.
6) Ebd. S 2 flg.

Von diesem Gesichtspunkte aus schwebt unserm Sprachmeister — der vielleicht durch eben diese Vorstellung aufhört, ein bloßer Sprachmeister alten Stils zu sein — schon früh[1]) eine zutreffende Anschauung von der andauernden Förderung der Gemeinsprache vor: In Leipzig findet sich die vorzüglichste Hochschule; aber nicht nur Gelehrte aus allen deutschen Provinzen träfen hier zusammen: des Handels wegen sei hier der stärkste Zusammenfluß von allerlei Landeskindern. Und nun fährt er fort: „Durch die Vermischung so vieler verschiedenen Mundarten aller deutschen Nationen, entstehet allmählich die allerbeste Art des deutschen Ausdrucks sowohl was die Redensarten, als auch, was die Aussprache anlanget. Ein jeder lernet durch den täglichen Umgang mit so vielerlei andern die Fehler seiner Provinzialsprache erkennen, und vermeidet sie auch hernachmals im Reden und Schreiben mit Fleiß, damit er nicht dadurch unverständlich oder gar lächerlich werde.“[2])

So tritt Gottsched gegen rein provinzielle Idiotismen Obersachsens auf. Auch der eifrigste Leipziger Korrespondent Bodmers, Johann Christoph Clauder, hält in Sachsen größere Gleichförmigkeit der Sprache wünschenswert. „Obgleich solche“, meldet er am 6. Dezember 1731 nach Zürich, „bei Hofe, unter Leuten von Stande und andern, die sich vom gemeinen Pöbel absondern, größtentheils eingeführet, so ist doch die reine Mundart noch nicht so allgemein, daß man überhaupt die Redensarten vornehmer Leute vor Regeln annehmen könnte.“ Gottscheds Herkunft aus einer entlegenen Provinz befähigte ihn zu einer kritischen Stellung auch gegenüber der Meißner Mundart.[3]) Seiner „geschickten Helferin“ Nachspiel „Herr Witzling“[4]) ist eine interessante Urkunde der Kluft, welche Gottsched zwischen seiner Gemeinsprache und dem Sprachstand seiner obersächsischen Schüler empfand. Und fortgesetzt wacht er über der Mundart, die um ihn herum erklang, und wehrt neu einreißender Verderbnis. 1762 schreibt er[5]): „Seit dem letzten Kriege, da soviel Brandenburger, Westphäler, Magdeburger und Pommern sechs Jahre in Sachsen gelegen, haben diese auch noch falscher sprechen gelernt und es heißt fast bei uns, wie Cicero von Rom saget: Omnis peregrinitas in urbem effusa est.“ Diejenigen, welche sich gegen die obersächsische Sprachoberhoheit auflehnen, halten Gottsched höhnisch entgegen, er selbst tadle ja manche Meißner Eigenheiten, wie besonders das viel besprochene

1) Nachricht von der Deutschen Gesellschaft (1731), S. 31.

2) Man vergl. die Jugenderinnerung Goethes in Dichtung und Wahrheit, — Weimarer Ausgabe der Werke, 1. Abt., Bd. XXVII, S. 57 flg.

3) Vergl. vollständigere Sprachkunst[5], S. 403. „Neuestes“ I, 597; IV, 55 flg.

4) Deutsche Schaubühne Bd. VI, S. 509 flg.

5) Vollst. Sprachkunst[5], S. 516.

Endungs-e wenigstens im Neutrum Singularis der Substantiva;[1]) nur übersah man, daß Gottsched die obersächsische Mundart wohl als relativ beste, nicht aber als die schlechthin maßgebende hingestellt hatte.

Gottscheds Auffassung der Gemeinsprache zerstört auch insofern alte fromme, aber allmählich unhaltbar gewordene Tradition, als er beherzt mit der einseitigen Berufung auf Luther bricht. Schon auf dem Titelblatt verweist seine „Sprachkunst" auf die besten Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts als Muster. Die neueren sprachgeschichtlichen Forschungen von K. Burdach[2]) haben mit besonderm Nachdruck bewiesen, wie weit sich in der That die Gemeinsprache in zwei Jahrhunderten von dem Brauch des Reformators entfernt hatte und wie bedeutsam Gottscheds That der Ehrlichkeit uns erscheinen muß. Die Art, in welcher Gottsched überall von Luther spricht, läßt keinen Zweifel, daß ihm nie auch nur die Erwägung nahe trat, den Reformator als fortwirkend lebendige Sprachmacht anzuerkennen.[3]) Selbst seine historische Würdigung der Sprachbedeutung Luthers hält sich frei von Überschätzung.[4]) Schließlich war durch Normierung der Sprache nach den besten Schriftstellern des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts wiederum einem einseitigen obersächsischen Charakter der Gemeinsprache wirksam begegnet.

Gleich ablehnend verhält sich unser Grammatiker zu der Fortdauer jenes anderen Einflusses, der zur Begründung des Neuhochdeutschen einst in erster Linie mächtig war. Die Kanzleisprache ist ihm in dem Maße abgethan, daß er selbst ihre geschichtliche Bedeutung nicht mehr oder noch nicht erkennt. In seinen Zeitschriften und seiner Sprachkunst, mit ganz besonderer Schärfe und Beharrlichkeit aber in späten „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" (1758) hat Gottsched siegreich den Kampf gegen die Kanzleisprache geführt, die auf weitesten Gebieten der Prosa noch geherrscht

---

1) Dornblüth: Observationes S. 269.

2) Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache (1884) und die Sprache des jungen Goethe (in den Verhandlungen der 37. Versammlung deutscher Philologen, 1885); s. hier besonders S. 167.

3) In der „vollständigeren Sprachkunst" wird Luther meist abweisend erwähnt. In der „ausführlichen Redekunst" (1736) S. 22 erscheint er neben Melanchthon nahezu sekundär auf rhetorischem Gebiete.

4) Schon „die vernünftigen Tadlerinnen"², II. Teil S. 26 kennzeichnen Luthers Sprache als veraltet. — „Krit. Btrge." VI, 371 wird auf Elemente seiner Sprache verwiesen, die nicht gemeindeutsch. — Ebd. S. 335 heißt es lakonisch: „Doch wird niemand fordern, daß man die Rechtschreibung seiner Übersetzung (der Bibel) schlechterdings mit eben so vieler Ehrerbietung annehmen solle, als das Buch, welches er übersetzt hat."

hatte.[1]) Äußere Zeugnisse über ihr Fortwirken treten uns nicht nur auf oberdeutschem Gebiete, besonders in Dornblüths „Observationes“[2]) entgegen, auch in Norddeutschland gab es noch Kreise, welche Hof und Kanzlei zu Wien als sprachlich mustergiltig zu bezeichnen wagten.[3]) Konnte sich doch selbst im Hauptquartier der reinen Schriftsprache noch 1731 eine keineswegs vereinzelte Stimme wenigstens also vernehmen lassen:[4]) „Wir geben den Preußischen und Chur-Sächsischen Kanzeleien vornehmlich den Vorzug, daß selbige, für andern in Teutschland, eine gute, reine und beschnittene Feder haben“.

b) Mit 24 Jahren betrat der Ostpreuße, der Königsberger Gottsched obersächsischen Boden. So feste Wurzeln er hier schlug, berechtigt doch nichts zu der Annahme, daß sein Herz und Geist dem alten engern Vaterlande untreu ward. Im Gegenteil gehörte eine ehrenvolle Rückberufung zu seinen dauernden Wünschen. Sprachlich zumal mußte ihm der heimatliche Dialekt unverwischbare oder jedenfalls nicht so leicht abzustreifende Spuren aufgedrückt haben. Durch den bloßen theoretischen Willen konnte ein Fremder nicht mit einem Schlage meißnisch schreiben, geschweige denn sprechen. Noch kurz vor seinem Lebensende, vier Jahrzehnte nach seinem Einzug in Leipzig spricht Gottsched mit Stolz über die preußische Mundart, sogar mit einer gelegentlichen Herabsetzung des Obersächsischen: Am 22. August 1764 schreibt er seiner Nichte und Pflegetochter Viktorine Grohmann geb. Gottsched in Zwickau:[5]) „Auf ihre Anfrage: ob man in Preußen sage: es giebt Örter, oder Orte, oder es sind Orte? das ist eine wunderliche Beschuldigung. Man darf ja nur Achtung geben, wie Sie, liebe Frau Muhme sprechen: so wird man das erste hören, und nicht das letzte. Es kann aber wohl sein, daß einige Magdeburger, Märker, Pommern oder Schlesier unter den preußischen Offizieren, die in Sachsen gewesen, so gesprochen haben; die man fälschlich für Preußen gehalten hat. Denn wir erkennen alle diese für unsre Landsleute nicht. Sie reden viel kauderwälsches Zeug, das wir Preußen nicht sagen; so wenig als wir nach Art der Meißner sagen: Es hat Örter, es hat Städte u. dergl. Wir würden viel lieber sagen: Man findet Städte; man trifft Örter an, u. dgl. m.“ Daß Gottsched dabei

1) Vergl. Burdach: Die Sprache des j. Goethe a. a. O. S. 170 flg. — Edw. Schröder i. Göttingischen Gel. Anzeigen 1888 S. 284 flg.

2) Grundsätzlich verfochten S. 355.

3) Vergl. Adolf Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, S. 430 flg.

4) Im I. Bd. des Universal-Lexikon von Zedler zu Leipzig, Vorrede des Kanzler v. Ludewig zu Halle, S 3.

5) Hs. — Gottscheds Briefe an diese Verwandte bewahrt die Leipziger Universitätsbibliothek gesondert von der hier viel angezogenen gelehrten Korrespondenz des Mannes.

fortgesetzt gegen die Schwächen seiner Mundart nicht blind war, zeigt eine ungefähr gleichzeitige Mahnung unterm 21. Heumond 1764 an dieselbe Adresse: „Glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Ihnen an der guten Aussprache viel Annehmlichkeit im Umgange entgeht; und üben Sie sich noch immer langsam und deutlich, zumal das s, z und tz, auszusprechen."

Die eigentümliche Beschaffenheit der Sprachverhältnisse im früheren Deutschordensland und so besonders auch in Königsberg[1]) befähigte Gottsched ohne weiteres in eine Entwicklung einzugreifen, die sich aus andern Voraussetzungen herausgebildet. Die Germanisierung Ostpreußens geschah durch Krieger und Kolonisten aus verschiedenen deutschen Gauen, namentlich wissen wir von mitteldeutschen Einwanderern, so daß, wenn auch nicht so allgemein, wie das Franz Pfeiffer voraussetzt, doch stellenweise eine vermittelnde Sprachbewegung anzunehmen sein wird. Jedenfalls waren nicht nur Ordensritter, sondern vor allem die Hochmeister und — ihre Schreiber hochdeutscher Zunge, so daß die Kanzlei zur Zeit der Reformation auch hier bereits in grundsätzlicher Übereinstimmung mit den spracheinigenden Bestrebungen der damaligen kaiserlichen und kursächsischen Kanzlei arbeitete. Aus der Verwaltung gelangte Hochdeutsch nun in die Kirche, in der Folge an die neue Universität, und durchdrang das litterarische Leben Königsbergs. Da die Bevölkerung keinen einheitlich stammhaften, ur- und erdgeborenen Dialekt sprach, wird der fast dialektfreie Einfluß der hochdeutschen Schriftsprache auf ostpreußischem Boden begreiflich. Wenn der Süddeutsche vom Ostpreußen aussagt, er rede wie es in Büchern steht, so wird der gemeindeutsche Charakter der ostpreußischen Litteratursprache noch verständlicher bezeugt.

Es wäre danach nicht korrekt, unserm Grammatiker die meißnische Mundart beizulegen, auch wenn er nicht überhaupt von der Engherzigkeit einer allein herrschenden Mundart frei gewesen wäre. Im wesentlichen aber trug Gottscheds Sprache wirklich mitteldeutschen Charakter. Sein Abstand, seine ursprüngliche Fremdschaft gegenüber dem Meißnischen bekundet sich danach nur gelinde nach zwei Richtungen: wie er zur Abwehr bloßer Provinzialismen Meißens gerüstet ist, so brechen anderseits hie und da, allerdings fast unmerklich, leise Anklänge und Unarten seiner heimatlichen Eigenart durch. Die Mundart bekundet sich in der Schrift besonders augenfällig durch den Reim. Wie wenig nun auch im Deutschen einzelnen unreinen Reimen für dialektische Störungen ohne

1) Vergl. außer Franz Pfeiffers schon erwähnter Einleitung zu Nicolaus v. Jeroschin noch G. Th. Hoffheinz: Über den ostpreußischen hochdeutschen Dialekt (Altpreußische Monatsschrift N. F. IX, 447 flg.), auch F. Kluge: Von Luther bis Lessing S. 102.

weiteres Beweiskraft zugesprochen werden dürfte, so muß es doch wohl als Anzeichen und Ausfluß ostpreußischer Mundart, die freilich auch hierin dem Meißnischen nahestand, gelten, wenn Gottsched auffällig und überwiegend[1]) ei mit eu und äu, lang ä mit lang e, lang ö mit lang e, kurz ä mit kurz e, kurz ü mit kurz i, und besonders häufig lang ü mit lang i, ie, ieh reimt. Die saloppe ostpreußische Aussprache bekundet sich schon hierbei, doch auch sonst in der Schreibung. Manches der Art hat Gottsched auf obersächsischem Boden allmählich abgestreift; so steht in der ersten Auflage der „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725/6) männersichtig gegen männersüchtig der zweiten Auflage (1738), ebenso sind in ihr ä, ö und e meist richtig abgegrenzt, während die erste Fassung Schreibungen führt, in denen Gottsched durch seine heimische Mundart wenigstens bestärkt sein dürfte. Neben Eigenarten und Schwankungen, die das ostpreußische Hochdeutsch mit dem meißnischen gemein hat, stehen Abweichungen wie Fehlen des „sächsischen e": Geschicht in der 1. Auflage der „Vernünftigen Tadlerinnen" hat die 2. Auflage in Geschichte, ja auch geschah der 1. in geschahe umgewandelt. Ferner bietet die 2. Auflage die durchgedrungenen und korrekten Formen gegen die teils inkorrekten, teils hinter dem Leipziger Sprachstand zurückgebliebenen, z. B. gegen die in 1. Fassung schwachen Genitive: z. B. des Monden, eines Heroldеn, Tonnen Golden; desgleichen eines Lehrjungens, diese Zierathen u. a. m. Schließlich dürfte sein eigensinniges Festhalten an den berüchtigten Schreibungen und Etymologien von Schmäucheln, Knäbelbart u. dergl. mit dem ostpreußischen Schwanken in der Aussprache zusammenhängen. Sicherer aber als in gelegentlichen Spuren werden wir principielle Einflüsse des Ostpreußischen in Gottscheds grammatischen Regeln nachweisen können[2]). So wenig merklich sich danach Gottscheds Sprache vom Obersächsischen scheidet, war er doch in eine ähnlich glückliche Lage wie diejenigen versetzt, welche nach einem alten Ausspruch das beste Deutsch nicht nur schrieben, sondern auch redeten:[3]) „Meichsner — hieß es — wenn sie untern leuten gewesen und ihres Landsmans vergessen, reden ein gut deutsch"; so gelangte auch er, mit einer der Gemeinsprache nahestehenden Mundart ausgerüstet, auf fremden Boden, wo er das Provinzielle bald abstreifen konnte, um so wirklich zu annähernder Reinheit der Schriftsprache allmählich durchzudringen.

---

1) In seiner Übersetzung der Dichtkunst des Horaz an der Spitze der „Critischen Dichtkunst" (1730) z. B. sind die einschlägigen Reime fast zu vier Fünfteln unrein.

2) Siehe Abschnitt 3 Cb.

3) Joh. Mathesius 1570, — vergl. Hildebrand S. 333.

B.

Provinzialismen, dialektische Spuren, selbst (a) der mittel- und niederdeutschen Mundarten, verfolgt Gottsched mit Feuereifer. Um wieviel mehr mußte er gegen die auf oberdeutschem Boden: (b) im Rheinland, in der Pfalz, Bayern und Schwaben, (c) in Österreich und (d) in der Schweiz üppig wuchernden, von der Gemeinsprache noch kaum eingeengten Dialekte in Harnisch geraten! Die Erwägung lag seiner Nivellierungswut fern, daß man die „naive" Schreibart nicht „erwischen" könne,[1]) wenn man statt der heimischen Mundart eine kunstmäßig erlernte Gemeinsprache schrieb. Aber vergessen wir nicht, daß geschichtliche Entwicklungen sich stets in einseitigen Vorstößen, in Ansatz und Gegensatz vollziehen, die sich allmählich erst selbst vermitteln und ausgleichen. Vorerst galt es, die Herrschaft der Gemeinsprache über ganz Deutschland zu verbreiten; dieser Prozeß vollzog sich unter Gottscheds wesentlicher Mitwirkung — wie jeder Eroberungszug — zunächst mit Härte und despotischer Unterdrückung. Nachdem die Oberherrschaft des Hochdeutschen unerschütterlich begründet war, konnte es sich als milder Herrscher erweisen und den Dialekten von Fall zu Fall Gehör, ja nach Umständen auch Erhörung gewähren. Ein philosophischer Geist wie Leibniz[2]) mußte von vornherein dies Verhältnis allseitig überschauen und das Recht der Dialekte auf Anteil am Leben der Gemeinsprache betonen, — einem praktischen Werkzeuge der Sprachgeschichte wie Gottsched werden wir einseitig beschränkte Erfassung der ihm gestellten Aufgabe des Augenblicks nachsehen dürfen.

a) Auf mittel- und niederdeutschem Sprachgebiete war der Anschluß an die hochdeutsche Gemeinsprache lange vor Gottscheds Eingreifen dem Grundsatze nach erreicht.[3]) Aus allen Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands wenden sich schon Ende der zwanziger Jahre nach Erweiterung der Ziele der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig Gelehrte mit Aufnahmegesuchen an dieselbe[4]), so daß auf diesem Boden weithin verstreut freiwillige Mitarbeiter für Gottscheds sprachlich-litterarische Bestrebungen erstanden. Daneben ward aus fast jedem von ihm ausgebildeten Jünger ein Apostel. Von Hamburg schreibt Lamprecht einmal (am 30. Juli 1735) geradezu — und an ähnlichen Äußerungen ist Gottscheds

1) Worte Bodmers im „Mahler der Sitten" II, 628, — vergl. R. Hildebrand S. 323 flg.

2) Siehe Unvorgreifliche Gedanken § 32.

3) Den vereinzelten Widerspruch eines Obersachsen in des Prof. Michaelis Göttinger Antrittsrede (1750) fertigt Gottsched höflich ab im „Neuesten" I, 582 flg.

4) Nachricht von der Deutschen Gesellschaft S. 57 flg.

Briefwechsel reich: „Ich eifere hier für den guten Geschmack und predige denselben allenthalben als ein getreuer Apostel.“

Wir dürfen also feststellen: die einen sandte Gottsched aus, die anderen suchten aus eignem Antriebe seinen Rat. Nach welcher Richtung auf mittel- und niederdeutschem Boden ein solcher noch erforderlich war, zeigt der Briefwechsel mit voller Klarheit. Die Rechtschreibung ist es, die hier noch der Regelung, der Übereinkunft bedurfte. Vernehmen wir zunächst einige charakteristische Einzelstimmen.

Aus Hirschberg in Schles. schreibt Daniel Stoppe am 22. September 1734: „Unser Buchdrucker hier ist ein wunderlicher Mann, ich würde zu viel zu zanken mit ihm haben, wenn ich alle Carmina laut den orthographischen Regeln der Gesellschaft gedruckt haben wollte.“ Nun aber, für seine dritte Fabelsammlung, die in Leipzig gedruckt werden sollte, bitte er um Nachweis eines entsprechend geschulten Korrektors, gegen „ehrliche Bezahlung“.

Ein Jahr später, am 30. September 1735, schreibt der Inspektor des Waisenhauses in Züllichau, Johann Christian Steinbart: „Ich habe, da mir in hiesigen Anstalten die Aufsicht über das Schulwesen oblieget, mit denen Herren Praeceptoribus oft konferiret, wie man die unterhabenden Kinder unter andern zu einer grundrichtigen Deutschen Orthographie am leichtesten anführen möchte... Vielmehr will die Sache Dero hochgeneigtem Urteil völlig übergeben und um Dero und einer Hochlöbl. Deutschen Gesellschaft entweder Bestärkung in dieser und jener Wahrheit, oder Zurechtweisung und Belehrung eines bessern in einem und anderm Punkt aufs inständigste Ansuchung gethan haben. Es genießet unsere deutsche Sprache anitzt das Glück, daß sie von vielen gelehrten und geschickten Männern immer mehr ausgeübet wird. Wem ist unbekannt, wie viel man hierin der Hochlöbl. Deutschen Gesellschaft zu danken habe? Aller Augen sind auf dieselbe gerichtet.“

In gleicher Richtung ist eine, um ein weiteres Jahr spätere Briefäußerung von H. C. Lemcker in Lüneburg bemerkenswert; dieser übersendet am 19. September 1736 einen Aufsatz zur Prüfung auf Druckreife durch die „Deutsche Gesellschaft“, dabei bemerkt er: „In der Rechtschreibung dürfte vielleicht ein und das andere von dem Gebräuchlichen abgehen. Ich bin noch nicht zur vollkommenen Festigkeit in derselben, sondern wünsche nebst vielen dieses Orts, daß die Hochlöbl. Gesellschaft ihre längst versprochene Gedanken von dieser Sache bald gemein machen mögen.“

Etwas weiter greift die gelegentliche Bitte Quandts, des Präsidenten der Königsberger Deutschen Gesellschaft, wenn er am 18. August 1747 eine „Übereinkunft der Ausdrücke“ in den von verschiedenen Mitgliedern seiner Gesellschaft übersetzten Reden des Fléchier hergestellt wissen will.

Als dann 1748 Gottscheds „Sprachkunst" erschienen war, empfand man in seiner Heimat den spracheinigenden Charakter derselben besonders wohlgefällig. Am 7. November dankt Gottscheds Schildknappe Flottwell seinem Meister für „diese so glücklich und fast mit allgemeiner Übereinstimmung der Provinzen ausgeführte Sprachkunst."

Bereits in seiner „Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig" von 1731 erwähnt Gottsched S. 68 seinen Briefwechsel mit dem Sekretär der Berliner Akademie, Geheimrat Daniel Jablonski behufs Verständigung über eine „grundrichtige Rechtschreibung". Nachdem Gottsched eben zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt war, wendet sich Jablonski unterm 24. April 1730 an ihn mit folgenden Zeilen, die wir wegen der behandelten Materie orthographisch getreu wiedergeben: „E. H. E. wollen aus beikommender so betitelter Kurzen Erzehlung[1]) hin und wieder anzumerken belieben, wie unter denen der Societaet zur Bearbeitung aufgegebenen Wissenschaften auch das Aufnehmen der vaterländischen Geschichte und Sprache begriffen, da denn, was absonderlich die leztere betrifft, von Anfang her unterschiedliche Vorschläge, wie man hierzu erspriesslichen eingang finden möge, ins mittel gebracht und bei fortgesetzter Uberlegung vor gut befunden worden, daß zu solchem Zweck zu gelangen, vornemlich mit der Vestsezung einer richtigen und beständigen Rechtschreibung der anfang gemacht, und die zum grund geleget werden müsse. Und weil dergleichen zu erhalten, anderst als durch einen allgemeinen Beifall aller der Deutschen Sprache verständiger, nicht wol möglich, dieweil in Dingen von dieser art das Ansehen allein oder ein bloßer Macht Spruch wenig gelten, und schwerlich jemand von dem andern ein gesez annehmen, oder sich vorschreiben lassen dörfte, und es überhaupt auf eine vernünftige überzeugung und freiwillige Zustimmung ankommen wird, so ist davor gehalten worden, daß wenn einige allgemeine regeln und grundsäze könnten erfunden und angegeben werden, die als unbeweglich und unstreitig von allen und jeden beliebt und angenommen werden wollten, nach welchen so dann die vorkommenden zweifel und unrichtigkeiten, als nach einer beständigen richtschnur geprüfet und entschieden werden möchten, eine solche durchgehende zustimmung und übereinkommung zu wege gebracht werden könnte." Jablonski erwähnt alsdann, wie früher ein Fortschreiten in Ausführung eines solchen Entwurfs auf Hindernisse gestoßen sei, um fortzufahren: „Da aber der rühmliche fleiß der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig sich offentlich zu

---

1) Jablonski hatte schon 1719 einen Versuch über die Rechtschreibung verfaßt. Vergl. seinen Entwurf eines deutschen Wörterbuchs, — Krit. Btrge. V, 480 flg. — Sonst s. über den Mann Allg. Dtsch. Biogr.

erkennen gegeben, hat man alsobald geurteilet, wenn diese löbl. Gesellschaft solchem vorhaben beizufallen bewogen werden könnte, und dasselbe mit zusammengesezten recht zu fördern sich gefallen lassen wollte, daß durch derselben schon erworbenen und immer mehr wachsenden Ruhm und Ansehen der sachen ein starkes Gewicht zufallen würde. Wie nun hiezu durch E. H. E. Beitritt zu unser Societaet gleichsam die Bahn gebrochen und die tühr geöffnet, mit jener löbl. Gesellschaft in ein näheres Vernehmen zu gerahten, so habe E. H. E. diese etwaß lange Anzeige von der ganzen sache zu tuhn mir die freiheit genommen, mit angefügter bitte, wenn es ohne Dero beschwerde geschehen kan, Dero gedanken darüber mir nicht zu verhalten."

Die Leipziger Deutsche Gesellschaft beauftragt neben Gottsched den M. Johann Heinrich Winkler mit Aufstellung von Anmerkungen zu Jablonskis Anweisung und ändert sodann einzelnes[1]). Gleichzeitig sucht sie die Schwestergesellschaft zu Jena in diese orthographischen Einigungsbestrebungen hineinzuziehen. Bereits am 8. Juni 1730 schreibt Hermann Adolf le Fèvre aus Jena, zugleich im Auftrage des Seniors Prof. Stolle, an Gottsched: „daß sie nicht nur den gethanen Vorschlag wegen der Rechtschreibung den Mitgliedern der hiesigen Gesellschaft angerühmet, sondern sich auch jederzeit eine sonderbare Freude daraus machen würden, zu allgemeinem Nutzen eine beständige Einigkeit beider Gesellschaften zu unterhalten." Gottlieb Stolle selbst schreibt am 25. Oktober desselben Jahres: „Wir freuen uns rechtschaffen, daß sich alles so harmonisch anläßt, und glaube ich gar nicht, daß über den Punkten der Rechtschreibung, so Sie gemeldet, eine Zwiespaltung entstehen werde, nachdem man darin bereits geschickte Vorgänger gehabt." Indessen zeigt sich Stolle selbst zurückhaltend gegen die von der Leipziger Gesellschaft aufgestellten Regeln[2]); noch am 23. September 1734 äußert er sich gegen Gottsched: „Was E. H. E. von der Rechtschreibung melden, das will ich künftigen Sonnabend der teutschen Gesellschaft zur Überlegung übergeben. Ich vor mich gestehe, daß ich die Zeit nicht habe, die Regeln der Gesellschaft selbst recht zu beobachten; ich schreibe, wie ich gewohnt bin; ja ich stehe in der persuasion, daß ich wenigstens in ein und anderm Punkt mehr Grund vor mir habe, als alle teutsche Gesellschaften, wenn ich z. E. schreibe: schlüße und genüße, weil es heißt Schluß, Genuß. Es kann aber doch wohl sein, daß Sie mehr Grund haben, nur daß ich ihn noch nicht einsehe." — Selbst den abweichenden Namen „Teutsche Gesellschaft" behielten die Jenenser zum

1) Siehe „Nachricht von der Deutschen Ges." a. a. O.

2) Die „Nachricht von der Deutsch. Ges." brachte 1731 einen Anhang „von ihrer deutschen Rechtschreibung." — Spätere Versuche s. Krause S. 111 flg.

Spott der gemeinsamen Neider bei. Unter den weit verstreuten Mitgliedern und Anhängern der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig wirkten deren Bemühungen trotz solchen vereinzelten Eigensinns klärend und spracheinigend.

b) Der Niederrhein, obgleich katholisch, hatte seinen Anschluß an die Gemeinsprache längst gesucht.[1]) Anders der katholische Süden. Wie sich Oberdeutschland überhaupt noch der Spracheinigung auf wesentlich mitteldeutscher Grundlage nach Möglichkeit entzog, so stand seine katholische Bevölkerung mit doppeltem Mißtrauen dem „obersächsischen", dem „lutherischen" Bildungsleben gegenüber.[2]) Jetzt streckten von Mitteldeutschland, insbesondere Obersachsen, geistige Führer ihre Hände den Katholiken freundlich tolerierend entgegen. Von Luther als lebendiger, fortwirkender Sprachautorität war nicht länger die Rede. Die Männer der Aufklärung waren trotz größerer religiöser Ferne vom Katholizismus doch nicht dogmatisch lutherisch genug, um die christliche Schwesterkonfession zu verfolgen. Anderseits regte sich in der katholischen Geistlichkeit fortgesetzt hie und da ein wirklich deutsches Bildungsstreben, so daß sich einzelne Anknüpfungen boten, wie feindlich auch die fremd eingewanderten Jesuiten jeder nationalen Regung gegenüberstanden. Immerhin wissen wir von zahlreichen deutschen Jesuiten, welche sogar für die Christian Wolffsche Philosophie Interesse bekunden. Auch Gottsched rühmt sich,[3]) er habe „viel katholische Kavalier in Privatstunden gehabt", ohne mit ihnen von Religion zu reden. Stand er doch auch mit dem Kardinal Quirini und anderen katholischen Geistlichen in gelehrtem Briefwechsel.

Als das in Benediktinerkreisen entfachte deutschsprachliche Interesse zur Bildung einer eigenen gelehrten Gesellschaft mit dem Sitz in Kempten führte, ernannte diese, wie wir sahen, denn auch alsbald Gottsched zum Ehrenmitgliede. Am 4. Mai 1753 meldet dies der Promotor und Sekretarius in folgender Weise: „Societas Germano-Benedictina Te Virum de bonis artibus et solidioribus disciplinis optime meritum in Collegarum suorum album tamquam Membrum honorarium referre statuit." Am Ende seines Lebens konnte Gottsched mit Befriedigung auf die Früchte seines sprachlichen Hinüberwirkens nach Oberdeutschland schauen. Seiner Nichte sendet er den 30. Januar 1765 ein Buch, das ihm „dediciret worden", „als eine Probe, wie man auch im Oberdeutschlande schon ziemlich gut

1) Vergl. Edward Schröder in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1888, S. 283.

2) Vergl. Burdach: Einigung S. 9. — Kluge a. a. O. S. 128 flg.: „Oberdeutschland und die Katholiken."

3) Im Brief an Graf Manteuffel den 2. November 1745.

zu schreiben anfängt."[1]) Ziemlich gut, das hieß ihm ziemlich dialektfreie Gemeinsprache.

Welche Zustände fand Gottsched auf oberdeutschem Boden vor? und wie bekundet sich allerorten sein Eingreifen?

Im Oberrheingebiet war noch um die Mitte des Jahrhunderts deutsche Sprache und Bildung weit im Rückstande. Während sich der Niederrhein dem norddeutschen Geistesleben und so auch der „Sprache des Protestantismus" nicht entziehen konnte, begünstigte der oberdeutsche Sprachstand das katholische Fernhalten[2]) und Mißtrauen gegenüber der zuerst von Luther in weitere Kreise getragenen Gemeinsprache. So klagt Joseph Anton von Bandel aus Konstanz am Bodensee den 24. April 1750 unserm sprachlichen Diktator das Leid seiner süddeutschen Glaubensgenossen: „In was elenden Stand die Wissenschaften und Teutsche Sprache bei uns Katholiken verfallen, darf ich Selben nicht lang klagen. Doch wird mein Trieb vielleicht auch nicht mißfallen, wenn ich mich einem Wunder der Zeit, dem großen Gottsched, nahe, und von einem so unschätzbaren Lehrer Hilfe und Gnad erwarte?"

Namentlich aus Straßburg ertönen — doppelt begreiflich — fortgesetzt Klagelieder über den Sprachstand, meist durch den Mund ehemaliger Gottschedscher Schüler. Ch. G. Wolff, ein Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft, schreibt von dort am 29. Dezember 1730 unter anderem parodistisch: „Die Stroßburger Sproch schickt sich nit recht zur Tragödie, besser zur Komödie"; bei der Privataufführung einer übersetzten Tragödie habe er sich „bald krank gelacht". Ebendaher berichtet Gottscheds Schüler M. Steinauer am 13. September 1738: „Die deutsche Sprache ist hier ärmer als man glaubt". Besonders fehle es an gedruckten Anweisungen; und überdies glaubten die Einwohner, sie sprächen gutes Deutsch. Wie Gottscheds Einfluß hier eine Umgestaltung anbahnt, zeigen schlecht und recht die Verse, mit welchen D. G. H. Behr am 6. Mai 1743 den Leipziger Gelehrten ansingt. Er mahnt diesen an sein Versprechen, ihm für sein deutsches Lehrbuch der Medizin[3]) eine Vorrede zu schreiben:

---

1) Hs. Leipziger Universitätsbibliothek in dem Sonder-Briefwechsel mit der Nichte.

2) Schon daß Luthers Bibel und Schriften nicht wie in protestantischen Kreisen zu Volksbüchern werden, entzog der neuen Gemeinsprache im 16. und 17. Jahrhundert das wichtigste Werkzeug in katholischen Kreisen.

3) „Zwei Bücher von der Materia Medica" ließ Behr 1748 in Straßburg erscheinen. Den Einfluß Gottscheds bekundet schon die 1739 veröffentlichte Abhandlung: „Die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der teutsch geschriebenen Arznei-Bücher." Vergl. seinen Brief an Gottsched vom 29. August 1742.

„Indem die deutsche Welt alsdann daraus erkennt,
Wie auch in meiner Brust noch deutsches Feuer brennt;
Und wie ich mich bemüh, ein gutes Deutsch zu schreiben,
Ob ich im Elsaß gleich hab müssen sitzen bleiben...
... Wir suchen uns zu bessern
Und unsern schwachen Ruhm bestmöglichst zu vergrößern.
Daß dies nun ehestens mit Nutzen werd vollbracht,
So hab ich mir mit Müh und auch mit Wohlbedacht,
Sechs solche Freund erwehlt, die gutes Deutsch verstehen,
Und die nun wöchentlich nebst mir zusammengehen.
Da wird dann weder Fleiß, noch Müh, noch Kunst gespart,
Zu schreiben rein und gut in deutscher Redensart,
In Versen ebenso, als wie auch ungebunden.
Ja, würde ungefehr ein Schnitzer noch gefunden,
So zeigt es einer an, entdecket seinen Sinn;
Drauf schreibt man alsobald ein besser Wörtchen hin,
Das man gefunden hat in Deinen reinen Schriften;
Denn diese können hier den besten Nutzen stiften:
Sie dienen uns zum Ziel, wir folgen ihnen nach,
Wir wissen, daß darin die schönste deutsche Sprach
Nicht nur zu finden sei. Nein! Neue Stärk und Leben
Kann jedem Weisheitsfreund Gottscheds Gedanke geben."

Wir lernen damit also in Straßburg eine Art Gottschedianischer Sprachgesellschaft kennen. Lehrreich ist die Beschreibung der Art, wie man sich auf reines Deutsch gleichsam einschult. Auch der deutsch-patriotische Grundzug dieser sprachlichen Bestrebungen verdient Beachtung. Später tritt der Straßburger Buchhändler König in enge Beziehung zu Gottsched; er verlegt die französische Übersetzung von Gottscheds „Sprachkunst", sowie dessen „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten". In dem erstgedachten Vorhaben wurde der Verleger durch keinen Geringeren als Schöpflin beraten.[1])

Durch Friedrich Melchior Grimm knüpfen sich schon 1745 Beziehungen Gottscheds zu Frankfurt am Main an. Die dortigen vornehmen Kreise, welche bisher durchaus in französischem Geschmack verharrt und deutsche Bücher mißachtet hatten, bekunden nun Teilnahme für die Schriften von Gottsched und seiner Frau: so das gräflich Schönbergsche Haus, der Fürst von Taxis, der kurmainzische Gesandte und viele andere Herrschaften.[2]) Von Interesse ist auch im Hinblick auf Goethes Jugendgeschichte eine Äußerung Grimms vom 1. Juni 1745: „Herr Hofrath Olenschlager läßt Ew. Magnificenz von seiner Ergebenheit versichern." — Anfang der fünfziger Jahre unterhält Gottsched Beziehungen zum dortigen Buchhändler Varrentrapp, wie er denn die Bedeutung der Drucker und

1) Siehe Danzel: Gottsched S. 246.
2) Siehe besonders Grimms Brief vom 5. August 1745.

Verleger für seine gemeinsprachlichen Bestrebungen klar erkannte. Überdies gab Varrentrapp die damalige Frankfurter gelehrte Zeitung heraus; er lädt Gottsched und dessen Freunde unter Zusicherung von Verschwiegenheit zur Mitarbeit ein und läßt sich auch sonst als ein Organ gegen die Züricher verwenden.[1]) Indessen wagt sich sein Blatt schon 1754 an Gottscheds eigenen Ruhm.[2])

Immerhin stand Frankfurt, schon vermöge seiner Lage und der Konfession seiner Bewohner, dem weiteren Süden in Sprache und Bildung voran.[3]) Kam doch aus dem oberdeutschen Rheinland einer der letzten und heftigsten Vorstöße gegen die von Gottsched vertretene Gemeinsprache: die „Observationes" des badischen Pater Augustin Dornblüth zu Gengenbach (1755), die schon im Titel ihre Tendenz andeuten, eine „Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst, und teutsche Grammatic, oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache" zu liefern. Gerade die Fehde, welche sich im Anschluß an Dornblüths Schrift zwischen katholischen Geistlichen für und wider Gottsched entspann[4]), wirkte klärend und für den Fortschritt der Gemeinsprache günstig. In Dornblüths Munde doppelt bedeutsam ist das Zugeständnis der Vorrede, er wende sich gegen Gottsched namentlich deshalb, „weilen alle, sonderbar die Ordens-Geistliche insgemein, dem Herrn Gottsched und denen heutigen Sachsen, durchaus nachamen." Als Sprachmuster empfiehlt der grobe Gengenbacher — wie ihn Gottsched alsbald taufte — „gute ältere Canzley-Gerichts- und Proceß-Schrifften", unter welchen er „die von Annis 1670, da das Cammer-Gericht noch zu Speyer ware, 1680 und 1690 reiner, zierlicher und natürlicher als die jüngere" gefunden hat.[5]) So verteidigt er denn ausdrücklich den Kanzleistil gegen Gottsched mit dem Hinweis, daß verschiedene Materien und Personen auch verschiedene Schreibart erfordern.[6]) Der offensive Teil des Buches gipfelt in einer „Untersuchung der Grundlegung einer deutschen Sprachkunst Herrn Gottscheds."[7]) Auf eine unmittelbare Polemik im einzelnen läßt sich unser Leipziger Diktator nicht ein;[8]) diese war ja überall weniger seine Sache

---

1) 15. August 1751.

2) Vergl. den Brief von Stiehl, Idstein den 26. April 1755.

3) Vergl. Burdach: Sprache d. j. Goethe a. a. O. S. 171.

4) Vergl. Kluge S. 136 flg.

5) A. a. O. S. 6 flg.

6) A. a. O. S. 355.

7) A. a. O. S. 326 flg.

8) Nur mit einer Art Parodie in Kritik des Titels antwortet „ein Ungenannter", aber uns natürlich Wohlbekannter im „Neuesten" V, 527 flg. Schon hier und noch nachdrücklicher V, 612 flg. wird dem Pater religiöser Eifer als alleiniger Beweggrund untergeschoben. Ebd. VI, 126 flg. wird mit Behagen eine Inhaltsangabe der „Vier Sendschreiben wider Dornblüth" vom P. Benastasius Liares geboten.

als die Durchführung bestimmter allgemeiner Grundsätze. Die folgenden Auflagen der „Sprachkunst", seine Zeitschriften und sein Briefwechsel führen zwar manche gelegentliche Hiebe nach jener Seite; mit einer gewissen Konsequenz ging aber Gottsched dem Gengenbacher höchstens in den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" zu Leibe, wie sich ja diese Beobachtungen besonders gegen die Kanzleisprache richten. Doch selbst hier reserviert er sich in der Vorrede: dem P. Dornblüth wolle er nicht antworten, denn dieser lege ihm Wörter und Redensarten zur Last, die — wie er fortfährt — „seit hundert und mehr Jahren, ehe ich geboren worden, in den besten Büchern gestanden; ja nicht nur in Sachsen, sondern auch in Bayern und Schwaben längst geschrieben worden."

Der sprachliche Zustand der Pfalz und ihre Stellung zu Gottscheds gemeinsprachlichen Bestrebungen charakterisiert sich am grellsten in den Streitschriften, die an Gottscheds persönliche Eindrücke während seiner berühmten Reise nach Wien (1749) anknüpfen. Schon unmittelbar darauf schüttete Gottsched das Füllhorn seines Zornes über das „rauhe" Pfälzerland aus. Mit der Beschränktheit des Einheitsfanatikers sang er sein Klagelied über das rauhe Pfälzerland in die Welt hinaus.[1]) Der Mangel an Verständnis für die stammhafte Mundart wird durch den Mangel an Naturgefühl womöglich noch übertroffen; aber teilt Gottsched letzteren mit seiner Zeit, so war ihm ersterer fast notwendig: denn hätte wohl ein versöhnlicherer Charakter den Sieg des Hochdeutschen über die Dialekte vollendet? Am schroffsten und anstößigsten lautete die dritte Strophe:

„So weit mein Auge trägt, erblick ich Stein und Wald,
Ein wüstes, rauhes Land, der Faunen Aufenthalt;
Wo kein gesittet Volk in schönen Städten hauset,
Wo, statt der Musen, Pan auf heischern Röhren brauset.
Apollo wich mit Fleiß aus dieser frechen Flur,
Warum? sie wies ihm nicht die Schönheit der Natur.
Sie ist der Schreibart gleich, die von den Alpen stammet,
Rauh, höckricht, hart und steif; wie er sie stets verdammet."

Die poetischen Entgegnungen bewiesen nur zu sehr, daß Gottsched von seinem Standpunkte Grund zur Unzufriedenheit genug selbst mit der Pfälzer Schriftsprache hatte. In der „Bemühung der Obern Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänfftigen. Anno 1750" (von Aichinger)[2]) finden wir noch: ich gieb, ich nimm, versprich ich; ferner: Begrief; schließlich Fehlen des Umlauts von o u: Rohren,

1) In den „Neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle".
2) Dieses Aichinger „Versuch einer deutschen Sprachlehre" (1754) mit stark Oberpfälzer Färbung und grundsätzlichen, in Komplimente eingehüllten Angriffen auf Gottsched weist dieser ab im „Neuesten" IV, 47 flg.

zuruck, Stuck; konsonantisch noch Tichter. Mancherlei dialektische Ausbeute liefert auch „Herrn Tobias Köhlers aus Altdorf Vertheidigung der Ober-Pfalz gegen die Verunglimpfungen des Herrn Professor Gottscheds in dessen neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle. Anno 1750"; so Getraide (:Gebäude), (die Donau) lauft; verbotten, Blumme, bund; Teutschland u. a.; en als Flexionssilbe im Dat. Sing. masc. und neutr. der starken Deklination. Dennoch heißt es hier bereits in grundsätzlicher Annäherung an Gottsched:

„Die Meißner Mundart gillt ihm mehr als Wissenschafften.
Denn Er bleibt, wie ein Kind an blanken Schellen hafften.
Gewährt uns, Musen, einst ein göttliches Gedicht,
Wo, wenn ein Schweizer denkt, ein feiner Meißner spricht."[1])

Bezeichnend für den Sprachstand der Pfalz ist das Geständnis des Exjesuiten Anton Klein aus dem Jahre 1787.[2]) „Es wird schwer sein, vor dem Jahre 1760, ich will nicht sagen, ein in unserer Muttersprache richtig und mit Geschmack geschriebenes Werk, sondern auch nur ein einziges erträgliches Gedichtchen, ein einziges Blatt mit reiner und der Sache angemessener Schreibart ausfindig zu machen, das in der Pfalz wäre gedruckt worden." Eine auch dort in Mannheim später gestiftete Deutsche Gesellschaft „schwung die Standarte der Aufklärung in der Vaterlandssprache."

Frühe fand sich ein Angriffspunkt in Bayern. Unter dem Titel „Parnassus Boicus" gaben die Münchener Jesuiten eine Monatsschrift heraus, die es bei offener Anklage der lateinischen Kirchensprache und bei aller Anerkennung für die sprachlichen Verdienste der Lutheraner doch fertig brachte zu behaupten, niemals sei ein ärgerer Sprachverderber aufgestanden als — Luther! In Gottscheds kritischen Beiträgen erhob sich gegen diese Invektive der Lüneburger Konrektor Lemcker;[3]) aber auch auf oberdeutschem Sprachgebiete rief die horrende Verunglimpfung Entrüstung hervor.[4]) —

---

1) S. 12 flg. — Exemplar der Königl. Bibliothek in Berlin, ebenso das vorher erwähnte Gegengedicht. — Gottscheds Maßstab für Naturbetrachtung trifft Köhler wohl getreu in folgenden Versen (S. 15):

„Der wenn er die Natur nach seiner Wollust mißt,
So Thal, als Berg verwünscht, daß lauter ebne Flächen
Nicht die Gemächlichkeit des Trägen unterbrechen".

Gottsched antwortet dem „Kohlenbrenner" im „Neuen Büchersaal" X, 192 durch ein derbes Sinngedicht.

2) Rede „Vom Ursprunge der Aufklärung der Pfalz in der Vaterlandssprache", — in den „Schriften der Kurfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim", I. Bd., S. 7 flg. u. S. 29. — Vgl. auch Kluge S. 142 flg.

3) Krit. Beiträge IV, 74 flg. — Vergl. Kluge S. 134 flg. u. 144.

4) Siehe z. B. Schreiben von Joh. Gg. Schelhorn in Memmingen an Gottsched, den 31. August 1733.

„Daß die Bayern zu der Poesie, was das Wesentliche betrifft, nicht ungeschickt sind, beweisen ihre vortrefflichen lateinischen Poeten, unter welchen Balde überall, in lyrischen Gedichten, wohl bekannt ist.“ So äußert sich der evangelische Pfarrer Brucker, von Geburt ein Schwabe,[1]) den 1. Januar 1744 von Kaufbeuren aus. Aber noch zehn Jahre später, am 14. Dezember 1753, seufzt derselbe Mann von Augsburg aus: „Mit unsern Katholiken ist übrigens wenig anzufangen; die meisten bleiben dumm und grob.“ Die lateinische Kirchensprache, wie die angestammte Mundart erweisen sich gleichermaßen als Hemmnisse des Anschlusses an die hochdeutsche Spracheinigung. Gottscheds Einwirkung bezeugt Brucker mit Nachdruck am 15. April 1749 von Augsburg: „Die Sprachlehre hat auch bei uns einen großen Beifall gehabt, mit welchem sie selbst einige unserer Regenten gelesen haben.“ So ist es denn auch offenbar der Kurfürst von Bayern, in dessen Auftrag Gottsched bezw. seine Frau am 4. November 1748 von Grimm angegangen wird, die germanisierten Formen der in Deutschland üblichsten Fremdwörter nebst ihrer deutschen Übertragung einzusenden.[2]) Grimm schließt seinen Brief an Frau Gottsched von genanntem Datum: „Ich überlasse nun E. H. E. Muße und Gutbefinden, was dieselben in dieser Sache zu des Kurfürsten Vergnügen beitragen können und mögen. In der Eile habe ich ein paar Seiten dergleichen ausländischer Wörter, wie sie gemeiniglich in gemeinen Reden und in buntscheckigen Briefen gebrauchet werden, zusammengeraffet und mit der deutschen Übersetzung, so wie ich sie sowohl aus Dero eigenen Schriften als aus Sr. Magnificenz des Herrn Rectors und andern guten deutschen Büchern erlernet, nach München geschickt.“ — In gleicher Weise wird Gottsched von süddeutschen Behörden wiederholt um Rat, Empfehlung von Lehrern u. dergl. angegangen.[3])

Gottsched war mehr Organisator als Gelehrter und Lehrer, auch darin ein getreuer Sohn seiner Zeit. Jedes Zusammenschließen seiner

---

1) Vergl. seinen Brief an Gottsched aus Augsburg den 21. Dezember 1748.

2) Danzel S. 286 flg. setzt irrtümlich Gottsched selbst statt dessen Frau als Adressaten voraus, giebt auch als Datum fälschlich den 24. November. Wichtiger ist jedenfalls, daß er den Kurfürsten von Mainz als anscheinenden Auftraggeber bezeichnet. Grimm schreibt aber, daß sich der Mittelsmann „dermalen in öffentlichen Angelegenheiten seines Hofes in München befindet“, und zitiert dessen Worte: „C'est un grand objet de nos entretiens avec l'Electeur, qui aime ces sortes de discussions. Je vous prie donc de m'en envoyer avec la première poste tant que vous pourrez.“ — Der oben gegebene Schluß ungedruckt.

3) Vergl. z. B. Schreiben des Pastor Rickers in Enzweihingen bei Stuttgart vom 18. Januar 1746, des Konsistorialrat Lex in Trarbach vom 3. Februar 1753 u. a.

süddeutschen Freunde unter einander und mit ihm selbst hieß für ihn in der That ein Sieg, wenigstens die Anbahnung eines Sieges der Gemeinsprache, auch dann, wenn zunächst rein poetische oder wissenschaftliche Zwecke im Vordergrund standen. Die Brücke zum mittel- und norddeutschen Bildungsleben war alsdann geschlagen, und als selbstverständliches Organ eines solchen alldeutschen Bildungslebens ergab sich die Gemeinsprache. Schon am 11. Dezember 1743 kündigt Kaspar Jakob Huth in seinem Bericht über die Gründung der Universität Erlangen Mitteilungen an, die allerdings nicht erfolgen, über „die Einrichtung einer Akademie der teutschen Litteratur, die" — wie er schreibt — „wir nun bald eröffnen werden: und ich bin gewiß, die Anstalten werden Ihnen gefallen." Und Huth schließt: „Dörfte ich es nur alsdann auch wagen, einen so großen Teutschen als E. H. E. sind, um Dero Beitritt zu ersuchen." Erst 1757 kann Gottsched im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" die Stiftung einer Erlanger Deutschen Gesellschaft unter Huths Leitung und die einer zweiten fränkischen in Altdorf mit Genugthuung verkünden.[1]) Vorher schon meldet Lem aus Tübingen (am 8. März 1753) die dort erfolgte Gründung einer Gesellschaft zur „Verbesserung der schönen Wissenschaften" und besonders zur „Aufnahme der Dichtkunst". Seit 1755 steht eine Augsburger Gesellschaft durch J. D. Herz mit Gottsched in brieflicher Verbindung. Am 26. Dezember 1755 meldet dieser Herz, Gottsched sei nunmehr zum Ehrenmitglied ihrer Gesellschaft der freien Künste gewählt; am 12. Mai des folgenden Jahres drückte er sich so aus: Gottsched sei von der „Kaiserlichen Akademie" zu „einem Consiliarius" ernannt und dürfe folglich für die Mitgliedschaft beliebige Personen vorschlagen, die sämtlich rezipiert werden sollen. Schon am 22. Dezember 1755 hatte Reiffstein in Kassel der Bemühungen von Herz in Zusammenhang mit der Bemerkung rühmend gedacht: „Das Kaiserliche Diploma für die franziscische Gesellschaft ist vortrefflich." Es handelt sich nämlich in all diesen Fällen um die „Kaiserliche Franciscische Akademie der freien Künste" in Augsburg.[2]) Schließlich kommt es 1758 zum wissenschaftlichen Zusammenschluß eines kleinen Kreises in München, der indes alsbald im Frühjahr des folgenden Jahres als obrigkeitlich

1) VII, 487 flg. Vergl. ferner X, 837 flg. u. XI, 122 flg. über die Schriften der Altdorfer. — Auch die Erlangischen gelehrten Nachrichten stehen zu Gottsched. Huth ist es auch, der 1749 als Dekan der theologischen Fakultät das Gottschedsche Paar auf der Durchreise nach Wien in eine Disputation führt, wo er Frau Luise Adelgunde Viktoria durch eine öffentliche lateinische Anrede ehrt, — s. J. Ch. Gottscheds Leben der Frau Gottsched in der Ausgabe ihrer „Kleineren Gedichte" (Leipzig 1763).

2) Im VII Bd. des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (1757) S. 750 flg. und 827 flg. gedenkt Gottsched ihrer.

bestätigte „churbayerische Akademie der Wissenschaften“ in die Öffentlichkeit tritt. Auch diese Akademie, wie vorher die churmainzische, ernennt Gottsched noch 1759 zum Mitglied.[1]) Verhältnismäßig frühe bildete sich anscheinend eine Gottschedisch gesinnte Vereinigung in Nürnberg, die um so einflußreicher zu werden versprach, als sie sofort eine eigene Zeitschrift herausgab: die Gedanken der Stillen im Lande. Indessen bediente sich einer solchen Genossenschaft nur ein einzelner unserm litterarischen Diktator ergebener Mann als Aushängeschild für seine Zeitschrift.

Am 23. Oktober 1742 schreiben nämlich angeblich diese „Stillen im Lande“ an Gottsched: „E. H. E. danken die Wissenschaften und deren Kenner sowohl die Erweiterung, als das vortreffliche Exempel in Dero Person mit vielem Vergnügen. — Die Gesellschaft der Stillen im Lande, so hiesigen Orts zum Nutzen ihrer Mitbürger arbeitet, haben (so!) mir, dem Verfasser ihrer Schriften, das angenehmste aufgetragen, den Anfang unserer Bemühungen in angeschlossenen sieben Stücken E. H. E. zu übersenden, und uns Dero Geneigtheit gehorsamst zu empfehlen. — Eine geneigteste Aufnahme, das erfolgende gründliche Urteil und eine gütige Antwort wird uns versichern, ob wir unsere Kräfte nicht vergebens angewendet. Wir werden nicht unterlassen, was nur vorgeschrieben werden möchte, genau zu bemerken. Wir bitten zugleich gehorsamst, ein erfolgendes hochgeneigtestes Schreiben an uns mit der Überschrift an den hiesigen Buchhändler Christoph Konrad Zell zu versehen, der uns dasselbe zu Handen richtig liefern wird. — E. H. E. versichern wir die vollkommenste Hochachtung, die man nur immer für die Verdienste eines großen Mannes haben kann ꝛc.“ — Indessen giebt sich am 23. März 1743 der cand. jur. Christoph Gottlieb Richter als alleiniger Verfasser der „Gedanken“ zu erkennen. „Dieselben“, äußert er sich, „haben ein gütiges Urteil über die Erstlinge meines Fleißes, die Gedanken der Stillen im Lande, gefällt.“ Indem er nun den Schluß des ersten Bandes einsende, danke er im voraus für die versprochene Empfehlung in Gottscheds „Beiträgen“. Er werde „niemalen die Regeln vergessen, so Dero gründlichen Schriften Deutschland vorgeschrieben“. Gottsched habe er vor drei Jahren in Leipzig auf der Durchreise kennen gelernt. Schließlich bezeichnet er sich als alleinigen Verfasser der „Gedanken“, er habe es aber — wie er wörtlich sagt — „für ein sicherer Mittel geachtet, in der Stille meine Gedanken mit gründlicher Schriften Urhebern zu vereinigen, und weil man doch leichter sich an einen, als mehrere waget, mich der mehrern Namen zu bedienen.“

---

1) Vergl. Neuestes IX, 514 flg. u. 928 flg.

Soweit nicht süddeutsche Gesellschaften sich mit ihm in Verbindung setzten, sorgte übrigens Gottsched seinerseits für engeren Anschluß dortiger Gelehrten an das hochdeutsche Sprach- und Bildungsleben. Namentlich bei Begründung seiner „Gesellschaft der freien Künste“ war er bedacht, das oberdeutsche Sprachgebiet mit einem Netz von hilfreich zusammenstehenden Klienten zu überziehen.

c) Merkwürdig genug, wirkt schon früh Gottschedscher Einfluß über Süddeutschland nach Österreich. So meldet M. Kornelius Lindner aus Regensburg unserem Sprachmeister am 12. April 1736, die von ihm seit Anfang des vorhergehenden Jahres herausgegebene Wochenschrift habe nach Wien „den größten Abzug“.

Andererseits hebt Gottscheds späteres Ansehen in den höchsten Wiener Kreisen seine Stellung auch im übrigen oberdeutschen Gebiet. Gewiß ein giltiger Zeuge, der Sprachforscher Johann Nast in Stuttgart[1]), wendet sich am 9. Januar 1753 in wissenschaftlichem Interesse an den Leipziger Gelehrten um Auskunft über Wiener Zustände und zwar in folgender charakteristischer Form: „Ich weiß unter allen protestantischen Gelehrten vom ersten Rang (einen solchen aber muß ich haben) keinen, dessen Name und Ansehen in den österreichischen Ländern und selbst bei der großen Kaiserin so groß wäre, als der Ruhm E. W., daß ich also durch niemand die Nachrichten, die ich von Wien gerne hätte, so gut erlangen kann, als durch Hochdieselben.“

Daß sich nach Wien als der Residenz des Reichsoberhauptes auch für sprachliche Reformen Gottscheds Blick richtete, ist bei dem Charakter seiner Zeit selbstverständlich.

Aber schon Leibniz hatte es ausgesprochen, daß Wien auch deshalb nicht sprachlich maßgebend sein könne, weil Österreich am Ende Deutschlands liege[2]). In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden zahlreiche Stimmen des Angriffs gegen die Wiener Sprache laut[3]). Religiöse, politische und ethnische Ursachen hatten den Anschluß der habsburgischen Lande an die Gemeinsprache gleicherweise erschwert. Zwar sollte uns schon ein Hinblick auf den empfänglichen Boden, den Gottscheds Saat alsbald in manchen Kreisen Wiens fand, vor allzu weit gehender Schwarzseherei bewahren; indessen wird es gut sein, unmittelbare Zeugnisse anzurufen, welche uns Einblick in die Sachlage gewähren. Hören wir zwei

---

1) Verfasser von sprachlichen Aufsätzen in Haugs „Schwäbischem Magazin“ und (mit Fulda) vom „Teutschen Sprachforscher“ (1777).

2) Unvorgreifliche Gedanken § 104.

3) Vergl. Kluge S. 132 flg. — Gottsched selbst ruft Krit. Btrge. VIII, 433: „Wer wird die Zierlichkeit und Anmut der deutschen Sprache am Wienerischen Hofe suchen?“

Brüder, die aus Gottscheds Schule hervorgegangen, nach Wien verpflanzt werden. Der junge evangelische Prediger C. G. Suke dankt von Wien aus am 1. März 1738 für die bei Gottsched erlangte Unterweisung in der Beredsamkeit, um daran eine Schilderung der Wiener Bildungszustände zu knüpfen: „Der Geschmack ist hier, zum wenigsten unter den Evangelischen, nicht so gar verderbt. E. H. E. Kritische Dichtkunst und Ausführliche Redekunst stehet auch hier in großem Ansehen und wird an manchen Orten angetroffen. Man hält Günthers und Opitzens Gedichte hoch. Ich habe hier Leute von beiderlei Geschlechte gefunden, die ganze Stücke aus den Schweizer-Gedichten auswendig wußten, und sich das schöne Gedicht des Herrn D. Hallers auf den Tod seiner Liebsten als ein Meisterstück aus den Zeitungen abgeschrieben hatten[1]). Man liest ferner die Reden des Saurin und Bourdaloue... Aus allen diesen werden E. H. E. von dem hiesigen Geschmack urtheilen können. Wiewohl ich nicht dafür gut sein will, daß er auch bei den Katholiken ebenso beschaffen sei. Zum wenigsten sind die Titel ihrer Bücher oft lächerlich und abgeschmackt genug... Die Musik ist hier in ganz ungemeinem Flore. Man liebt dasjenige am meisten, was melodisch und singbar ist. Daher weder Bach noch Horlebusch Beifall finden... Wie weit sich die Wolfische Philosophie ausbreite, das können E. H. E. daraus abnehmen, daß ich hier einen Mann gesprochen habe, der sich in Rom des Herrn Wolfs Metaphysik gekauft hatte. Die Jesuiten halten viel auf diese Philosophie, nur mit der natürlichen Gottesgelahrtheit sind sie nicht zufrieden".

Viel abfälliger klingt das Urteil des anderen Bruders, L. H. Suke, welcher seit 1740 als Erzieher der Kinder des sächsischen Gesandten in Wien weilte; und doch giebt auch er die Möglichkeit eines schnellen Umschwungs zu, wenn der Einfluß der Jesuiten gemindert würde. „Die Gelehrsamkeit", schreibt er am 31. Dezember 1740 an Gottsched, „scheint ganz und gar verbannt zu sein. Es herrscht hier ein perpetuum medium seculum in diesem Stücke... Ich glaube, wenn es möglich wäre, die Barbarei in den Wissenschaften zu vertreiben, die Universität den Jesuiten zu nehmen, und sie mit Wolfianern (!) zu besetzen, so würde es hier ein ganz anders Ansehn gewinnen... Die Pfaffen sind Österreichs Verderb. Gott behüte das edle Sachsen vor dieser Pest, die sich schwerlich tilgen läßt, wo sie einmal eingeschlichen ist."

Noch bevor so ergebene Schüler Gottscheds in die Wiener Kreise eintraten, noch kurz bevor ein Mann wie Johann Christoph Clauder,

---

1) Solche Äußerungen über Haller galten unserm Gottsched 1738 noch nicht als Ketzerei, — wie wir im Verlauf unserer Untersuchungen des nähern erfahren werden.

der obersächsische Sprachkorrektor Bodmers,[1]) welcher mit Gottsched freundschaftliche Beziehungen unterhielt, von Leipzig ebendahin übersiedelte, hatte unser Diktator einen sprachwissenschaftlichen Verkehr nach der Kaiserstadt eröffnen können — und zwar auf eine Weise, die ihm besonders sympathisch, ja in gewissem Sinne die natürlich gegebene erscheinen mußte: nämlich indem ein österreichischer Sprachlehrer sich Eine Hohe Obersächsische Censur und Korrektur ausbat. Am 4. August 1734 schreibt ihm Johann Balthasar von Antesperg, der in der Folge (1747, zweite Ausgabe 1749) eine „Kayserliche deutsche Grammatik" veröffentlichte, folgende Zeilen, die wir zur Kennzeichnung des Sprachstandes dieses Mannes orthographisch getreu wiedergeben: „Dero und einer ansehnlichen Deutschen Gesellschaft in Leipzig Reichs-berühmte Lieb' und Eifer in der Untersuch- und Ausübung der deutschen Sprach haben mich veranlasset, E. H. E. gegenwärtige Sprachtabell zu Dero, und der ansehnlich-Deutschen Gesellschaft in Leipzig hoher Ermessung, Gutachten und correction unterwürfig zu übergeben: Dero Sächsische Leutseeligkeit lasset mich hoffen, daß sie diese bei nächster Versammlung vortragen, und so ein, als anderes mit dieser Tabell (wie sie auch immer aussehen mögte) nächster tägen directè an mich durch Überbringer dieses remittiren werden, um solche bey der vorhabenden letzten correctur, und bevor solche Ihr. K. K. May. allerunterthänigst überreiche, annoch einbringen zu können". — Das nächste Schreiben des Mannes läßt uns klarer in seine Absichten blicken; es datiert vom 3. Oktober desselben Jahres: „E. H. E. unter dem 5. abgewichenen Monats Namens einer ansehnlichen Deutschen Gesellschaft in Leipzig an mich Abgelassenes habe mit einem besonders empfündlichen Vergnügen erhalten, und eben so viel in dem Werke, als in dem Reichskundigen Lob erfahren, daß eine ansehnliche Deutsche Gesellschaft in Leipzig recht ein Heiliger Ort, alwo man alle Gelegenheiten mit Freuden ergreifet, wodurch die Aufnahme unserer allerliebsten Mutter-Sprach kan befördert werden, besonders an solchen Orten, alwo man die Hülfe und einen Eifer, um dieselbe emporzubringen, gar wohl von nöthen hat. — Um aber näher zu der Sache zu gelangen, so ist meine Absicht hauptsächlich dahin, daß diese Tafel somit den darzugehörigen kurzen Fragen in die deutsche Schulen und zu sälbiger Weis auch in die deutsche Kanzleyen möge eingeführet werden." — Er bittet um weitere Beurteilung der Korrekturbogen, „damit das Werk seinem zuverläßlichen Stande haben möge, so lange Deutschland stehet". — Es werde ihm — fährt er fort — eine „große Freud" sein,

---

1) Wir werden auf ihre Beziehungen an der Hand von Clauders Briefen an Bodmer noch zurückkommen.

„wan ein Deutsche Gesellschaft in Leipzig die zu dieser Tabelle gehörige kurze Fragen auf sich nehmen, und unter Dero Aufsicht rein ausarbeiten und für meine Bezahlung daselbsten drucken lassen wolte". — Schließlich dankt er für seine Ernennung zum Mitglied der Deutschen Gesellschaft, — denn natürlich hatte man sich beeilt, den Faden zur Anknüpfung mit Österreich an sich zu fesseln. So kann Antesperg drei Tage später als Titel jener Fragen vorschlagen: „Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig kurze Frag aus der deutschen Schreib- und Studir-Richtigkeit". „Auch in der Tabelle bey Ihro Kayserl. May." verspricht er sich „als ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig" zu unterschreiben. „Mithin der ansehnlichen Gesellschaft Ehre und Vorzug, welche in Deutschland sich bereits ausgebreitet, und durch mich nicht solle geschmälert werden, erfordern, daß dieses Werke allerdings vollkommen, regelmäßig, und bis zu Ende der Welt beständig seye". — „So lange Deutschland stehet" — wie er früher gefordert — ist ihm also nicht mehr genug. Man mag hieraus das Maß geschichtlicher Einsicht jener Zeit abschätzen.

Wenn Antespergs Grammatik sich der Gemeinsprache grundsätzlich zu nähern sucht,[1]) so dürfen wir immerhin Gottscheds Einfluß dafür mit in Anschlag bringen; namentlich fassen beide die Stellung der Schriftsprache über den Dialekten übereinstimmend auf.

Ein zweiter österreichischer Grammatiker, der schon früh in Beziehungen zu Gottsched steht, tritt uns in Johann Siegmund Popowitsch entgegen. Hier ergreift der Leipziger Sprachlehrer durch Vermittelung des Grafen von Seckendorf die Initiative. Durch einen Brief dieses Feldherrn an Gottsched vom 8. September 1740 aus Graz,[2]) wo Popowitsch damals weilte, erfahren wir nicht nur, worum es Gottsched zunächst zu thun war, sondern lernen auch Popowitsch, eine jedenfalls interessante Erscheinung der deutschen Sprachgeschichte, genau kennen. „Diesen Popowitsch" — schreibt unter anderem der fränkische Graf, oder vielmehr läßt er von Schreibershand berichten, deren Verstöße, soweit sie rein äußerlich, wir hier verwischen — „diesen Popowitsch habe ich E. H. E. Willfährigkeit, um sich wegen Verbesserung der Schreibart von der Teutschen Sprach mit ihm zu unterhalten, eröffnet, und nimmt er mit großer Danksagung das gütige Offertum an, wird auch mit seiner Verzeichnüß von denen steiermarkischen Wörtern, welche von der ge-

---

1) Gottsched im Neuen Büchersaal IV, 569; ebd. S. 573 findet er zwar viel zu erinnern, gesteht aber zu, daß A. „alles gethan, was man von einem Oberländer forden kann". Vergl. Adolf Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, S. 431 flg.

2) Auf diese Weise führt sich Gottsched gleichzeitig zuerst bei dem Feldmarschall ein, zu welchem er bald in enge Beziehungen tritt.

wöhnlichen Teutschen Sprache abgehen, sich einfinden ..... Indeß E. H. E. so viel von diesem Menschen sagen muß, daß er ein ganz besonders Subjectum, welcher als eines armen Bauern Sohn" — an anderer Stelle des Schreibens wird erwähnt, daß er „ein Wend von Geburt" — „zwar die rudimenta in den jesuitischen Schulen erlernet, jedoch alle seine Wissenschaften, in französischer, welscher und lateinischer Sprach, die er insgesammt ex fundamento innen hat, seinen natürlichen Gaben zuzuschreiben hat, welche ihm auch in Mechanicis und Potanicis, sonderlich in den letztern, so vieles Licht gegeben, daß er verschiedenen Gelehrten, so Profession von beiden machen, auf zu rathen geben kann." — Schon damals trägt sich der 32jährige Popowitsch mit dem Plan seiner Grammatik. Graf Seckendorf erwähnt denselben am 24. gleichen Monats: „Der jüngst abgeschilderte Herr P. hat bei seiner Beurlaubung seine Gedanken wegen Aufsetzung einer Teutschen Grommatik auf eine solche Art entdecket, daß ich allerdings der Teutschen Nation selbsten damit genutzet zu sein glaube, wann solche zum stand kommt. Mir ist zwar nicht bekannt, ob dergleichen rudimenta schon ehedessen ans Licht kommen, seine Meinung aber gehet dahin, alles nach den Elementis von der lateinischen und andern Grammatiken einzurichten, folglich alle die Teutschen Wörter unter 5 declinationes zu bringen,[1]) welche ich als ein in Sachsen erzogener Teutscher zu rangiren würde Mühe haben." — Gottsched regt ihn alsbald zu etymologischen Studien an, vorerst zu einem Versuch, durch den er zeigen will, „daß zur Ausübung der Teutschen Sprache nicht nur die Steiermärkische Teutsche, sondern auch Wendische Mundart nicht wenig beitragen könnten."[2])

Zu dieser Zeit erscheint Popowitsch durchaus als untergeordnetes Werkzeug, das zufrieden ist, wenn ein Gelehrter seine Sammlungen ausnutzt und seiner „dabei eingedenk" ist, „welche Erinnerung" — wie er hofft — „zu meiner künftigen Beförderung Anlaß geben dörfte." Als ein anderer, ein Mündiger, ja Gleichwertiger stellt er sich später Gottsched gegenüber.[3]) Bereits 1750 teilt er in seinen „Untersuchungen vom Meere" zahlreiche Seitenhiebe gegen Gottsched als Sprachlehrer aus, ohne daß es zum Bruche kam.[4]) Auch der Briefwechsel zwischen seinen

---

1) Merkwürdig genug, ganz wie später in Gottscheds „Sprachkunst"!

2) Nach seinem Schreiben an Seckendorf vom 10. Juni 1741, das dieser Gottsched übermittelt.

3) Über seine sprachwissenschaftliche Thätigkeit s. Danzel S. 302 flg.

4) Wenigstens dankt J. G. Lori in München, der sich als Schüler von Gottscheds Schriften bekennt, seinem Meister noch am 20. April 1753 für die sorgfältige Bestellung seines Briefes an Popowitsch. Vergl. Brief von Heyde (Gera) 4. Februar 1753.

Glaubensgenossen und Landsleuten P. Placidus Amon und Graser von Mitte bis Ende 1753[1]) zeichnet Popowitsch als einen tadelsüchtigen Splitterrichter und besonders einen „unverschämten Beschnarcher“ Gottschedischer Schriften. Aber erst als der steiermärkisch redende Wende sich unterfängt, der Grammatik Sr. Magnificenz noch eine eigene „Sprachkunst“ folgen zu lassen, tritt offene Feindschaft ein, zumal sich Gottsched darin persönlich persifliert glaubte. Inzwischen war Popowitsch Professor der Deutschen Sprache an der Theresianischen Akademie in Wien geworden. Wie sich Eitelkeit immer mit kindlicher Empfindlichkeit gattet, fürchtete Gottsched für sein Ansehen in Wien, wenn ein Mann in so einflußreicher sprachlicher Stellung sich gegen ihn einen geringfügigen Scherz erlaubte. Als Paradigma für die Deklination der Eigennamen hatte Popowitsch nämlich just den Namen des Leipziger Sprachlehrers gewählt. Während des Druckes verbreitet sich in Wien bereits das Gerücht von dieser „satirischen“ Deklination des geheiligten Namens. In blinder Erregung veranlaßt Gottsched seinen Wiener Klienten Scheyb, welcher das Gerücht sofort Ende 1753 nach Leipzig gemeldet hatte, beim Präsidenten der Kaiserlichen Zensur-Kommission die Unterdrückung der Stelle zu fordern, ja nötigenfalls durch einen Notar Klage einreichen zu lassen.[2]) Der Präsident antwortet aber, über das Buch lachend, daß diese Deklination Gottsched zur Ehre gereiche; und der Notar meint, eine gerichtliche Klage würde das Übel nur ärger machen. Was blieb zu thun übrig? Ein wie gelehriger Schüler Gottscheds dieser Scheyb war, zeigt der Ausweg, auf den er verfällt. „Nun kömmt's darauf an“, rät er dem verehrten Meister, „daß E. H. E. dieses Werk mit Beihülfe aller gelehrten Zeitungen, nebst der Abhandlung vom Meere, auf eine ironische, normannische, pikante, saftige, lustige und angenehme Art heruntermachen.“ Als Zweck dieses Verfahrens bezeichnet er unverfroren, die Einführung des Buchs in staatliche Lehranstalten zu verhindern. Auch empfiehlt er, an die „Pythia“ — d. i. die Fürstin Trautson — zu schreiben, damit diese in gleicher Richtung der Kaiserin Vorstellungen mache! — Wir lesen denn auch bereits unterm 16. Februar und 4. März 1754 Absagebriefe von Barisien in Erlangen, worin dieser bedauert, den eingesandten Angriff auf Popowitsch nicht abdrucken zu dürfen, weil der Verleger diesem einige Verbindlichkeit schuldig sei. Zum Glück beruhigt Scheyb schon Ende Januar den Gekränkten durch die Versicherung, daß man in Wien selbst dem „Narren“ Popowitsch zum Trotz es nun erst recht mit Gottsched halten wolle; ja jener erkläre selbst Gottsched für den besten Sprachlehrer,

---

1) Schachinger a. a. O. Bd. X, S. 656 flg.
2) Vergl. Scheybs Antwort an Gottsched vom 9. Januar 1754.

nur wolle er sich nicht zumuten lassen, ihm in allen Stücken zu folgen. Auch Friedrich von Hagedorn meldet an Bodmer, es werde ihm aus Wien geschrieben, daß Popowitsch auf Gottscheds Beschwerde bei der Kaiserin in öffentlichem Hörsaal eine befriedigende Erklärung abgegeben habe: er halte Gottsched für so berühmt, daß man seinen Namen zum Exempel in der Grammatik anführen könne. „Ohne immer mit ihm einig zu sein, erkenne er gerne dessen Verdienste um die deutsche Sprache und er bedaure nur, daß er (Gottsched) keine andre Sprache als Deutsch könne.“[1])

Gottscheds Korrespondenten trösten ihn, indem sie ihm allerhand Histörchen über den Gegner zutragen. Bald wird über die Ursache von Popowitschs Verabschiedung aus der Akademie geklatscht,[2]) bald gejammert, daß er viel verderbe und so der Eifer für die deutsche Sprache wieder erlösche.[3]) Mit gutem Grund spotten sie über die Willkür in dem neuen Alphabet und der neuen Orthographie, die jener einführen wollte. Ja, noch 1756, am 16. April, verrät der Anti-Neologist J. G. Reichel von Gera aus dem Leipziger Meister ein Geheimnis von Popowitschs Forschungsweise, das in anderm Sinne, als jener wohl meinte, für uns interessant ist. „Wie Popowitsch im stande sein kann, eine deutsche Sprachkunst zu schreiben, solches ist mir ein wahres Geheimnis. Da er sich in dem Hoppischen Hause in Gera einige Wochen aufgehalten, so sind, nach Herrn Hoppens Geständnisse, die Ladenjungen und Diener seine deutschen Sprachmeister gewesen. Er hat beständig eine Schreibtafel bei sich geführt, und sich von der Köchin und den Kindern sein steiermärkisches Deutsch korrigieren lassen, und die Redensarten und Verbesserungen der Jungen und Diener fleißig aufgezeichnet.“ Ein solches lebendiges Sprachstudium nach Luthers Muster konnte den Vertretern des Gelehrtenstandpunktes nur lächerlich erscheinen. Aber allerdings werden wir der Schranken eingedenk bleiben müssen, welche die Herkunft dieses fähigen Sprachforschers seiner Entwicklung von vornherein gezogen hatte.

Auch hier also ist es wieder bezeichnend, wie leidenschaftlich Gottsched und sein Kreis die persönliche Seite der Fehde verfolgen, während sie an den sachlichen Differenzen vorübergehen. „Allein, ich liebe das Zanken, zumal von grammatischen Kleinigkeiten (!), nicht“, erklärt Gottsched in der Vorrede zur fünften Auflage seiner „Vollständigen Sprachkunst“. Und doch gab es der Streitpunkte mancherlei, trotzdem auch hier Gottscheds indirekter Einfluß mitspielte. Selbst an unmittelbaren Herausforderungen fehlte es nicht. So hieß es doch wohl Rede und Antwort stehen, wenn Popowitsch be-

1) 22. April 1754.

2) Von Scheyb unterm 20. Juli 1754.

3) Von Johann Gottfried Quand unterm 2. November 1754.

hauptete,[1]) keine Grammatik gebe die „Lehre der Teutschen Biegungs-arten richtig“; ja, in Gottscheds „Grundlegung einer deutschen Sprach-kunst“ sei sie „undeutlich, verworren und mangelhaft“. Ferner konnte er scheinbar mit einigem Recht betonen, Gottscheds „Sprachkunst“ sei für Sachsen brauchbarer als für andre Provinzen: Österreicher brauche man nicht vor Verwechselung von wagen mit wachen, gar mit Jahr und dergleichen zu warnen. Doch hätten sich auch gute Gegengründe geltend machen lassen, wie: daß Gottsched eben für alle Provinzen geschrieben habe und daß positiv die Österreicher unvergleichlich mehr als die Ober-sachsen von ihm lernen konnten, nur daß er dialektische Eigentümlich-keiten und Sprachunarten Meißens einesteils am unmittelbarsten beob-achten konnte, anderenteils sie mit Vorliebe anführte, um die Stellung der Gemeinsprache auch über der obersächsischen Mundart festzuhalten. — Nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen war schließlich ein Tadel gegen Gottscheds Prätension, die deutsche Sprache müsse den Stand seines goldenen Zeitalters konservieren. Schon in der Vorrede seiner „Unter-suchungen vom Meere“ hatte jener dagegen protestiert. Freilich steht Popowitsch — ganz seiner anmaßenden Tonart zu geschweigen — der geschichtlichen Auffassung des Sprachlebens genau so fern wie sein Gegner; denn er fragt nur: welche Schreibart die Nachkommen denn beibehalten sollten? In Göttingen schreibe man anders als in Leipzig, wieder anders in Berlin; und Gottsched selbst ändere ja seine Schreibart ständig![2]) Natürlich meinte Gottsched die Gemeinsprache; aber richtig war hier da-rauf hingewiesen, daß diese noch immer mehr Ideal als Wirklichkeit sei; und Gottscheds eigne Schwankungen, so sehr sie seiner Entwicklungs-fähigkeit nach dieser Seite Ehre machen, erschütterten in der That das Dogma seiner Unfehlbarkeit.

Indem wir dem Wandel in Gottscheds Verhältnis zu Popowitsch folgten, sind wir bereits größeren Ereignissen in der Geschichte von Gott-scheds Einfluß auf Österreich vorausgeeilt. Genug, der Vorkämpfer der hochdeutschen Schriftsprache stand mit österreichischen Sprachlehrern wie Antesperg und Popowitsch Ende der vierziger Jahre noch in durchaus ungetrübten Beziehungen; mit einem österreichischen Dichter wie Scheyb, dem Verfasser der Theresiade,[3]) war er soeben in einen zutraulichen

---

1) Joh. Siegm. Val. Popowitsch, ö. Lehrer der Teutschen Beredsamkeit auf der Wiennerischen hohen Schule, wie auch in der Savoyisch-Liechtensteinischen Akademie: Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Ge-brauche der österreichischen Schulen auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget (Wienn 1754), Vorrede S. 19 flg.

2) A. a. O. S. 464.

3) Von Gottsched angepriesen im „Neuen Büchersaal“ IV, 195 flg.

Briefwechsel geraten, dem er entnahm, daß seine „Sprachkunst“ in Wien „haufenweis“ abgehe.[1]) Überdies hatte er fortgesetzt eine Anzahl Schüler, Österreicher wie Sachsen, nach Wien entlassen, die hie und da in seinem Sinne zu wirken suchten. Offenbar dachten viele wie Löschenkohl, der Herausgeber einer Sammlung aus Gottscheds Redner-Gesellschaft, welcher ihm von Wien aus am 10. Juli 1747 bekennt: „Ich habe es jederzeit vor meine Pflichtschuldigkeit gehalten, Ew. Magnif. in der ganzen gelehrten Welt bereits erworbenen Ruhm auch in meinem Vaterlande auszubreiten“. Auch sonst warben Gottscheds Schriften, die sprachlichen und in noch höherem Grade die schöngeistigen, ihm und seiner Schriftsprache Anhänger in Österreich. So geringfügig es z. B. an sich scheinen mag, ist es doch vielleicht auch ein bescheidenes Zeichen von seiner Wirkung in die habsburgischen Lande, wenn am 28. Mai 1747 ein Advokat Pamer aus Niederungarn eine versifizierte Huldigung an „Germaniens Horaz“ richtet, um — dessen Autogramm zu erbitten. — Verheißungsvoller ließ sich die Stiftung einer gelehrten mährischen Gesellschaft in Olmütz (Ende 1746) an, um so mehr als sie gleich 1747 Gottsched zum Ehrenmitglied ernannte[2]); indessen hielt sie sich nur wenige Jahre, freilich länger als der hierin schwarzsehende Scheyb vermutete.[3]) Den Stifter der Olmützer Gesellschaft, Baron von Petrasch, und ein anderes Mitglied, den Benediktinerpater Ziegelbauer, lernte Gottsched 1749 in Wien kennen.[4]) — Weiterhin gelang es unserm betriebsamen Litterator, mit theatralischen Kreisen Österreichs Fühlung zu gewinnen, — Fühlung, das hieß ihm immer: Einfluß. Auf seine Anknüpfung mit dem Wiener Schauspieler Weißkern folgte alsbald die Aufführung des „Sterbenden Cato“ in der Hauptstadt.[5]) Ein anderer Gottschedscher Korrespondent, Kettler, mißt sich durch Schreiben vom 22. Juni 1748 aus Schönbrunn mit Genugthuung das Verdienst bei,

---

1) Durch Scheybs Brief vom 1. Februar 1749, Danzel S. 293.

2) Vergl. ihre Monatsberichte von 1747 sowie den Brief des Alethophilen Pérard in Stettin an Gottsched vom 10. Mai 1748.

3) Vergl. Scheybs Brief vom 1. Februar 1749 (Danzel S. 292) und eine Äußerung von Stief in Breslau, der erst unterm 28. Februar 1751 aus dem langen Ausbleiben der „sogen. Olmützer Monatlichen Auszüge“ „eine selige Auflösung und stilles Ende dieser Gesellschaft“ folgern zu müssen glaubt. — Im „Neuen Büchersaal“ erwähnt Gottsched Lebensregungen dieser namenlosen Gesellschaft IV, 84 flg., V, 91 flg. u. 384, VII, 188 flg. — d. i. 1747 u. 48. Im Druck (zu Wien) erschienen von ihr außer der Stiftungsurkunde (s. Gottsched an erstgenannter Stelle) noch „Reden und Gedichte, welche den 15. des Weinmonats im Jahre 1747 in der gelehrten Gesellschaft der Unbekannten abgelesen worden“.

4) Gottsched: Singularia Vindobonensia S. XXXIII.

5) Vergl. Danzel S. 290 flg.

„Gelegenheit (soll heißen Veranlassung) zu der Vorstellung dieses vortrefflichen Stückes gegeben“ zu haben, welches „den Anfang zu regelmäßigen Schauspielen allhier gemacht.“[1]) — Auch damit ist die Fülle Gottschedscher Anknüpfungspunkte in Österreich nicht erschöpft. Nicht nur durch die Gelehrten, Schriftsteller und Schauspieler, auch durch die Buchdrucker und Verleger konnte er für den Anschluß Österreichs an das gemeindeutsche Bildungsleben wirken. Wie willkommen mußte ihm deshalb das Anerbieten des Buchhändlers Krauß in Wien (vom 26. Juni 1748) sein, den Verlag Gottschedscher Schriften zu übernehmen! Gleichzeitig durfte er es als neues Zeichen begrüßen, daß er dort ein Faktor zu werden anfing, mit dem man rechnete.

Zudem hatte er über seiner Beschäftigung mit dem deutschen Altertum den Reichtum österreichischer Bibliotheken an handschriftlichen Schätzen genugsam erfahren. Schon hatte ihm Weißkern von Wiener Handschriften Auszüge vermittelt; allein er dürstete nach mehr. Insgeheim lockte ihn vielleicht noch stärker die Hoffnung, seine Anhängerschar auch dort zu organisieren und damit seinen Einfluß zu befestigen. Scheyb hatte die Stiftung einer Deutschen Gesellschaft für undurchführbar erklärt, weil die Jesuiten von einer Schwächung des Lateinischen eine Abnahme des Besuchs ihrer Schulen fürchten und deshalb dergleichen Unternehmen als atheistisch ausschreien würden.[2]) Unter diesen Umständen hielt Gottsched im Sommer 1749 den Augenblick gekommen, persönlich in die so entfachte Bewegung einzugreifen. Auch zu dem Hofe hatte er eine Brücke geschlagen, indem er wie seine Frau die Erzieherin der Erzherzoginnen, die Fürstin Trautson, wiederholt mit eigenen Schriften und Briefen bedacht hatten. Wovon Gottscheds unternehmender Geist träumte, als er eine Reise nach Wien beschloß, läßt sich unschwer erraten. Nicht weniger als Durchsetzung der Gemeinsprache vermittelst kaiserlichen Machtspruches wird es gewesen sein. Zum mindesten ließ sich wohl irgend ein Einfluß auf das Erziehungs- und Bildungsleben der Hauptstadt selbst gewinnen. So kündigt er getrost seinen und seiner Frau Besuch den Freunden an.

„Alle Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit erfreuen sich auf Dero Ankunft“, meldet Scheyb am 12. Juli 1749 zurück. Gleichzeitig ließ durch ihn der Landuntermarschall v. Moser Gottsched ersuchen, seinen ergebenen Schüler Schwabe,[3]) den einstigen Herausgeber der „Belustigungen“ mitzubringen, welcher an der 1746 gestifteten (Theresianischen)

---

1) Über den Wandel im theatralischen Geschmack zu Wien s. N. Büchersaal IX, 91 flg.

2) Danzel S. 292. Vergl. für das Folgende überhaupt Danzel S. 290—313.

3) Vergl. über ihn G. Waniek in der Allgemeinen deutschen Biographie.

Fürstlich Liechtensteinschen Akademie[1]) als Lehrer der deutschen Sprache und Wohlredenheit in Aussicht genommen sei: „In dieser Absicht" — heißt es über Moser — „hat er schon dreimal an Herrn Schwabe schreiben lassen und noch niemals etwas Verläßliches erfahren können". Indessen wird es Scheyb bald klar, daß Moser bei der Akademie nicht viel zu befehlen habe und auch nichts von dergleichen verstehe, weshalb sich Scheyb denn nicht mehr mit der Sache abgeben will.[2]) Danach scheint es, als ob es der ablehnenden Haltung Schwabes kaum bedurft, sondern sich von vornherein um das vage Projekt eines einzelnen Nichtzuständigen gehandelt habe. Schwabe selbst schreibt aus Leipzig an seinen bereits in Karlsbad weilenden Meister unterm 23. August: Daß Baron v. Spaun nicht in der Angelegenheit geschrieben, führe er darauf zurück, daß „die Herren Christlichen" überall die Aufsicht führen wollen und jener seinem protestantischen Freunde eine Unterordnung unter die Jesuiten nicht werde zumuten mögen. Wenn also ein Antrag geschähe, werde er dankend ablehnen.[3])

Den wissenschaftlichen Ertrag seiner Reise nach Wien beschrieb Gottsched schon 1750 in einem Universitätsprogramm unter dem Titel „Singularia Vindobonensia. Praemittitur Prolusio Academica ... aliquam nuperi itineris litterarii rationem reddens." Die persönlichen Erlebnisse schildert er später zusammenhängend im Leben der Gottschedin.[4]) Die wirksamsten Glanzpunkte verabsäumte er nicht alsbald überallhin zu verbreiten. — Zunächst ging das gelehrte Paar über Altenburg und Zwickau zur Kur nach Karlsbad; auf dem weiteren Wege nach Wien verweilte es namentlich zu Bayreuth, Erlangen, Nürnberg und Regensburg in wissenschaftlichem Interesse oder, wie Frau Gottsched hübsch schreibt,[5]) um die „Freunde und Handwerksgenossen nach Handwerksgebrauch zu sehen und zu grüßen." Zu Schiff langte man in der Hauptstadt des Kaisers und — der in diesem Falle wichtigeren Person — der Kaiserin an. Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsi. Sie reisten nicht nur um dies und das kennen zu lernen, sondern mehr noch, um anderen Gelegenheit zu geben, das berühmte Schriftstellerpaar kennen zu lernen. Mag persönliche Eitelkeit mitspielen, der Endzweck einer solchen Schaustellung ging doch auf geistigen und insbesondere sprachlichen Fortschritt Österreichs.

1) Die Stiftungsurkunde druckt Gottsched im Neuen Büchersaal IX, 268 flg. ab.

2) Nach seinem Brief an Gottsched vom 31. Juli 1749.

3) Schwabes Brief schon von Waniek in der Allgemeinen deutschen Biographie (Bd. XXXIII, S. 169) in gleichem Sinne zitiert.

4) In der Ausgabe ihrer „Kleineren Gedichte".

5) Briefe der Frau Gottsched, II. Teil S. 17.

In Wien schenkte das Gottschedsche Ehepaar neben der Kaiserlichen Bibliothek auch den übrigen wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen Aufmerksamkeit. Zu beiden „Schauplätzen" gewährte man diesen berühmten Gästen für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes Freikarten zur „Galerie" — dem „adligen Platz", unserm heutigen I. Rang entsprechend. Der Verkehr blieb nicht auf den litterarischen Freundeskreis beschränkt, sondern unsere Fremden sahen sich zu großen Tafeln beim Fürsten Liechtenstein, Grafen Esterhasi und anderen Magnaten gezogen. Die vom Grafen Esterhasi erwirkte[1]) gemeinsame Audienz beim Kaiserpaar am 28. September 1749, die ³/₄ Stunde währte und überaus huldvoll verlief, bildete den Gipfel dieser Wiener Ehrungen. Bezeichnend für die Mission, als deren Träger sich Gottsched hatte einführen lassen, ist das erste Wort von Maria Theresia: „Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden. Wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache."[2]) — Dazwischen geschah zum ersten Mal im Dienste der germanischen Philologie eine systematische Musterung von österreichischen Klosterbibliotheken, so zu Melk, wo sich ein Freundschaftsband mit P. Placidus Amon knüpft, und zu Neuburg, wohin ebenfalls Weißkern die Wege ebnet. Ein Brief an letzteren vom Dechant des Klosters Neuburg[3]) führt uns lebendig in die Freuden und Leiden dieser gelehrten Reise ein. Hatte die Anwesenheit der „geschickten Helferin" die Mission Gottscheds in Wiener Hofkreisen entschieden gefördert, so mußte sie im Kloster anstößig sein. „Der in Deutschland seiner Schriften halber so berühmte Herr Professor zu Leipzig" — hieß es hier — werde mit Freuden zur Besichtigung der Bibliothek erwartet, der „gelehrten Frau Victoria" sei es „ihres Geschlechts halber" nicht erlaubt, „in unserer geistlichen Klausur, folglich auch nicht in unserer Bibliothek" zu erscheinen. Dennoch werde man beflissen sein, „ihr indessen auf mögliche Weis eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und von ihrer Gelehrsamkeit etwas zu profitiren."

Man darf wohl sagen, daß die glänzende Aufnahme Gottscheds in der höheren Gesellschaft Wiens von verheißungsvoller Bedeutung für die deutschen Bildungsinteressen war. Die Anhänger des Leipziger Führers durften triumphieren: denn wie lächerlich es uns klingen mag, wenn sie durch die kaiserliche und fürstliche Anerkennung alle litterarischen Gegner Gottscheds aus dem Felde geschlagen ansahen, — so wie er selbst seine

1) Vergl. Briefe der Frau Gottsched, II. Teil S. 20.

2) Nach Mitteilung der Gottschedin an Frl. Thomasius in Nürnberg noch vom 28. September 1749; s. Leben der Frau Gottsched in ihren „Kleineren Gedichten".

3) Vom 25. September. In der Gottschedschen Briefsammlung.

Thätigkeit meinte und sich seine Aufgabe stellte, war thatsächlich durch Begünstigung seiner Bestrebungen von oben mehr gewonnen als durch Ablehnung vieler einzelner noch so gelehrter Schriftsteller verloren gehen konnte. In Scheybs „Beurlaubung der deutschen Musen zu Wien an den Herrn Prof. Gottsched" heißt es von diesem Standpunkte folgerecht:[1])

„Auf! macht es, wie es Gottsched machte,
Da Land und Volk ihm abhold war;
Ihr wißt, daß er darüber lachte,
Nun ist sein Siegen offenbar.
Er ließ die Gänse immer schnadern,
Sein Geist floß doch in stillen Adern
Und bot die schönsten Regeln dar."

Gleicherweise spricht er es am 12. November mit kompromittierender Offenheit, aber zutreffend aus, daß für ihn die Kaiserin größer als Apoll sei — wir werden, die darin liegende erbärmliche Kriecherei ablehnend, doch zugestehen: zur Durchführung der Gottschedschen Reformpläne, die eben nicht von poetischem Geiste, sondern von Eifer und organisatorischem Geschick für deutsche Spracheinigung und Sprachreinigung diktiert sind, war die Gunst der Kaiserin wichtiger als die Gunst der Musen. Die Äußerung ist auch in ihrem Wortlaut charakteristisch: „Alle Musenfreunde" — also steht er nicht allein — „laufen sich fast die Füße weg, eine so außerordentliche Geburt der Großmut zu bewundern, dergleichen weder der Wohlgeschmack des Parnassus noch der Fleiß der Musen in 5753 Jahren bewirken können . . . Was ist vortrefflicher? wenn uns ein verdrießlicher Schulfuchs einen Kranz von Epheu oder Lorbeerblättern auf den Schädel setzt und uns die Erlaubnis erteilt, uns gekrönte Poeten zu nennen? oder, wenn uns eine solche Kaiserin, die nicht einmal ein Gottsched genugsam loben kann, die Stirne mit dem herrlichsten Schmucke auszieret?

Apollo ist zwar groß; die Kaiserin doch größer;
So ist der Lorbeerkranz der Kaiserin auch besser.
Wohlan, so haben wir an unserer Dichterin
Ein Haupt, das Krone trägt, kurz: eine Königin."

Welchen Eindruck Gottsched in den höchsten Kreisen zurückließ, verrät ein Schreiben seines Schülers Löschenkohl vom 8. Oktober 1749: „Ich hoffe inzwischen, daß diejenige Nachricht, welche Ihro Exzellenz mein Graf[2]) Ihnen von unserm Kaiserlichen Hofe noch vor Dero Abreise hinterbracht, nicht anders als höchst angenehm hat fallen müssen; wenigstens müssen Sie dadurch von derjenigen Hochachtung, welche Sie

1) Nach der Handschrift vom 6. Oktober 1749.
2) Löschenkohl war Sekretär des Grafen Esterhasi.

sich besonders allhier bei den allerhöchsten Kaiserlichen Herrschaften erworben, neuerdingen sein versichert worden; die würkliche Erfüllung davon wird auch gewiß nicht fehlen."

Weit über Wien hinaus wurde thatsächlich das Ansehen Gottscheds und damit die Aussicht seiner Reformen durch diese Ereignisse bedeutend gestärkt. Es war die höchste Zeit. Jerusalem, der einflußreiche Braunschweiger Geistliche, schreibt ihm am 30. Januar 1750: „So große Verehrer finden Sie zwar in der Welt nicht mehr, als Sie in Wien gefunden; wir wollen hier aber dennoch unter die aufrichtigsten alle Zeit mit gehören." Auf die neben der kaiserlichen Gunst wohl bedeutsamste Seite des errungenen Erfolges weist ein Schreiben vom folgenden Tage hin, das aus Nürnberg von Groß einlief: „Was mich unter allem, das E. H. E. auf Dero Reise Rühmliches gestiftet, am meisten erfreut, ist dieses, daß unsere Herren Catholici eine Hochachtung für den Gottschedischen Namen, Geist und Geschmack bekommen, und daß man E. H. E. poetische und rhetorische Grundsätze in dem Theresiano eingeführt. Diese Thüre lassen sich E. H. E. ja nicht wieder versperren. Vielleicht kommen wir im kurzen weiter. Vielleicht finden sie auch einen Geschmack an der Gottschedschen Weltweisheit; und vielleicht ist dieses der gesegnete Anfang, dem Volk, das im Finsteren sitzet, ein Licht anzuzünden und von einer Wahrheit in die andere zu leiten." Wir werden bald erfahren, wie sich nach all diesen Seiten wirklich etwas Verheißungsvolles anspinnt.

Kostbare Geschenke werden vom Kaiserpaar dem „Meister der deutschen Sprache" und seiner „geschickten Freundin" nachgesandt, ja, o Wunder! die für Wertstücke fälligen Steuern werden den beglückten Ehegenossen wiedererstattet. Auch das Gerücht von dieser neuen Gunst wußte Se. Magnificenz unter die Leute zu bringen. Den tiefen Eindruck, den so außergewöhnliche Gnadenbezeugungen damals hervorriefen, ersehen wir aus einem Brief von Pastor Rosenberg in Mertschütz, der unterm 17. April 1750 ausruft: „Ich bewundere die sonderbare Begebenheit mit der Wiedererstattung der öffentlichen Abgaben, so auf die kaiserlichen Geschenke gefallen. Bei solchen Umständen wundern sich E. H. E. nicht, wenn Dero Reise das Augenmerk der Welt gewesen und bleiben wird, so weit nur immer Gelehrte wohnen. Es reiset freilich manch großer Fürst und Herr, und man redet und schreibt selbst nicht die Helfte soviel davon, als schon von Dero merkwürdiger Reise geschehen."

Im Augenblick mochte unserm Sprachmeister schwindeln, und die ungeheuersten Pläne wälzte er während des auf die Reise folgenden Winters in seinem Haupte. Da sollte eine kaiserliche Staatsdruckerei gegründet werden, natürlich um sie in den Dienst der hochdeutschen Ge-

meinsprache zu stellen; da tauchte der alte, seit seinem halb unfreiwilligen Austritt aus der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig zurückgeschobene Plan einer deutschen Akademie der Wissenschaften wieder auf. Diesmal handelte es sich um eine wirklich kaiserlich zu privilegierende Anstalt, wie sie auch Leibniz schon vorgeschwebt hatte, welche ebenfalls zur Normierung der Gemeinsprache in erster Linie dienen sollte. Sich selbst dachte der ja nichts weniger als bescheidene Mann an der Spitze dieser Akademie, von der Reichshauptstadt aus gleichsam das deutsche Volk auf dem Gebiete der Sprache regierend. Kaum erklärt man diesen Plan für undurchführbar, als er, der Protestant, auf die schwindelhafte Idee gerät, sich als Erzieher der kaiserlichen Kinder zu empfehlen, wohl um so der Zukunft vorzubauen. Genug, so sehr sich einige hochadelige Gönner bemühten, eine Stellung auszuwittern, in die man Gottsched hätte nach Wien berufen können, immer standen konfessionelle Bedenken und besonders die Rücksicht auf die Jesuiten entgegen. Schon am 1. März 1750 schreibt Gottsched denn resigniert an den Wolfianisch gesinnten Prediger Formey in Berlin:[1]) „Ich muß gestehen, daß mir in Wien, sowohl von den Höchsten Herrschaften, als sehr vielen Großen daselbst mehr Ehre wiederfahren, als ich verdiene. Es ist schade, daß an katholischen Orten die Gelehrsamkeit blos in den Händen der Pfaffen ist. Dieses hindert die Aufnahme der Wissenschaften sehr. Und obgleich in Wien alles, was witzig ist, ihren Mangel an vernünftiger und nutzbarer Wissenschaft einsieht: so weiß man sich doch nicht zu helfen: weil die Pfaffen keine weltliche Gelehrte neben sich aufkommen lassen, selbst aber immer bei ihrer scholastischen Philosophie und alten Leier bleiben. Sonst wäre der Boden in dieser großen Stadt für die Gelehrsamkeit ziemlich vorteilhaft."

Bald indes jagt unser betriebsamer Mann neuen Projekten nach, wohl auf eine gelegentliche Bemerkung von Weißkern hin. Indessen raubt ihm Scheyb am 1. August 1750 alle Hoffnung. „Was das Weißkernische Projekt einer neuen Akademie betrifft, so ist mir dieses alles fast so viel, als schwäbische Walfische: ich weiß kein Wort davon, und wie es zugeht, so sind nirgends keine Aspekten für solche Begebenheiten, außer es entstehe ein solches Phaenomenon, welches durch sich selbst bestehe." Er hält aber mit seiner Meinung nicht zurück, daß sich ohne fürstliche Hilfe nichts Dauerndes schaffen lasse.

Wenigstens durfte sich Gottsched damit trösten, daß die neubegründete Professur der deutschen Sprache am Theresianum in seinem Sinne ver-

1) Hs. In der Autographensammlung des Herrn Alexander Meyer-Cohn zu Berlin.

waltet wurde. Über ihren ersten Inhaber Joh. Heinr. Justi berichtet der getreue Scheyb, der sich unermüdlich Gottscheds Interessen, und gerade besonders den sprachlichen,[1]) dienstbar erweist, am 11. Mai 1751: „Prof. Justi sagte mir, daß er bisher nichts anderes gethan, als Dero Sprachlehre zu erklären und seine Anmerkungen darüber zu machen . . . Es seien aber nur Bagatellen." Am 1. Juli bestätigt es Justi selbst. Voreilig macht Scheyb am 1. Dezember desselben Jahres seinen Meister glauben, daß Justi eine eigene Grammatik schon in Druck habe — ein Unterfangen, das Gottsched stets, wie so viele Gelehrte, als Konkurrenz und Auflehnung gegen seine Autorität auslegte. Indessen erschien in Justis Wiener Zeit (1750—53) nur eine „Abhandlung von dem Zusammenhange der Vollkommenheit der Sprache mit dem blühenden Zustande der Wissenschaften", — eine Gottsched wahrlich willkommene Darlegung. Erst 1755 gab Justi eine „Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart" heraus, die grundsätzlich des Lobes voll für Gottscheds Sprachkunst war, ohne doch starke Kritik an ihr zu unterlassen. Ausnahmsweise geht der Leipziger Diktator im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" auf einige Einzelheiten ein[2]). Die Beziehungen zu Popowitsch gingen daneben bald in offene Gegnerschaft über, wie wir schon erfuhren. Aber auf kaiserlichen Befehl wurde Gottscheds „Sprachkunst" „bei der vornehmsten adeligen Jugend" eingeführt,[3]) auf deren sprachliche Erziehung er somit einen Einfluß ausübte, der ihm angesichts des Ranges dieser seiner mittelbaren Zöglinge doppelt wertvoll sein mußte.

Weiterhin müssen wir hier eingehender seines Briefwechsels mit dem Benediktiner P. Placidus Amon gedenken, weil es sich in diesem Geistesaustausch thatsächlich um gemeinsame deutschsprachliche Interessen handelt.[4]) Schon am 30. Juli 1750 erwähnt Amon von Melk aus gegen Gottsched dessen „Sprachkunst" in bezeichnender Wendung als „Grammatica tua Germanica, quae me suadente plurium commilitonum meorum manibus versatur."[5]) In der Folge bewegt sich ihre Korrespondenz einerseits um Gottscheds altdeutsche Interessen, andererseits besonders um ein von dem Pater geplantes deutsches Wörterbuch, für das ihm Gottsched uneigennützige Unterstützung zusichert. Mit welcher Spannung

1) Vergl. schon den Brief vom 4. Juni 1749 bei Danzel S. 300 flg.

2) II, 860 flg. — Über Justi s. Allgemeine deutsche Biographie.

3) Vollständigere . . . Sprachkunst[5], S. 12. Es ist damit auf das Theresianum hingedeutet, das ja zur Bildung der adeligen Jugend gestiftet war.

4) Der Briefwechsel beider Männer ist 1888 flg. von Rudolf Schachinger a. a. O. herausgegeben.

5) A. a. O. Bd. X, S. 96 flg.

die Kundgebungen des Leipziger Sprachmeisters im Kloster erwartet werden, zeigen auch gelegentliche Äußerungen des gemeinsamen Korrespondenten v. Scheyb in Wien; so berichtet dieser am 12. Mai 1752 nach Leipzig, daß Amon lamentiere, weil Gottsched ihn ohne Antwort lasse. Amons Vorarbeiten für ein deutsches Wörterbuch scheinen nach dem Tode des Pater in Gottscheds Hände gelangt zu sein, ähnlich wie Amon bei Lebzeiten die von ihm kopierten altdeutschen Handschriften dem verehrten Meister zu voller Verfügung stellt. Noch ein anderer österreichischer Ordensgeistlicher, Rudolf Graser in Kremsmünster, bekennt sich durch Gottscheds Schriften, in erster Linie durch dessen „Sprachkunst" und „Redekunst", in seiner Vorliebe und Neigung für die deutsche Sprache bestärkt und gefördert.[1])

Mit der Stiftung seiner Gesellschaft der freien Künste (1752) verband sich Gottsched die österreichischen Freunde, denen er freigebig die Mitgliedschaft antrug, aufs neue. Allerdings hielten sich die Klostergeistlichen Amon und Graser gegenüber der aufdringlichen Ehrung bescheiden zurück.[2]) — Auch journalistische Vertretung fand der Leipziger Sprachmeister in Wien. Auf seinen Rat und mit seiner Unterstützung treten daselbst 1756 „Nachrichten" ins Leben, welche von seinen Anhängern Johann Gottfried Quand und Heyde gemeinsam herausgegeben werden.[3]) Derselbe Quand läßt 1756 eigens für Wien seine französische Übersetzung der Gottschedschen „Sprachkunst" (ursprünglich Paris 1753) neudrucken. Namentlich Damen des höchsten Adels bleiben zahlreich in Briefwechsel mit Gottsched. Vor allem weiß er sich die Gunst der am Hofe so einflußreichen Fürstin Trautson durch poetische Gaben — teils auch zur Mitteilung an ihre prinzlichen Zöglinge und die Kaiserin — und auch wohl durch Schmeicheleien für ihre eigene dilettantische Neigung zur Poesie zu erhalten. So faßt er den Entschluß, ihr die neue Ausgabe seiner Gedichte zu widmen. Aber alsbald meldet sein Agent Scheyb der Fürstin,[4]) „es sei in dem ersten Bande ein überaus schönes, jedoch erzlutherisches Gedicht."[5]) Die Fürstin antwortet unbefangen: „Ein vernünftiger Mensch wisse wohl, daß ein Lutheraner lutherisch denke, es folglich ihr nicht mißfällig sein könne; allein wenn es nur ihm, dem Herrn Gottsched — sagte sie — nicht selbst hier und bei Hof schädlich ist." Ihr Sekretär bedeutet Scheyb

---

1) Siehe den Briefwechsel Grasers mit Amon bei Schachinger a. a. O.

2) Vergl. Schachinger a. a. O. Bd. X, S. 654 flg.

3) Nach Quands Brief vom 12. März 1756.

4) Vergl. Scheybs Brief an Gottsched vom 17. Februar 1751.

5) Es handelt sich um die Ode: „Auf das andere Protestantische Jubelfest, welches wegen des zu Augspurg übergebenen Bekenntnisses im Jahre 1730 gefeiert worden". Vergl. Nachricht von Gottscheds Schriften 1730 (Weltweisheit [7] II).

später, die Fürstin fürchte, sie werde das ihr dedizierte Buch keinem anderen, besonders nicht den Erzherzoginnen in die Hand geben können. Scheyb schlägt diplomatisch vor, „diese babylonische H . . ." in einigen Exemplaren wegzulassen; indessen begnügt sich Gottsched, noch findiger, unter so bewandten Verhältnissen der Fürstin nur den zweiten Teil zu widmen.[1])

Im Hinblick auf die religiösen Verhältnisse Österreichs gewinnt es auch an Interesse, daß die Gräfin Keyserlingk geb. von Truchseß-Waldburg in Puchkirchen Gottscheds „Weltweisheit" übersetzte, „et cela" — wie der erfreute Autor ihr am 2. Februar 1754 schreibt — „dans un temps où tant de personnes du grand monde ne s'occupent que de la lecture frivole des romans et des nouvelles." Als Wirkung seiner Philosophie auf sie schildert die Gräfin bezeichnend ein erwachendes Interesse für die Wissenschaften überhaupt. Am 23. April 1754 schreibt sie ihm: „Je me crus placée dans un nouveau monde, tout m'y parut beau et merveilleux; saisie d'étonnement j'envisageais d'un œil attentif jusqu'au moindre reptile, et je contemplais remplie d'admiration tout l'Univers. Ne vous étonnez donc pas, Monsieur, de me trouver du goût pour les sciences . . . C'est vous qui m'avez mise en cette carrière."

Unmittelbarer von sprachlicher Bedeutung war schließlich die Verbreitung der Gottschedschen „Redekunst" in Österreich. „Was werde ich für eine Freude haben", ruft Scheyb schon am 27. Dezember 1749, „wenn die Gottschedsche Redekunst auch dörfe von unsern Nonnen und Klosterfrauen gelesen werden. Wäre es nicht möglich, etwas Geistliches, so alle Christen angeht, darein zu flicken?" Graser gesteht, daß ihm Gottscheds Redekunst zur Vorbereitung fürs Predigtamt sehr gute Dienste gethan habe; ja er verspürt Lust, den von Gottsched verfaßten,[2]) angeblich Reinbeckschen „Grundriß einer Lehrart ordentlich und erbaulich zu predigen" für katholische Leser verkürzt, unter Fortlassung anstößiger Stellen, herauszugeben, selbst ohne den wahren Autor zu kennen![3]) Wie ehrend erscheinen diese Zeugnisse für den in katholischen Kreisen Österreichs entfachten wissenschaftlichen, insbesondere deutschsprachlichen Eifer, wenn wir bedenken, daß beide Schriften den norddeutschen evan-

1) Nach Scheybs Brief an Gottsched vom 6. März 1751 — 1754 wurde das Februar-Stück des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" aus religiösen Bedenken in Wien verboten, ebenso Gottscheds Ausgabe des „Reineke Fuchs" wegen einiger Zeilen in Gottscheds Bemerkungen, — vergl. Scheybs Brief vom 13. April 1754.

2) Vergl. Danzel S. 41 flg.

3) Vergl. Schachinger a. a. O. Bd. X, S. 655 und 659.

gelischen Orthodoxen verhaßt waren! Jedes Exemplar der „Redekunst“ wurde in der Hand eines österreichischen Katholiken, zumal eines Geistlichen, zur Waffe für die heimische Sprache, für den hochdeutschen, Gottschedschen Stil und nicht in letzter Linie für die Aufklärung.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß es endlich 1760 auch in Wien zu der so lange von Gottsched ersehnten Stiftung einer „Deutschen Gesellschaft“ kam, zu deren Stamm, unter Vorsitz von Joseph von Sonnenfels, alte Freunde wie Scheyb, Quand und Wächtler gehörten. Die sprachlichen Bestrebungen wurden stark betont: im Sinne Gottscheds wurden Deutsch, Reindeutsch und Korrektdeutsch zu Leitsternen erhoben.[1])

d) Ließ Gottsched überall seinen Blick an die Grenzen des deutschen Sprachgebietes schweifen, so mußte er auf die Schweiz mit besonderem Ernst blicken. Wie in Österreich die religiöse, hatte hier die politische Sonderung den Anschluß an die stark mitteldeutsch gefärbte Gemeinsprache hintenangehalten.[2]) Den Schweizer Sprachstand am Beginn von Gottscheds Wirksamkeit kennzeichnen die „Discourse der Mahlern“ und Hallers „Versuch Schweizerischer Gedichten“ in erster Auflage zur Genüge; schon die Titel sind charakteristisch. Gewiß vollzieht sich nun im Laufe des 18. Jahrhunderts der sprachliche Ausgleich nicht durch die Thätigkeit eines Einzigen; aber wie Gottsched im zweiten und dritten Viertel des Jahrhunderts als bedeutendster Vorkämpfer des Hochdeutschen in Österreich wirkt, so ist es in erster Linie seine Thätigkeit, welche im Laufe des zweiten Jahrhundertviertels die Annäherung der Schweiz an die gemeindeutsche Schriftsprache beschleunigt. Hier besonders gereichte sein Charakterfehler dem Einigungsprozeß zum Segen, daß Gottsched nicht sine ira et studio verfuhr. Klar vor Augen liegt, wie er zuerst als Freund, später als Feind anstachelnd auf die schweizer Schriftsteller wirkte.[3])

In der Hitze des späteren Kampfes zwischen Zürich und Leipzig, der allmählich beide Teile zu „betrogenen Betrügern“ werden ließ, hat Bodmer sich zwar von der „obersächsischen“ Sprachherrschaft losgesagt;[4]) wie weit er sich derselben aber ursprünglich unterordnete, beweist sein Briefwechsel mit Johann Christoph Clauder in Leipzig. Schon 1730 wandte sich Bodmer nach Leipzig an Mascou mit der Bitte, daß dieser jemand veranlasse, seine, Bodmers, deutsche Schriften durchzulesen und

---

1) Vergl. Neuestes XI, 262 flg., besonders 266, 272, 275 und 280.

2) Vergl. Kluge a. a. O. S. 60 flg.: „Schriftsprache und Mundart in der Schweiz“.

3) Auch die Sprachmengerei in den „Discoursen“ rügt er schon in den „Vernünftigen Tadlerinnen“[2] I, 177, ihre Abweichung vom Hochdeutschen ebd. II, 134 flg. — Vergl. Bernays über Gottsched in der Allg. Dtsch. Biographie IX, 501.

4) Besonders im „Mahler der Sitten“ Bl. 97. — Vergl. Socin S. 376 flg.

dabei anzumerken, was ihm etwa in der Schreibart bedenklich scheinen möchte.[1]) Er läßt seinen Wunsch durch Prof. Johann Erhard Kapp in Leipzig wiederholen.[2]) So übernimmt Clauder, cand. jur. und Hofmeister beim Baron von Zech, die sprachliche Kritik der Bodmerschen Schriften, bis er 1735 Leipzig verläßt. Dabei begnügt er sich nicht mit bloßen Korrekturen, sondern erstattet nach Erfordern oft ausführliche Gutachten. Als sprachliche Hauptfehler der Schweizer bezeichnet Clauder Verstöße gegen zwei Regeln: 1. „Alle Substantiva, die in nominativo singulari (so!) sich nicht auf ein e endigen, nehmen im plurali das n anders nicht als in dativo und ablativo an", — wir brauchen nur an die eben erwähnten schweizerischen Büchertitel zu denken. 2. „Alle monosyllaba, die den genetivum durch zwei Silben formieren, nehmen in dativo und ablativo singulari ein e an. Hingegen vice versa, wo der genetivus auch ein monosyllabum bleibt, müssen der dativus und ablativus nothwendig auch monosyllaba bleiben."[3]) Öfters antwortet Clauder auf bestimmte Fragen, so schon am 6. Dezember 1731: 1. Die „ernsthafte" Hofsprache sei „durchgehends zierlich", doch böten der Wiener, der bayrische und etliche andre Höfe wegen ihrer verderbten Mundart kein Muster dar. Bodmers Frage meinte eigentlich, ob Hof-Ausdrücke, die wider die Vernunft, Analogie u. dergl. eingeführt, in reiner Schreibart brauchbar seien. Clauder antwortet aber im Stile Gottscheds mit einer grundsätzlichen Verbeugung vor der Hofsprache, um doch sofort die Mundart der bedeutendsten oberdeutschen Höfe auszuschließen. 2. Neue Wörter könnten gebildet werden, wenn sie a) „nicht contra analogiam et indolem linguae", b) „der Idee, so dadurch ausgedrückt werden soll, gemäß", c) „nicht allzu fremd, anstößig oder lächerlich" seien. Ebenso gesteht er zu, daß mit Belebung guter alter Wörter der Sprache ein Dienst erwiesen werden könne. Ursprünglich war das auch der Standpunkt Gottscheds. 3. Das Gleiche gilt von Clauders Zugeständnis, daß neue Metaphern die Zierlichkeit und den Reichtum der Sprache vermehren. Setzt doch Bodmers junger Mentor ausdrücklich hinzu: „Ob von diesen Dingen außer den Bödiker, König und Gottsched jemand weiter geschrieben, ist mir unbekannt. Wie viel aber diese Herren geleistet, werden E. H. aus ihren Schriften bereits ersehen haben." So bespricht Clauder denn auch häufig die in betracht kommenden Fragen mit Gottsched, den er wiederholt seinen Freund nennt, oder überläßt ihm geradezu die Antwort. Unter anderm schreibt er am 4. Januar 1733: „Die reflexiones, die E. H. neulich einem Dero Briefe inseriret und wider die

1) Nach Mascous Brief an Bodmer vom 14. Januar 1731.
2) Ebd. — Vergl. Kapps Brief an Bodmer vom 1. Februar 1731.
3) 19. Oktober 1732.

Schönheit unserer Sprache gerichtet waren, habe Herrn Gottsched mitgeteilt, welcher die Beantwortung zu besorgen versprochen." Erst im V. Band der „Beiträge" finden sich Angriff und Verteidigung. Freilich steht Clauder dem Schweizerdeutsch etwas verbindlicher gegenüber. Am 6. Dezember 1731 äußert er: „Die Sachsen müssen zu ihrer Beschämung gestehen, daß sie sich wenig oder garnicht bekümmern, wie ihre Sprache in den entlegenen Provinzen beschaffen sei... Der vortreffliche Fleiß, den die Herren Schweizer bishero in diesem Stück erwiesen haben, benimmt uns die Sorge, daß die Zierlichkeit unserer Sprache an dieser Gränze Schaden leiden werde."[1]) Es ist aber nicht etwa Bodmers Verdienst, daß seine Schriften nicht einem völlig abhängigen Anhänger Gottscheds anheimfielen; denn Kapp, der auch sonst als Gottscheds Gegner erscheint,[2]) meldet seiner Zeit dem Züricher die Bereitwilligkeit Clauders zur Übernahme der Sprachkritik mit dem Zusatz: „Einige Mitglieder der hiesigen sogenannten Deutschen Gesellschaft wären zwar im stand, etwas dergleichen zu verfertigen. Allein ich habe ihnen nicht die Freude machen wollen, daß sie E. H. Schriften kritisiren könnten."[3]) Kapp scheint demnach den damals unserm Gottsched wohlgesinnten Mascou von Anrufung der „Deutschen Gesellschaft" abgeraten zu haben.

Bei dieser Sachlage kann es nicht Wunder nehmen, daß die Schweizer sich die zahlreichen sprachlichen Erörterungen zunutze machen, welche Gottsched von den „Vernünftigen Tadlerinnen" an in seine Schriften verflocht. Die neuen Auflagen ihrer früheren Schriften bekunden eine solche Annäherung durchgehends. Auch gesteht Bodmer die Notwendigkeit sprachlicher Verbesserung seiner Schriften gegen Gottsched selbst zu. „Ich wollte gerne", schreibt er buchstäblich dem nachmaligen Erzfeinde unterm 30. Juli 1738,[4]) „eine solche Verbesserung mit der Übersetzung des Verlustes des paradises vornehmen, worinn ich selbst viele rauhthönende Wörter und Wortfügungen erblike, alleine die Mühe der Arbeit schrecket mich davon ab, und zum theil auch der Zweifel, der noch in ansehn vieler übrig bleibet, da einige lehren, daß sie weh in den Ohren thun, andere behaupten wollen, daß sie sanft flissen." Sehr fein setzt Bodmer nun hinzu: „Wenn ich unter andern betrachte, was für ein unterschied selbst benachbarte Nationen in dem Wohl- oder Übelklang ihrer eigenen und anderer Mundarten finden, da den Italiänern die Französische, den

1) Vergl. Clauders Brief vom 27. Februar 1733 in J. Crügers Ausgabe: Gottsched und die Schweizer (Deutsche National-Litteratur Bd. 42) S. LVIII.

2) Vergl. Danzel S. 26.

3) Am 1. Februar 1731.

4) Gerade diese Stelle blieb in Danzels Auszug aus dem Brief (S. 193) ungedruckt.

Franzosen die Englische, den Engelländern die Deutsche, den Sachsen die Fränkische als hart und rauh vorkommen, so muß ich gedenken daß die Werkzeuge der Ohren bey diesen verschiedenen Nationen gantz verschiedene Faltungen und Biegungen gewonnen haben, welches macht, daß jede die Mundart, an welche sie gewöhnt ist, für die sanfteste hält. Zu entscheiden, welche ihre fibras rc., die zu dem gehöre dienen, in der ersten und natürlichsten Conformation behalten habe, würde schwer fallen". Trotz dieses Vorbehalts geht er vernünftigerweise zu dem Zugeständnis über: „Ich wünschte dennoch daß ein geschickter mann sich die müh nehmen wollte, dem Ohre zum besten dergl. Verbesserung mit dem verlohrnen paradiß zu unternehmen."

Auch Haller sucht sprachliche Schulung in Leipzig. Zunächst ist interessant, daß Bodmer ihm die Briefe Clauders zur Kenntnisnahme übermittelt.[1]) Indessen steht Haller mit Gottsched direkt in Beziehung. Am 15. Januar 1735 schreibt er von Bern aus an den Leipziger Sprachdiktator[2]): „Neben dem, daß ich billig wegen Dero gewogenem Urteil und nützlichen Critik meiner Gedichte meine Dankbezeugung abstatte, so nehme hiermit die Freiheit, ein Paar Exemplaria der neuen Auflage Denenselben zuzusenden und auch diese Arbeit Ihrer Untersuchung zu unterwerfen. Wenn die Zeit es Denenselben vergönnen möchte, sich bei diesen Kleinigkeiten aufzuhalten: so würden Sie zweifelsohne in Wahrheit befinden, daß ich denen von Leipzig und insbesondere von Denenselben empfangenen Correctionen willigst gefolget; wiewohl eine und die andere Stelle, aus Übersehung möchte unverbessert geblieben sein." Clauder hatte manche private Korrekturen Gottscheds an Bodmer gesandt, der sie an Haller weiterbeförderte. So meldet Clauder am 19. Oktober 1732 über ein Gespräch mit Gottsched: „Die Schweizerischen Gedichte haben ihm sehr gefallen, so daß er wünschte, solche gemacht zu haben. Wir lasen das V. über die Ehre mit einander durch, und er merkte folgende Fehler wider unsere Sprache an rc." Noch am 9. Mai 1738 äußert Gottsched gegen Bodmer[3]), er höre von der Absicht einer neuen verbesserten Auflage der Hallerschen Gedichte — um mit nicht mißzuverstehendem Wink hinzuzusetzen, er zweifele nicht, daß diese Verbesserung einer Linderung der Mundart gelte.

---

1) Nach Hallers Schreiben an Bodmer vom 26. August 1733.

2) Nach der Abschrift von Frau Gottsched. Dresden, Königl. öffentliche Bibliothek. Fehlt unter den Originalen in Leipzig. — Gottscheds Antwort s. Ludw. Eckardt: Wander-Vorträge (1868) S. 239 flg.

3) In Bodmers Briefwechsel, also auf der Züricher Stadtbibliothek. Entgegenkommende öffentliche Urteile Gottscheds über Haller s. Krit. Btrge. III, 366 flg. und IV, 168.

Wie weit ein Haller unsern Gottsched an poetischer Herzenswärme, wie weit ihn ein Bodmer an kritischer Intuition überragte, wie vorgeschritten selbst die Auffassung sprachlicher Prinzipienfragen seitens der Schweizer ist[1]) — ursprünglich haben sie zu ihrem Heile an der hochdeutschen Gemeinsprache Gottschedscher Observanz Schulung gesucht.

Nach Ausbruch der Fehde zwischen Gottsched und den litterarischen Führern der Schweiz sah sich unser unerschütterlicher Sprachmeister mit doppeltem Eifer nach neuen Verbindungen in der Schweiz um. In Bern und Basel glückte es ihm wirklich, eine Anzahl Anhänger zu sammeln. Wie er sich trefflich auf Taktik verstand, so ergreift er alsbald bei Ausbruch der Litteraturfehde die erste Gelegenheit zur Bekundung, daß trotz Absage der Züricher noch ein Fähnlein in der Schweiz zu ihm hält: er widmet nämlich 1741 den VII. Band der Kritischen Beiträge der Deutschen Gesellschaft in Bern, um sowohl in der Zuschrift wie (S. 170 flg.) in der Besprechung ihrer Zeitschrift „Der Brachmann" (d. i. Brahmane) Bern gegen Zürich auszuspielen. Noch 1758 renommiert er mit seiner Schweizer Gefolgschaft, indem er die „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter" dem Herausgeber des Helvetischen Patrioten in Basel widmet[2]). In Bern bestand die Deutsche Gesellschaft aus „Staatsmitgliedern, Predigern und Professoren"[3]). Überhaupt hatte Gottsched dort ein weites Publikum; wenigstens schreibt Altmann, der Herausgeber des „Brachmann" von dort unterm 1. Wintermond 1741: „Unsere Schweiz wird immer Ihre Verdienste verehren, und die Verleger Ihrer Schriften werden bezeugen, daß Bern ... so viel von Ihren Werken sich anschaffet, als vielleicht in keiner Stadt von Deutschland verkaufet werden."

Engere Beziehungen zu den Bernern bestanden indes nur in der ersten Hälfte der vierziger Jahre. Im Verlauf derselben ist Gottscheds Plan merkwürdig, einen eigenen Missionar des Hochdeutschen dorthin zu entsenden. M. Steinauer war derjenige unter seinen Schülern, dem er diese Mission als Versorgung übertragen wollte. Die Berner dachten sich Steinauers Stellung als Privatlehrer der deutschen Sprache[4]); als solcher sollte er seinen Unterhalt verdienen; Wohnung, in ungewisserer Form auch „Tisch", wurde ihm aus dem Kreise der „Deutschen Gesellschaft" zugesagt. Unter diesen wenig verlockenden und noch weniger ehrenvollen Umständen ging der auserkorene Jünger auf Gottscheds Rat nicht ein.

---

1) Vergl. Burdach: Sprache d. j. Goethe a. a. O. S. 168.

2) Eingelobt ist der „Patriot" im Neuesten V, 783 flg. und VII, 209 flg.

3) Nach dem Briefe des Diakonus Gabriel Hürner an Gottsched vom 3. November 1741. — Vergl. außer dieser Handschrift übrigens Danzel S. 237 flg.

4) Nach Hürners und Altmanns Briefen, s. Danzel S. 239 flg.

Er vermißte die Zusicherung von Geldeinkünften und fürchtet kaum ohne Grund, man verstehe vielleicht unter „Tisch" einen Unterhalt, „welcher nach verschiedenen Tagen bald in diesem, bald in einem andern Hause muß gesuchet werden." Erbetteln möchte er aber natürlich nichts von der Freigebigkeit der Herren von Bern.[1]). Als ihm Anfang 1743 gar aus der ihm zugedachten Wirkungsstätte berichtet wird, daß die Freundschaft zwischen Gottsched und dem ja in der That unzuverlässigen Altmann auf schwachen Füßen stehe, fühlt er sich in seiner ablehnenden Haltung bestärkt.[2]) Indessen scheint Gottsched die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben: noch im Februar des nächsten Jahres will Altmann den Missionar des Hochdeutschen von Tag zu Tag erwartet haben.[3]) Es ist ein Irrtum Bodmers, wenn er später annahm, die Mission sei wirklich zustande gekommen; darin geht er aber nicht fehl, daß die bedeutenderen Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft" in Bern, wie der unglückliche Henzi und Samuel König, der Lehrer der Marquise von Châtelet in der Wolffschen Philosophie, sich über die ganze Komödie lustig gemacht hätten.[4]) Unsern betriebsamen Mann traf ja auf mehr als einem Gebiete seiner vielverzweigten Thätigkeit das Schicksal, daß sein ernst begonnenes Werk in ein Satyrspiel auslief.

Mochte Bodmer immerhin spotten. Wie in dem litterarischen Kampfe gegen die Schweizer in erster Linie Gottscheds sprachlicher Eifer rege und wirksam war, wird umfassend hervortreten, sobald es sich darum handelt, die wesentlich sprachlichen Voraussetzungen für Gottscheds litterarische Urteile überhaupt festzustellen.[5])

3. Korrektdeutsch.

A.

Dialektfreies Deutsch schreiben, hieß für Gottsched die wichtigste Anforderung eines korrekten Stils erfüllen. In der Auffassung grammatischer Verhältnisse bietet er fast gar nichts neues. Er verwahrt sich gegen die Unterstellung, als ob er der Sprache Gesetze geben oder — wie er natürlich sagt — Regeln vorschreiben wolle. „Die Sprachen

---

1) Brief von Steinauer an Gottsched, Schweighausen 7. März 1742.

2) Vergl. seinen Brief vom 22. Januar 1743.

3) Vergl. Danzel S. 240.

4) Nach Bodmers Brief an Hagedorn von Mitte Dezember 1749. Hs. Kestner-Archiv (in Dresden bei Georg Kestner † benutzt, jetzt Leipziger Universitätsbibliothek). — Vergl. Baechtold: Gesch. d. dtsch. Litt. i. d. Schweiz S. 567 flg. u. 574. — Nach Drollingers, Königs und Freudenbergers Briefen an Bodmer stand ein Teil der Baseler wie der Berner Gesellschaft von vornherein zu den Zürichern.

5) Im letzten Abschnitt dieser sprachgeschichtlichen Abhandlung.

sind älter als die Regeln derselben,"[1]) erkennt er vernünftigerweise an; aber auch dagegen wehrt er sich mit Entschiedenheit, daß man ihm Selbständigkeit in Formulierung dieser Regeln zuspreche. Seinen Vorgängern will er das meiste zu danken haben, er habe nur „eines und das andere hinzugesetzet", auch dies ausschließlich auf Grund langwieriger Beobachtung der besten Schriftsteller, auf Grund einer Prüfung der Mundarten und unter Vergleichung der vielen kritischen Anmerkungen, die „seit 30 Jahren" über die Sprache gemacht worden.[2]) Ja, „ich weiß nicht," ruft er unwirsch aus, „was jemand meiner Sprachlehre für ein Lob beigeleget: daß sie nämlich in einer neuen Schreibart geschrieben sei. Ich mag kein Neuling sein."[3]) Das alles klingt ja merkwürdig bescheiden und trifft wohl im wesentlichen auf die meisten Grammatiker zu; aber daß Gottsched dergleichen besonders erwähnt, ist charakteristisch, um so mehr als alle seine Lehrbücher mit einer ähnlichen Verwahrung anheben. Seine Unselbständigkeit beruht auf Grundsatz, und seine Schriften sind thatsächlich zum guten Teil Kompilationen seiner Vorgänger. Wenn trotzdem, also halb gegen seinen eigenen Willen, Gottscheds „Sprachkunst" mitten unter konventionell übernommenen Abschnitten eine Reihe selbständiger Gedanken nicht nur ausspricht, sondern durchführt, so ist auch damit die in erster Linie sprachliche Mission unseres Mannes festgestellt. Die „Kritische Dichtkunst" beispielsweise ist in viel geringerem Grade ihrer französischen Vorlagen durch selbständige Bearbeitung Herr geworden.

In der grundsätzlichen und philosophischen Auffassung der deutschen Sprachverhältnisse schließt sich Gottsched an Leibniz an. Des Philosophen „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache," die Gotttsched gleich im ersten Bande seiner Kritischen Beiträge[4]) wiederabdruckt, handelten im Stile der Zeit über Würde, Alter und Ursprünglichkeit der deutschen Sprache, stellten Reichtum, Reinigkeit und Glanz als wichtigste Eigenschaften einer Sprache hin, eiferten gegen „unzeitig angebrachte Provinzialien," „von welcher Art auch die Meißner selbst nicht wenig haben"; sie endlich warnten schon vor veralteten Wörtern, die Luther in der Bibel beibehalten habe, die aber nach ihm vollends verblichen seien, und stellten die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, besonders Opitz, als Muster in die erste Reihe.[5]) All diese Anregungen hat Gottsched durchgeführt. Daß über-

1) Vollständigere Sprachkunst[5] (Spk.) S. 7.
2) Spk. S. 10 flg.
3) Ebd. S. 21.
4) S. 369 flg.
5) Unvorgr. Gd. s. besonders §§ 43—46, 56, 84, 83, 65.

dies für ihn das principium indiscernibilium der Leibnizischen Philosophie verführerisch geworden, hat schon Joh. Mich. Heinze in seinen „Anmerkungen über des Hn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre“ sarkastisch betont.[1]) Der Lehrvortrag der „Sprachkunst“ kleidet sich in den Mantel der Zeitphilosophie.

Fernerhin zeigt sich in Auffassung der grammatischen Einzelheiten weitgehende Übereinstimmung mit Gottscheds Vorgängern. Erst 1746 waren „Joh. Bödikers Grundsäze der Teutschen Sprache mit dessen eigenen und Joh. Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen. Durch neue Zusäze vermehret von Joh. Jacob Wippel“ in Berlin erschienen, worin die sprachlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte berücksichtigt waren, obgleich noch an der Schreibung „teutsch“ festgehalten und der Lutherischen Bibelübersetzung der konventionell erste Platz unter den Sprachmustern belassen war; doch neben derselben marschiert bereits die Schriftstellerschar von Opitz an hier auf.[2])

Wozu nun ein neues Lehrbuch der deutschen Sprache? wozu ein philosophisch angelegtes, nach wissenschaftlicher Grundlegung strebendes Werk?

Es handelte sich nicht in erster Linie um einen Zweck der Schule, für den Gottsched später einen Auszug, nicht besonders geschickt, herstellte.[3]) Selbst Schriftsteller hielten sich von Inkorrektheit nicht frei. Zutreffend beklagt Gottsched, daß viele deutsche Gelehrte in ihrer Muttersprache Fehler begehen, „die sie sich im Lateine nimmermehr vergeben würden“, und daß insbesondere gerade unsere Sprachlehrer mehrentheils das allerschlechteste Deutsch geschrieben.[4]) An vertraulichen Geständnissen dieser Art fehlt es nicht. Der Rektor Joh. Martin Prechtlein schreibt z. B. aus Marckbreit den 25. September 1743 an Gottsched: „In der Reinigkeit unserer Sprache und Rechtschreibung gestehe ich, daß ich als ein in der Jugend Versäumter erst alle Tage lerne.“ Über das sprachliche Schwanken und Experimentieren belehren uns selbst Äußerungen Gellerts, zum teil aus später Zeit. Im Februar 1756 schreibt er an Joh. Adolf Schlegel: „Das e, das ich den Imperativis der regularen Verborum so oft entrissen habe, macht leider manchen Vers sehr hart. Es ist Gärtners stärkste Kritik.“ Demselben Freunde gesteht er noch am 18. Oktober 1768, er wünsche die Orthographie in seinen Schriften auszugleichen; allerorten, auch in Gottscheds Grammatik, habe er Rat

1) Göttingen und Leipzig 1759. S. 21 u. 29.

2) Vergl. S. 113 flg.

3) Den „Kern der deutschen Sprachkunst“. — Vergl. über ihn die erwähnten „Anmerkungen“ von Heinze.

4) Spk. S. 25 u. 27.

gesucht, ohne noch fest zu werden.[1]) Gewichtig ist auch die Zuschrift des Historikers Grafen Heinrich von Bünau, den Gottsched selbst den klassischen Autoren zurechnete: „Da inzwischen Dero Sprachkunst selbst einigermaßen durchzugehen Zeit gehabt, habe daraus ersehen, wie solche zu Verbesserung meiner eigenen Schreibart anwenden könne" (17. Juni 1752). Bödikers „Grundsätzen" fehlte es gerade an dem, wonach jene Zeit verzweifelt auf allen geistigen Gebieten suchte: an Gewißheit, Sicherheit, einem Anschein von Unfehlbarkeit. Wie die Anmerkungen von Bödiker, Frisch und Wippel hier bunt, teils sich ergänzend, teils sich gar widersprechend, durch einander gehen, empfand man das Buch als „unordentlich".[2])

Mit um so größerer Erwartung sahen weite Kreise der Gottschedschen Sprachkunst entgegen, als er seit 24 Jahren sprachliche Einzelforschungen verbreitet hatte. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, durfte er 1748 allerdings mit der Prätension hervortreten, er habe an seiner „Sprachkunst" 24 Jahre gearbeitet; wie er seinen Ausspruch aufgefaßt wissen wollte, war dieser ein Falsiloquium. Die Arbeit zeigte und bewahrte genug Spuren der Flüchtigkeit. Widersprüche sind nicht selten. Schon P. Dornblüths „Observationes" enthalten einen Abschnitt „Contradictiones Gottschedii";[3]) mit grausamer Geschicklichkeit hat insbesondere Heinze den „Kern der deutschen Sprachkunst" zerpflückt. Höchst bedenklich mutet namentlich oft die Einreihung derselben Wörter unter verschiedene Kategorien der Abwandlung an.[4]) Als Nebenwörter (Adverbia) werden seit, laut, vermöge, kraft, ja Weh! und Wohl! (auch von Gottsched mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben) in den Verbindungen: Weh mir! Wohl euch! aufgefaßt.[5]) Nach fordert hier „die vierte Endung", „wenn eine Sache nach einem Orte zu geht" z. B. nach Rom, nach England sollen den Akkusativ bieten; wer nun meint, es müsse deshalb auch nach Haus heißen, „weil nicht eine Ruhe, sondern eine Bewegung angedeutet wird", den tröstet unser Grammatiker also: „Hernach kömmt der, so nach Hause kömmt, auch zur Ruhe. Es heißt gleichsam: nach dem Hause zu."[6]) Schief ist die Regel: „Wenn das Hülfswort bin

---

1) Beide Briefe Gellerts Hss. im Kestner-Archiv. — Vergl. Brief an Gottsched von Karl Ernst Klein, dem Herausgeber des „Stockholmer Magazins" (29. Nov. 1754) u. s. f.

2) Vergl. Trillers Schreiben an Gottsched, 8. Juli 1747.

3) S. 353 flg. besonders.

4) Vergl. z. B. Spk. S. 340 und S. 346 flg. mit einander; doch fast überall Ähnliches.

5) Spk. S. 507.

6) Ebd. S. 425 flg.

oder sein eine Meinung, Zuneigung oder Abneigung bedeutet (!), so fodert es die zweite Endung", z. B. ich bin der Meinung, oder gar sie sind der Arbeit müde![1]) Wie mechanisch ist die Auffassung, welche aus folgender Regel herausklingt: „Wenn zwei oder mehr Hauptwörter zusammenkommen, die weder ein und, noch ein oder verbindet, so stehen eines oder mehrere allemal in der zweiten Endung!"[2]) — Dergleichen Beispiele ließen sich zu vielen Dutzenden häufen, wenn die heutige Wissenschaft noch Veranlassung hätte, in eine Auseinandersetzung mit den einzelnen „Regeln" Gottscheds einzutreten. Uns kann es nur darauf ankommen, zu zeigen, daß seine „Sprachkunst" mit Kritik aufgenommen werden muß,[3]) und daß ihre Bedeutung mehr in Einführung bestimmter allgemeiner Ideen als in wissenschaftlicher Zuverlässigkeit beruht.

Einen wirklichen Fortschritt bedeutet die Scheidung der Deklinationen, während die früheren Grammatiker nur die Geschlechter auseinander gehalten hatten. Selbst Haller hat „die Regeln der Beugung der Wörter" „mit Vergnügen gelesen"; nur tadelt er mit Recht die Vorführung eines Vokativs und Ablativs,[4]) in welcher sich die mechanische Nachbildung der Kategorien der lateinischen Grammatik besonders auffällig bekundet. Von Gottscheds Korrespondenten äußert sich z. B. Pastor Rosenberg aus Mertschütz (20. April 1749): „Besonders kann ich die Einrichtung der deutschen Deklination nicht genug rühmen. E. H. E. haben derselben einen so deutlichen Unterscheidungsgrund gegeben, daß dieser sonst so rauhe Teil im Deutschen recht leicht begreiflich wird." Eine Vereinfachung regt Prof. Justi in Wien an, indem er zugesteht, daß ihm Gottscheds „neuerfundene Regeln von der Beugung der Hauptwörter Anlaß gegeben, dieser Sache, die noch am allerrohsten in unserer Sprachlehre aussehe, weiter nachzusinnen."[5]) Ablehnend verhalten sich gegen Gottscheds Deklinationsarten sowohl Popowitsch,[6]) von dessen Widerspruch wir schon erfuhren, als Heinze.[7]) Dagegen erinnert Kunze[8]) treffend, daß Popowitsch

1) Spk. S. 448.

2) Ebd. S. 417.

3) Vergl. das Ergebnis der Untersuchung von Heinze, S. 205 flg., das durch die Gegenschrift von Gg. Chstph. Kunze: „Beleuchtung einiger Anmerkungen über d. H. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre" (Brandenburg 1760) im ganzen nicht umgestoßen wird.

4) In seiner nach mancher Richtung abweisenden Kritik der „Sprachkunst" (Göttinger Gel. Z. 1749, S. 29 flg.). Vergl. Danzel S. 231 flg.

5) Schreiben vom 1. Juli 1751.

6) Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst, s. schon Vorrede S. 19 flg.

7) Anmerkungen S. 72 flg.

8) Beleuchtung einiger Anmerkungen S. 111 flg.

und andere Gegner Gottscheds ebenfalls fünf Deklinationen angenommen und sie nur ein wenig anders eingerichtet haben.

Charakteristisch sind, ohne irgendwie epochemachend zu wirken, die grammatischen Grundsätze unseres Sprachmeisters. Echt scholastisch sieht er die Schönheit einer Sprache in ihrer „Richtigkeit" und die Richtigkeit in der Regelmäßigkeit. Bezeichnend übersetzt er irregularis mit unrichtig. Ja, er gesteht geradezu: „Meinesteils wünschte ich, daß alle Sprachen nach einerlei und übereinstimmenden Regeln geschrieben und gesprochen würden."[1]) Trotz seines herablassenden Zugeständnisses, daß die Sprache vor den Regeln gewesen sei, scheint es bei ihm oft, als ob die Sprache der Sprachlehrer wegen da sei oder doch auf deren Bequemlichkeit Rücksicht nehmen müsse. Naiv genug erklärt er unter Umständen: „Allein um so weniger abweichenden Exempel halben eine Ausnahme von der Regel zu machen, das belohnet die Mühe nicht."[2]) Daß unter den deutschen Zeitwörtern die „unrichtigen nicht den siebenten oder achten Teil ausmachen, ist ihm „ein deutlicher Beweis von der Schönheit unserer Sprache."[3]) So nennt er denn auch unsere Sprache rühmend „viel richtiger als die französische, die sehr oft, um des bloßen Wohlklangs halber, den unrechten Artikel zum Hauptworte füget."[4]) Es schweben unserm Grammatiker eben überall rein praktische Zwecke vor. — Vom rein logischen Standpunkt nörgelt er an den Synonymen wie den Homonymen und wünscht möglichst eindeutige Wörter[5]); gegenüber solcher „Dunkelheit" fordere unsere Muttersprache „Deutlichkeit" und überlasse „gern der französischen solche Zwitter, die unter einerlei Gestalt zwei-, ja drei- und mehrerlei bedeuten können."[6]) Gottscheds ganzes Wesen zeigt eine Wendung wie, daß es, „logisch zu reden, sehr heilsam ist, wenn die Wörter, so viel möglich, bestimmte Bedeutungen haben."[7]) Triumphierend verweist er auch auf den Reichtum des Deutschen, namentlich an Kern- und Gleichnisreden bezw. Sprichwörtern, sowie an Zusammensetzungen.[8])

1) Spk. S. 404.
2) Spk. S. 330.
3) Ebd. S. 320.
4) Ebd. S. 405.
5) Besonders in den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten."
6) Beobachtungen S. 52.
7) Spk. S. 512.
8) Spk S. 540, 297 u. 178 flg. Reichtum und Deutlichkeit ebd. S. 14. — P. Dornblüth fährt die „Sachsen" (Observationes S. 6) heftig an, weil sie „behaubten, die teutsche Sprach seye sich, ohne einiges Wort von andern zu entlehnen, über alles zu erklären reich genug."

B.

a) Was der Gottschedschen Grammatik eine Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache erwirbt, ist in erster Linie der von unserm Manne treffend fixierte und angewandte Begriff der klassischen Autoren. Die Anregung von Leibniz blieb, wie all sein sprachliches Mühen, ein gelegentlich hingeworfener Gedanke. Gottsched macht Ernst mit der Abrechnung zwischen der lebendigen Sprache und derjenigen der Vergangenheit. Wenn wir berücksichtigen, daß es ihm wesentlich um die Schriftsprache und die gebildete Umgangssprache zu thun ist, so können wir seine Auffassung nach keiner Richtung beanstanden: „Die guten Schriftsteller setzen die Sprache eines Volkes fest, ungeachtet sich in dem Munde des Volkes die Sprachen von Zeit zu Zeit ändern.“[1]) Freilich erinnert er in diesem Zusammenhange an das Beispiel des Cicero und äußert den Wunsch, „daß unsere Sprache bei der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte.“ Dergleichen Hinweise und Wünsche lassen es schon begreiflich erscheinen, daß Gottsched nicht mit seiner Zeit fortschreiten, sondern die unter seinen Augen heranwachsende Jugend auf seinen eigenen Sprachstand festzulegen versuchen wird, wie er es dann besonders Klopstock gegenüber unternahm. Aber für sein Geschlecht, seine Zeitgenossen im engeren Sinne bedeutete es einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt, wenn er auf den Index der Muster nur solche Schriftsteller setzte, mit denen die lebendige Sprache die Fühlung noch nicht verloren hatte; und einen Fortschritt in der Entwickelung der deutschen Sprache dürfen wir es nennen, wenn nun endgiltig das 16. Jahrhundert — sowohl Luther wie die Kanzlei — als abgethan fallen gelassen wurde, um modernen Elementen Geltung zu verschaffen.

Gottsched giebt zu, „daß die alte Rauhigkeit unserer Schriftsteller vor Opitzen etwas nachdrücklicher klingt; aber an Lieblichkeit und Wohlklange muß sie der heutigen Schreibart ein vieles nachgeben.“[2]) Doch ist es diese mehr ästhetische Rücksicht nicht allein, die ihn seinen Kanon mit Opitz beginnen läßt. Wiederholt weist er darauf hin, daß manche Wortformen, die vor 200, ja nur vor 100 Jahren noch im Schwange gingen, veraltet und abgeschafft worden sind.“ So stellt er in Gegensatz zu jenen „altväterischen“, „altfränkischen“ Litteraturdenkmälern „die Menge guter Schriften, die unser Vaterland seit Opitzen hervorgebracht und womit sonderlich dieses 18. Jahrhundert fast alle Künste und Wissenschaften bereichert hat.“[3])

1) Spk. S. 19 flg.
2) Spk. S. 18.
3) Ebd. S. 400.

In näherer Bestimmung der für seine Zeit grundlegenden Sprachmuster führt Gottsched alsbald aus, es brauchten „diese Scribenten nicht eben alle aus derselben Landschaft gebürtig“ zu sein, da man die „Fehler“ seiner Mundart überwinden könne.[1]) Bezeichnend genug nennt er nächst Opitz und Fleming nur Schriftsteller seit der Jahrhundertwende: Canitz, Besser, Neukirch, Amthor, dann Pietsch, Günther, Hagedorn, schließlich Mosheim, Mascou und Bünau;[2]) die zweite schlesische Schule bleibt wegen ihres Schwulstes ausgeschlossen. Auf Opitz beruft er sich zwar im einzelnen am häufigsten, wo er nicht allgemein „die besten Schriftsteller“ ins Feld führt; blind war er auch dessen Autorität nicht ergeben: nicht nur stellt er mehrfach nur die Schriftsteller seit der Jahrhundertwende zusammen, sondern er polemisiert auch gelegentlich gegen jenen Mann, der ihm doch als Vater der deutschen Dichtkunst galt, sobald nämlich ein Verstoß gegen die über den Autoren schwebenden Sprachprinzipien, wie die Deutlichkeit, vorliegt.[3]) Ja, auf Vorhaltung giebt er selbst Opitz halb als veraltet preis, indem er zugesteht, man müsse dessen „Zeiten“ viel zu gute halten.[4]) Überhaupt erweckt es den Anschein, daß seine Berufung auf Opitz mehr konventionell ist, mehr dem „Vater unserer neuern Dichtkunst“, den überdies Leibniz genannt hatte, als dem Sprachmuster gilt. Rechter Ernst war es ihm wohl ganz zutreffend nur mit den Schriftstellern, die in seine eigenen Tage hineinragen. Wo er dialektische Spuren oder dergleichen Eigenheiten wittert, finden aber auch sie keine Gnade.[5])

b) Es ist wahr, auch auf Luther beruft sich Gottsched hie und da, nicht aber um auf Luthers Autorität hin eine Regel zu formulieren, vielmehr um eine aus dem lebendigen Gebrauch entnommene Regel womöglich auch durch diese von religiösem Schimmer umkleidete Autorität nachträglich zu stützen. Völlig unzweideutig setzt er einer solchen Berufung, daß Luther das persönliche Fürwort beim Hilfszeitwort in der Bibel nirgends, in seinen andern Schriften selten ausgelassen habe, alsbald hinzu: „Und gesetzet, er hätte es auch ausgelassen: so gilt doch bei mir Quintilians Ausspruch: Neque id statim legenti persuasum sit, omnia, quae magni autores dixerint, utique esse perfecta.“[6])

---

1) Spk. S. 4.

2) Ebd. S. 19, 21, 489 u. a. O.

3) Siehe z. B. Spk. S. 283.

4) Ebd. S. 440.

5) „Mosheim und andere Niedersachsen fehlen hier oft“, heißt es bündig Spk. S. 511.

6) Spk. S. 492.

Mit welchem Recht sich Gottsched von seinem Standpunkt der lebendigen Sprache aus noch auf Luther berufen kann, erschließen uns Äußerungen, in welchen unser Grammatiker die Bibelübersetzung des Reformators unter den sprachlich zum teil veralteten Büchern aufzählt, die doch noch nicht „aus dem Gebrauche gekommen.“[1]) Ist doch eine bedingte und beschränkte sprachliche Wirkung so lange ermöglicht, als das Buch fort und fort in Millionen Händen liegt. Wie es um Gottscheds Auffassung von Luthers sprachlicher Autorität bestellt war, ersehen wir unmittelbar, sobald eine seiner Regeln durch Hinweis auf die Bibel bestritten wird. „Das weiß ich wohl“, lautet seine Antwort, „und lese es selbst in Hans Lufts Ausgabe von 1545 nicht anders. Allein das machet noch nicht, daß es auch gut sei, denn in eben den Bibeln steht noch viel mehr, das wir heute zu Tage nicht billigen... Dies sind Überreste des Altertums, die man zwar an Luthern und unsern andern Vorfahren entschuldigen, aber nicht nachahmen muß.“[2]) Daß er Luther keineswegs ignoriert, aber sich doch durchaus kritisch — man darf hier nahezu einmal sagen: historisch-kritisch — zu demselben stellt, resumiert er dahin: „Vieles ist durch die Folgen der Zeit bei ihm und andern zeitverwandten Schriftstellern veraltet: vieles aber ist auch bis auf diese Stunde gut, brauchbar und nachahmungswürdig geblieben.“[3]) Die Wiedererweckung guter, vergessener Wörter aus Luther läßt Gottsched denn auch ganz im Sinne von Leibniz[4]) zu. Wie weit er bei einer derartigen Stellung zu dem Reformator über seine Vorgänger auf grammatischem Gebiete hinausschreitet, ergiebt ein Hinblick auf die Wippelsche Erneuerung von Bödikers „Grundsätzen“, deren prinzipielle Stellung wir bereits kennen lernten. Hier hieß es: „Es ist kein besser Buch, das die Teutschen haben, als die heilige teutsche Bibel aus der Übersetzung des Mannes Gottes, Luthers.“ Nächstdem werden hier die Dichter von beiden schlesischen Schulen bis zu Weise und Morhof als solche Schriftsteller aufgezählt, die sich „noch ziemlich des Rechtschreibens beflissen“. Schließlich gelangt durch Wippel die inzwischen eingetretene Änderung der Orthographie zur Anerkennung, mit dem Zugeständnis: „Daher muß man nebst ihnen auch neuere und sonderlich diejenigen lesen, welche die Rechtschreibung der Leipziger teutschen Gesellschaft angenommen haben.“[5]) Selbst ein so geflissentlicher Gegner der Gottsched-

1) Vergl. Spk. S. 458.
2) Ebd. S. 308.
3) In der Vorrede zu den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch“.
4) Unvorgr. Gedanken § 66.
5) S. 113 flg.

schen Sprachkunst wie Joh. Mich. Heinze gesteht im Hinblick auf dieselbe die Fortschritte der deutschen Sprache seit Luther zu.[1])

Gottscheds Abwendung von Luthers unbedingter sprachlicher Vorherrschaft förderte — wie wir sahen — die Entwicklung der Sprache, erleichterte ferner dem katholischen Oberdeutschland sehr erheblich einen Anschluß an die Gemeinsprache. Im übrigen charakterisiert sich dieser Schritt unseres Sprachmeisters dahin, daß er zwar lebendigere Sprachelemente gegen tote ausspielt, dabei aber sich von der volkstümlichen Luthersprache zu einer rein litterarischen Gelehrtensprache hingedrängt sieht.[2])

c) Volkstümlich muß uns jedoch Gottscheds Kampf gegen die Kanzleisprache anmuten. Sein eigentümlicher, fortgeschritten-konservativer Standpunkt bekundet sich nach dieser Richtung besonders deutlich, denn seine Angriffe auf die Kanzleisprache gelten sowohl den altfränkischen wie den neologischen Elementen derselben.

Unsere Sprache ist noch heute nicht frei von Schnörkeln, umständlichen Konstruktionen und pedantischen Wortbildungen. Aber was wir Gottscheds befreiendem Wirken auf diesem Gebiete verdanken, können wir annähernd aus dem Gefühl des leichteren Aufatmens erschließen, mit welchem wir selbst bei der neuen deutschen Justizorganisation zahlreiche Schnörkel der Juristensprache schwinden sahen. Auch hier hat der rücksichtslose Eifer unseres Sprachmeisters Gutes gewirkt. „Lauter unnütze Umschweife", ruft er unter Umständen kategorisch, „welche die Schreibart nur langweilig und wortreich machen: daher sie auch schon zum Spotte geworden."[3]) Er spricht kurzweg von den „Barbareien" dieser Schreibart[4]) und wird nicht müde, von Fall zu Fall die „Schnörkel" und „Blümchen" der „Staatsgrammatik", die „ungehobelte Rauhigkeit" unserer deutschen „Kanzlei-, Reichs- und Kreisschriften" aufzumutzen.[5]) Solcher Unbeholfenheit in der Wortbildung wie im Satzbau schreibt er die Schuld an den Vorurteilen der deutschen Fürsten gegen unsere Muttersprache zu: sie irrten nur darin, daß sie das „fürchterliche Zeug" ihrer „Konzipienten" als Fehler ansähen, welche der deutschen Sprache überhaupt unbedingt eigen seien.[6]) Sobald es gilt, der Kanzleisprache eins auszuwischen, rafft sich ein Gottsched sogar zur Vertretung des

---

1) Anmerkungen über des H. Prof. Gottscheds Deutsche Sprachlehre S. 86 flg. Heinze spielt hier Gottsched gegen Christ aus.

2) Vergl. Burdach: Einigung S. 11, Sprache d. j. Goethe a. a. O. S. 167.

3) Spk. S. 528.

4) Ebd. S. 512.

5) Neben der „Sprachkunst", ja ausschließlicher kommen, wie wir schon erfuhren, für diesen Kampf die „Beobachtungen" in betracht.

6) Vergl. besonders Spk. S. 182, Beobachtungen S. 223 flg.

freien „Männerstolzes vor Königsthronen“ auf: der (leider noch heute nicht verschwundene, sondern eher in Ausdehnung begriffene) Pluralis majestatis sei „ein handgreiflicher Soloecismus“, „und man sollte ihn desto mehr abschaffen, da er nach einer für freie Deutsche ganz unanständigen Niederträchtigkeit schmecket.“ [1])

Namentlich die willkürlichen Neubildungen der Kanzlisten und Reichspublizisten forderten die verstärkte Gegenwehr unseres Sprachwartes heraus. Schon im Interesse der Gemeinsprache mußte er Einsprache erheben. „Was will daraus werden, wenn jede Klasse von Menschen sich ein eigenes Rotwälsch machen will? Eine babylonische Verwirrung, da keiner den andern versteht.“ [2]) Alsdann gerieten die gestrengen Regeln in Gefahr, sobald weitgehende Ausnahmen für die Amtsschreiber zugelassen wurden. Auch litt die elegante Kürze durch das Eingreifen „gewisser Leute“, welche „die Wörter nicht lang genug kriegen; weswegen sie gern so viel Silben anflicken, als sie nur können.“ [3]) Schließlich müssen wir uns seine Zurückhaltung gegen Neubildungen überhaupt gegenwärtig halten, um den ganzen Umfang seines Widerspruches zu ermessen. Was er den Wortbildungen der Kanzlisten besonders vorwirft, ist zunächst die unnötige Zusammensetzung von Wörtern, die schon in einfacher Gestalt den Begriff erschöpfen, wie alldieweil, ja sogar verdoppelt sintemal und alldieweil, oder Bildungen mit Flicksilben, wie ansonst, anbei u. s. f. [4]) Auch von anderen Zusammensetzungen mit Partikeln und Adverbien wimmelt der Reichsstil, die nach Gottscheds Befürchtung „jeder Schreiber daselbst nach seinem eigenen Dünkel ausheckt, [5]) wie Obsorge, Außenstand, Vereigenschaftung, Ausgleichung, Berichtigung u. dgl., von denen wir ja nur zu viele beibehalten haben. Seltsame Mißbildungen von Adjektiven aus Adverbien weist Gottsched gleichfalls zurück: wie sonstig, mehrig, kaumig. [6]) Nicht in letzter Linie ist es aber auch der Gebrauch eingeführter Wörter und Redensarten in neuer oder besonderer Bedeutung, wodurch sich jener herausgefordert sah. „Warum sollen doch die bekanntesten Wörter in ihrem Munde und in ihren Federn ihre ganze Natur ändern, und etwas sagen, daß sie gar nicht bedeuten können?“ [7]) Solche Verschiebung ist auch darum nicht gut, weil jedes davon betroffene Wort alsdann

---

1) Spk. S. 281.
2) Beobachtungen S. 371 flg.
3) Ebd. S. 79.
4) Spk. S. 528, 381 u. a. O.
5) Ebd. S. 182.
6) Ebd. S. 249.
7) Beobachtungen S. 371 flg.

„vielerlei heißen kann, und also eine Dunkelheit und Verwirrung bei sich führet", welche der Regel der Deutlichkeit widerspricht.[1])

d) Sahen wir somit einige Funken von historischem Verständnis in Gottscheds Hirn aufblitzen, so bleibt doch seine schnelle Verknöcherung unverkennbar. Allerdings macht seine eigene Sprache Fortschritte, doch wesentlich immer in der Tendenz größerer Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Nicht einmal dieses Recht der eigenmächtigen Selbstvervollkommnung will er dabei jedem Schriftsteller zugestehen. Seine eigentliche Sprachlehre[2]) klingt in einen Protest aus: „da itzo jedermann sich einbildet, das hieße die deutsche Sprache verbessern, wenn er sie so zerzerret und zermartert, daß kein Glied eines Satzes auf der ihm gehörigen Stelle bleibt. Hier mag es genug sein, daß ich vor allen Neuerungen dieses oder jenes, auch sonst großen und scharfsinnigen Schriftstellers gewarnet habe." Auch in den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" dekretiert unser Sprachlehrer allgemein: „Man muß nicht unnütze Neuerungen machen."[3])

Aus Gottscheds Streben nach Einigung und Festsetzung der deutschen Sprache wird es verständlich, daß er sich denn durch die Sprachneuerungen der Züricher und Klopstocks wie ihrer Schule in die Schranken gerufen fühlt. Genug Überbietung ihrer schwungvolleren Sprachmittel lief seitens dieser Erneuerer des deutschen Geschmackes mit unter. Um so leidenschaftlicher nahm der Leipziger Diktator den Kampf grundsätzlich auf. Nach zwei Richtungen führen seine grammatischen Schriften die Fehde: sowohl die philosophische Vergeistigung wie die malerische Bildlichkeit der neuen Litteratursprache dünkt ihn gefährlich. Wenn er und seine Schüler auch den Kampf gegen die Neologie wesentlich auf anderm Boden ausfechten, so warnt doch schon die „Sprachkunst" vor Bildung der Abstrakta das Große, Schöne, Edle,[4]) — „gewiß eine neue Metaphysik der Witzlinge". Ebenso klingt es ihm höchst schnitzerhaft, wenn einige Neulinge auch in der einfachen Zahl das Geschlechtswort ersparen wollen",[5]) er meint die Wendungen Natur gebeut das, Tugend ist liebenswürdig u. dergl. Beides scheint ihm undeutsch, nach fremden Mustern übertragen. Direkt den englischen Geschmack macht er wiederholt für den Ausruf Heil dir! verantwortlich,[6]) sowie für das Einreißen von Schöpfung statt Welt, schließlich für den Gebrauch des Beiwortes ge-

1) Beobachtungen S. 51 flg.
2) Spk. S. 531.
3) Beobachtungen S. 55.
4) Spk. S. 256 u. 419.
5) Ebd. S. 407.
6) Ebd. S. 3, 398 u. 539.

segnet zur Verherrlichung des Heilands, wo er das englische blessed durch teuerster oder dergleichen umschreiben möchte.[1]) Die Neuerungen einer malerischen Schreibart andererseits gelten ihm schlechtweg als Schwulst.[2])

Man kann danach ermessen, was es mit den Zugeständnissen auf sich hat, die Gottsched der Fortbildungsfähigkeit unserer Sprache macht. In erster Linie denkt er dabei noch an Zusammensetzungen. Im übrigen ist sein Standpunkt auch hier nicht der des schöpferischen Schriftstellers, sondern der des Sprachlehrers, des Grammatikers. Bei Darlegung der Sprachprinzipien giebt er nicht sowohl ein Maß für die Bildung neuer Wörter und Wendungen oder für sonstige Änderungen, als vielmehr eine Richtschnur für den „Sprachlehrer", nämlich „daß er nichts zu einer Regel mache, was noch nicht von sehr vielen und den besten Schriftstellern gebilliget und angenommen ist."[3]) Jedenfalls läßt er nur solche Neubildungen zu, welche sich nach der Analogie schon bestehender Wörter und Wendungen richten, im übrigen setzt er an Schriftstellern, die sich eine derartige sprachschöpferische Thätigkeit erlauben wollten, — nach einer gelegentlichen Bemerkung zu schließen — Witz, Geschmack und Stärke im Deutschen voraus.[4])

C.

Selbständige Bedeutung wohnt der Gottschedschen „Sprachkunst" schließlich dadurch inne, daß die agitatorischen Sprachbestrebungen des Mannes auch hier zur Durchführung gelangen. Auch seine Grammatik spielt unablässig (a) Deutsch gegen undeutsche, fremdsprachliche Spuren, ebenso (b) Gemeindeutsch gegen dialektische Eigenheiten aus.

a) Von vornherein beklagt Gottsched, daß die fremden Sprachen, die jemand am meisten treibt, ihn oft auf gewisse Abwege geleiten, so daß er sich in seiner eigenen Muttersprache fremd und ausländisch ausdrückt. Richtig erkennt er, daß die Hofleute durch französische Redensarten, die Gelehrten, sonderlich die Schulmänner durch lateinische und griechische Konstruktionen unsere Sprache verderben. Daneben will er griechische und selbst hebräische Wendungen in Luthers Bibelübersetzung finden. Namentlich jammert er schließlich ob der einreißenden englischen Verderbnis.[5])

---

1) Spk. S. 539.
2) Beobachtungen S. 87 flg.
3) Spk. S. 8.
4) Ebd. S. 429 flg.
5) Ebd. S. 5.

Unter den Merkwürdigkeiten der Gottschedschen Grammatik ist es sein Haß gegen die Mittelwörter, die Partizipien, der auf diese nationale Quelle zurückgeht. Auch diese Parteinahme wirkte weiter. Nicht nur als Neologisten, sondern auch als Partizipianer verschrie der Gottschedsche Heerhaufen die Gegner in der Litteraturfehde. Die theoretische Grundlage dieses Verhaltens entnehmen wir der „Sprachkunst.“[1]) Sein Vorgehen entbehrt im allgemeinen nicht der Berechtigung. Schon die Mittelwörter der künftigen Zeit (z. B. in ein zu schreibender Brief) behandelt er skeptisch: „Wen diese Redensarten schön bedünken, der brauche sie meinetwegen!“ Schärfer wendet sich Gottsched gegen die Stellung des Mittelwortes, gleichviel ob der gegenwärtigen oder vergangenen Zeit, an den Beginn eines Satzes. „Eine altväterische Nachahmung des Griechischen und Lateinischen, die wider den natürlichen Schwung unserer Sprache läuft“, nennt er die derartige Verwendung des ersteren, „eine ungeschickte Nachäffung des Französischen“ die des letzteren. Was Gottsched meinte, verdiente Billigung; sein Widerspruch richtet sich im wesentlichen gegen die thatsächlich undeutschen Konstruktionen in Art von: Dieses sehend, sprach er ... und Erschrecket durch deine Worte, kann ich dir nichts antworten, schließlich unter Auslassung des Partizips: Zu schwach, eine Schlacht zu liefern, zog er sich zurück. Sein Tadel war indes aus Ungeschick in zu weiter Fassung ausgesprochen. Auf Einwürfe giebt er denn zu, daß er gegen Sätze des Baues wie: Sterbend ging er hin, lebend kam er wieder, nichts einzuwenden habe. Die richtige Form des Widerspruches wäre demnach gewesen, ihn auf Konstruktionen zu beschränken, in denen das Partizip noch als Verbum eines besonderen Nebensatzes dient, während es in rein adjektivischer Verwendung zugelassen sein muß. Mag man auch dann noch den Gesichtskreis Gottscheds namentlich für die Poesie zu eng finden, so wird man doch grundsätzlich ihm nicht widersprechen können und sein Wirken nach dieser Richtung als heilsames Gegengewicht gegen die andrängenden fremdsprachigen Einflüsse anerkennen müssen. In den späteren Auflagen der „Sprachkunst“ ergreift Gottsched denn auch mit Eifer die Gelegenheit, den neuen Dichtern solche „Barbarismen“ zu verweisen.

Daß er sich während des Kampfes allmählich in Mißtrauen gegen die Partizipien überhaupt verbohrte, nimmt bei der blinden Leidenschaft, mit der man hüben und drüben focht, kaum Wunder. Immerhin behielt Gottsched ein Recht zu betonen, daß er die Mittelwörter an sich gar nicht verwerfe. Leider hatte er seine Regeln auch darin ungeschickt mechanisch abgefaßt, daß er nur von den Mittelwörtern am Anfang des

1) Spk. S. 374 flg. u. 483 flg.

Satzes spricht, während er offenbar die gleichen Konstruktionen inmitten oder am Ende des Satzes mit ebensoviel Recht treffen will. So kam es, daß Haller ihn doppelt mißversteht und in seiner Rezension der „Sprachkunst"[1]) sich für den Gebrauch der Mittelwörter auf Opitz und fast alle Dichter der eigenen Zeit beruft, den Ausschluß derselben vom Anfange der Perioden aber als eine reine Frage der Wortordnung und des Unterschiedes zwischen gebundener und ungebundener Rede bezeichnet.

Mit größerer Berechtigung weist Heinze[2]) darauf hin, daß Gottscheds Paradigmata in mechanischer Wiedergabe des Schemas der lateinischen Grammatik deutsche Supina und Gerundia aufweisen, ja sogar mehr Participia, als sonst bekannt wären, denn unser Grammatiker hatte aufgestellt: zu sein, im sein, vom sein, zum sein, und dann: ein Wesender, ein Gewesener, einer der da sein wird.

Wie er trotzdem bemüht bleibt, die deutsche Sprachforschung von fremden Stützen zu emanzipieren, bekundet er auch gegen den P. Amon, als dieser sich mit dem Plan eines Wörterbuchs trägt. Er rät dem unternehmenden Ordensgeistlichen ab, „die Redensarten allemal mit dem Lateine zu erklären." „Es wäre einmal Zeit, ein Wörterbuch, wie das von der Académie Française zu machen: darin gar keine fremde Sprache ist."[3]) Daß auch für diese Loslösung von römischen Fesseln auf das Beispiel eines romanischen Volkes verwiesen wird, gehört nach allem, was wir früher erfuhren, zur geistigen Physiognomie der Zeit.

b) Die Überwindung der Dialekte durch die Gemeinsprache erweist sich in „Gottscheds „Sprachkunst" von doppelter Bedeutung. Nicht nur die sprachliche und damit geistige Einheit des deutschen Volkes wurde gefördert. Hätte Gottsched den frisch quellenden, aber bunt mannigfaltigen Mundarten nichts als das übereinstimmende Muster der besten neueren Schriftsteller entgegenzusetzen gehabt, so wäre unsere Sprache völlig unlebendiger, rein litterarischer Verknöcherung überantwortet gewesen. Wie er sich indes die Gegenüberstellung dachte, setzte er die besten neueren Schriftsteller an den Platz der veralteten; als Gegensatz zu der Abweichung der Dialekte nannte er die Sprache der besten Provinzen. Also doch eine gesprochene Mundart, nur die beste, dachte sich unser Grammatiker als Herrscherin über die andern. Ohne daß er sich wohl darüber völlig klar wurde, bedeutete ihm die beste Mundart diejenige, in welcher die übrigen am unmittelbarsten zur Vermittelung, zum Ausgleich gelangen,

1) Göttinger Gelehrte Zeitungen 1749, S. 30.
2) Anmerkungen S. 134 flg.
3) Siehe Schachinger a. a. O. X, 105.

die also zur Einigung am geeignetsten war. So wird denn in dieser Grammatik zum wiederkehrenden Grundsatz: „Der Gebrauch guter Provinzen und der besten Scribenten muß solches lehren."[1])

Wir wissen bereits, daß Gottsched unter „guten Provinzen" im Grunde nichts anderes als das obersächsische Sprachgebiet versteht. Doch ruft er, wo der Gebrauch mit der Gemeinsprache übereinstimmte, als unschädliche Muster auch andere wesentlich mitteldeutsche Landstriche an, besonders Schlesien, den litterarischen Mittelpunkt des 17. Jahrhunderts. Gottsched hat denn auch sich selbst an der Meißner Mundart noch da und dort abgeschliffen, bisweilen wenigstens unter halber Preisgabe alter Liebhabereien den Meißnischen Sprachgebrauch mit Achtung angeführt. So giebt er zu, daß man in Meißen fließt, fliegt spricht, und nennt deshalb seine Regel, die eu fordert, etwas Ungewisses."[2])

Dementsprechend warnt er bei passender Gelegenheit vor dialektischen Abweichungen. Seine „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" hat er sogar besonders aus Anmerkungen über Unrichtigkeiten, d. h. mundartliche Störungen in fränkischen, schwäbischen, bayrischen und österreichischen Schriftstellern zusammengesetzt. Seine Zeitschriften und seine gelehrten Vereinigungen, besonders die Deutschen Gesellschaften, förderten dieses Streben andauernd.

Wie schon Leibniz tritt aber auch Gottsched in seiner Grammatik rein dialektischen Spuren und Unarten des Meißnischen entgegen. Er verspottet grammatische Inkorrektheiten der meißnischen Umgangssprache unter direktem Hinweis auf das parodistische Nachspiel, welches seine Frau unter dem Titel: „Herr Witzling" in die „Deutsche Schaubühne" gesetzt hatte: „damit die Herren Obersachsen nicht stolz werden möchten, so sind auch ihre Blümchen in diesem Stücke nicht vergessen worden."[3]) Namentlich mutzt er daneben nicht ohne Grund die übermäßigen provinziellen Interjektionen den Obersachsen auf.[4])

Umgekehrt entzieht sich Gottsched manchem Zwiespalt durch einseitigen Anschluß an den obersächsischen Sprachgebrauch, welcher keineswegs in all solchen Fällen durchgedrungen ist. Von Gottscheds Standpunkt war es eine Selbstbloßstellung zu verkünden: „Da Deutschland sehr groß ist, und verschiedene Landschaften bisweilen in den Geschlechtern der Wörter von einander abgehen: so muß man nicht fodern, daß diese Regeln nach dem Sinne aller Provinzen sein sollen. Man wird dieselben nach der

---

1) So ausgesprochen Spk. S. 379.

2) Spk. S. 332.

3) Spk. S. 455.

4) Ebd. S. 530 flg

hier zu Lande herrschenden hochdeutschen oder meißnischen Mundart einrichten; allen übrigen Landsleuten aber die Wahl lassen, ob sie sich derselben bequemen oder bei ihrer alten Art bleiben wollen."[1]) Es war denn doch bedenklich, das Hochdeutsche ohne weiteres mit dem Meißnischen gleichzusetzen, und nicht minder bedenklich, den Provinzen die Wahl zu überlassen.

Wie in den eigenen Sprachgebrauch konnte es nicht ausbleiben, daß sich in Gottscheds theoretische Erörterungen manche Spuren seiner heimatlichen Mundart eindrängen. Ostpreußische Aussprache leitet ihn offenbar, wenn er wiederholt die Schreibung bässer, Fässel, Vätter, ergätzen u. s. f. fordert, ebenso bei verhöhlen.[2]) Auf Heinzes Angriff[3]) muß selbst Gottscheds freiwilliger Verteidiger Kunze zugestehen,[4]) das möge „wohl etwas wider die Gewohnheit" sein, er halte es mit Frisch, dessen Wörterbuch ergötzen vorschreibe. Aus gleicher Quelle entspringt wohl der Tadel, die Obersachsen sprächen in Gruß, Fuß das u lang: „ob sie recht daran thun, will ich nicht sagen"; auch husten will er mit kurzem Vokal gesprochen wissen.[5]) Durch ostpreußische Aussprache bestärkt wurde Gottsched wenigstens in der breiten Aussprache des s vor Konsonanten am Anfang des Stammwortes, selbst vor c und überhaupt in Fremdwörtern: Schclaven, Schcapular setzt er an.[6]) Ostpreußisch im Gegensatz zum Obersächsischen war Gottscheds Widerspruch gegen das Endungs-e in männlichen und sächlichen Wörtern, zum guten Teil mit Recht, wie in der Herre, der Poete, das Gesichte; doch verlangt er auch der Frank, der Franzos, der Sachs, der Pohl.[7]) In der Deklination fiel den Zeitgenossen, insbesondere auch den Recensenten Haller und Heinze, die in Ostpreußen gebräuchliche Pluralbildung Hälmer, Flecker als provinzialisch auf. Vergebens suchte Kunze seinen Meister nach dieser Richtung zu entlasten.[8])

Von sonstigen Provinzialismen, deren Gebrauch freilich nicht auf Ostpreußen beschränkt ist, fallen viele Zeitwörter auf, wie:[9]) ausfenstern, eisen, kalmäusern, krappeln, krebsen, prachern, schweimeln, sömmern, zannen u. s. f. Ohne den gemeindeutschen Grundcharakter der

1) Spk. S. 203.
2) Ebd. S. 72.
3) Anmerkungen S. 24 u. 47.
4) Beleuchtung S. 92 flg.
5) Spk. S. 89 u. 35.
6) Ebd. S. 35.
7) Ebd. S. 212.
8) Beleuchtung S. 128 flg.
9) Im Verzeichnis Spk. S. 321 flg.

Gottschedschen Grammatik aufzuheben, beweisen diese Einflüsse doch, wie unbewußt nötigend die Mundart der Heimat oder Umgebung damals noch selbst das eifrigste Streben nach Spracheinigung durchbrach. Deshalb bilden sie eine Stütze mehr für die Notwendigkeit des prinzipiellen Vorgehens unseres Gottsched.

c) Die zahlreichen, im Druck und in der Handschrift vorliegenden Urteile über Gottscheds „Sprachkunst" dürfen hier wohl kaum besonderen Raum beanspruchen, nachdem wir die grundsätzlich wichtigen Angriffe und Verteidigungen bereits im einzelnen, der sachlichen Stellungnahme nach, kennen gelernt haben. Nur ein Schriftwechsel über das Werk ist bemerkenswert. Zu den Regeln der Bücheranfertigung gehörte in jener Zeit „last, not least" die geschickte Auswahl eines vielvermögenden Gönners, dem man das Buch widmete. Gottsched wußte, was er that, als er seine „Sprachkunst" neben der Königsberger — auch der Göttinger Deutschen Gesellschaft und damit dem Direktor, einem gelehrten und angesehenen Forscher wie Joh. Mathias Gesner in Göttingen zueignete: es war auf eine captatio benevolentiae dieses fast zuständigsten Beurteilers und des einflußreichsten kritischen Organs, der Göttinger Gelehrten Zeitungen abgesehen. Unser diplomatischer Litterat scheint ziemlich geradezu auf sein Ziel losgesteuert zu sein, ohne doch den in letzter Linie erwünschten Erfolg zu erzielen. Denn Gesner dankt ihm zwar privatim am 17. Oktober 1748 sehr verbindlich für die Zueignung, zumal „auch bei einer gar kurzen Einsicht dieser Sprachkunst zu ersehen, daß dieselbe bald unter die Klassik-Bücher aufgenommen werden und den ersten Rang in ihrer Art behaupten werde;" aber er kann nur hinzusetzen: „Ich will sehen, wie weit es in der Gelehrten Zeitung, deren Direktor H. Prof. Haller ist, zu bringen sein wird." Weder Gesner noch der Gottschedianer Wedekind richteten jedoch etwas Wesentliches aus,[1]) Hallers Kritik war bei aller Reserve nichts weniger als rühmlich.

Der äußere Erfolg der „Sprachkunst" war desto nachhaltiger: nach wenigen Monaten war die erste Auflage vergriffen; zu Gottscheds Lebzeiten erschienen fünf Auflagen der „Vollständigen Sprachkunst", die 6. Auflage 1776 und in demselben Jahre die 8. Auflage des „Kerns der Sprachkunst" — wie er den Auszug für Schulzwecke betitelt hatte. Aber noch 1780 kam in Wien ein Abdruck des „Kerns" heraus, und überhaupt ging die Schar der Bearbeitungen von fremder Hand über

1) Siehe Danzel S. 229 flg. Später holte sich Gottsched auf eine Übersetzung aus der Feder seiner Frau von Gesner selbst eine Absage; s. ebd. S. 184. Gottsched glaubte schon als Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Göttingen ein Anrecht auf wohlwollende Behandlung in den Gött. Gel. Z. zu haben. — Vergl. Das Neueste a. d. anmut. Gel. IX, 551 flg.

seinen Tod hinaus. Französische Überarbeitungen und Auszüge erschienen bis in unser Jahrhundert hinein.[1]) Groß war von Anfang an die Zahl der Übersetzungen. Namentlich melden sich viele Übersetzer für das Französische.[2]) Sowohl die Straßburger wie die von Quand besorgte Pariser, nachmals Wiener Übersetzung erlebte mehrere Auflagen. Die unter Gottscheds Mitwirkung zustande gekommene Straßburger Ausgabe wird für den Verleger Amand König zum Anlaß, Gottsched mit einem deutschen Seitenstück zu Girards „Synonymes Français“ zu beauftragen;[3]) dieser Anregung verdanken die mehrfach erwähnten, zahlreiche Synonyma wie Homonyma besprechenden „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten“ (1758) ihre Entstehung.[4]) — Auch in Italien findet die „Sprachkunst“ alsbald freundliche Aufnahme,[5]) später übersetzt sie Adam de Giorgio, der zu Hamburg lebt, ins Italienische.[6]) Lateinische Übertragungen blieben nicht aus.[7]) Für Zwecke der polnischen Jugend erschien eine lateinische Ausgabe in Warschau 1767, weitere Ausgaben in Frankfurt a. M. 1770 und in München 1774. Auch ins Holländische, Ungarische und Russische wurde das Werk übersetzt.

Gottsched trug sich mit den weitausschauenden Plänen einer Geschichte der deutschen Sprache und eines deutschen Wörterbuches. Seine Zeitschriften enthalten zahlreiche Beiträge zu diesen Unternehmungen. Selbstlos förderte er aber auch die sprachlichen Arbeiten anderer.[8]) Wie viel Eifer für Sprachforschung entfachte er allein in seinen gelehrten Gesellschaften! Mit Recht rühmt ihm Abraham Kästners Gedächtnisrede in der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen nach:[9]) „Um die deutsche Sprache und Litteratur hat er unleugbare und große Verdienste, nicht

---

1) Vergl. Heinsius: Bücher-Lexikon, Kayser: Bücher-Lexikon und Jördens: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten.

2) Friedr. Benedikt v. Wolff aus Hamburg 18. Juni 1750, der Hofsprachmeister de la Chapelle in Kassel durch Reifenstein am 8. Juli, 1. und 31. Oktober 1750.

3) Nach Königs Briefen vom 1. September 1752 und 30. März 1753.

4) In der Vorrede nennt Gottsched seinen Schüler Kölner als anfänglichen Mitarbeiter. Zunächst hatte er J. G. Reichel herangezogen (nach dessen Briefen vom 17. Juli und 17. September 1756).

5) Nach Schreiben von Leonardo Spessolti, Rom den 3. Januar 1751.

6) Vergl. seine Briefe vom 9. Februar und 13. April 1754.

7) Vergl. schon Bericht darüber von Dr. Seip, Marburg den 12. Juli 1752.

8) Man denke an sein Verhalten gegen P. Amon, — s. Schachinger a. a. O. X, 106 u. 283.

9) Betrachtungen über Gottscheds Charakter (Neue Bibliothek d. schön. Wiss. VI, 208 flg., s. S. 217).

nur durch eigene Arbeiten, sondern auch durch solche, die er veranstaltet, unterstützt, dazu angetrieben hat. Ich kenne keinen Gelehrten, der anderer Fleiß zu befördern so eifrig gewesen wäre, und dieser Eifer schien mir, so viel ich ihn habe beurteilen können, keine unedlen Bewegungsgründe zu haben."

4. Elegantdeutsch.

Die Lehren Gottscheds von der Sprachrichtigkeit greifen durch Auseinandersetzungen betreffs der Wortfügung in das Gebiet der Syntax über. Der Kampf gegen die Kanzlei richtete sich nicht nur gegen deren willkürliche und verschnörkelte Wortbildung, sondern auch gegen den Kanzleistil mit seinem ungetümen Satzbau. Ebenso gehörten die fremdsprachigen Konstruktionen, die Gottsched mit Spürsinn verfolgte, auf dieses Gebiet, das somit ein wesentlicher Tummelplatz der Litteraturfehde wird. Auf syntaktischem Boden spielt sich danach ja auch der Streit mit den Partizipianern ursprünglich ab.

Mit der bloß formellen Korrektheit des Satzbaues schien es nicht gethan. Ein Urteil kann statt vieler stehen, wenn wir die Mahnung heranziehen, welche Friedrich der Große 1757 an Gottsched richtete: die deutsche Sprache „zu putzen und gelinder zu machen."[1]) Eine eigentliche Stilistik hat dieser nun zwar nicht geschrieben; doch können wir aus seiner Rhetorik im Zusammenhang mit gelegentlichen sonstigen Äußerungen seine theoretischen Anschauungen über Stilistik erschließen, ganz abgesehen davon, daß der Stil seiner eigenen Schriften beredt für seine Auffassung desselben spricht. Schon die Zeitgenossen entnahmen auf diese Weise seine stilistischen Lehren und Muster, die in gleichem Maße fruchtbar geworden sind wie Gottscheds übrige sprachliche Bestrebungen.

In historischem Spiegel bietet sich ein zusammengedrängtes Bild von Gottscheds stilistischen Anforderungen, wenn wir seine „Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen,"[2]) nach dieser Richtung durchmustern. In Opitz erst sah Gottsched den „von Melanchthon ausgestreuten Samen der freien Künste aufgehen", und er empfand, daß der Schlesier nicht nur in gebundener, sondern „auch in ungebundener Schreibart einen ganz neuen Geschmack eingeführet" habe.[3]) Was Gottsched diesem seinem höchsten Vorbilde im einzelnen nachrühmt, ist nun außer einer „reinen Schreibart, die er, so viel mög-

1) Vergl. Vorrede zu Gottscheds „Beobachtungen" und den Bericht im „Neuesten" VIII, 122 flg. u. 141 flg.

2) Leipzig 1739.

3) Ausführliche Redekunst (Leipzig 1736) S. 23.

lich, von allem Mischmasche fremder Sprachen gesäubert hat", insbesondere „seine natürliche und vernünftige Art zu denken, dadurch er uns allen ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat"; alsdann werden noch seine „scharfsinnigen Einfälle", seine „artigen Scherzreden", seine „angenehmen und nachdrücklichen Gleichnisse", schließlich seine „lehrreichen Sprüche" gerühmt.[1]) Durchaus bezeichnend steht die Forderung der Natürlichkeit und Vernünftigkeit voran: alles was sich anschließt, ist eine Art Lieblichkeit, die aus der natürlichen Vernunft folgt.

Durchaus von gleichem Geiste waren schon 1728 sein „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst" und 1736 seine „Ausführliche Redekunst" beseelt, welche zwar zunächst die „Beredsamkeit" in Regeln fassen wollen, aber — um in Gottscheds Terminologie zu reden — doch gleichzeitig genügende Fingerzeige für die „Wohlredenheit" geben, also überhaupt für die „Geschicklichkeit, wohl und angenehm zu reden und zu schreiben."[2]) Nach allem, was wir schon von unserm Mann erfuhren, wird es uns nicht irre machen oder auch nur Wunder nehmen, der Versicherung wiederum in dieser „Redekunst" zu begegnen: „daß alles Gute, so sie in sich hält, nicht aus meinem Kopfe entsprungen, sondern von den Alten, und nächst ihnen von den itzterwähnten Ausländern" — er nennt eine große Zahl Franzosen — „entlehnet ist."[3]) Wir können schon erwarten, daß sich mit dieser kompilatorischen Bescheidenheit, welche bereits mittelbar eine Prätension auf allgemeine, unumstößliche Geltung in sich schließen soll, ein gut Stück unmittelbarer Anmaßung gatten wird. Nachdem der Verfasser betont hat, daß er 1720 auf diesem Gebiete „selbst die Augen aufzuthun begonnen" habe, fährt er denn auch alsbald aufdringlich fort, daß die Beredsamkeit „seit 1720 ohngefehr ein ganz andres Ansehen gewonnen hat."[4]) Was ist während dieser 16 Jahre geschehen? Die Antwort ist ein neuer Beweis von Gottscheds Auffassung in stilistischen Dingen, zugleich von der Einheitlichkeit, mit welcher seine weitschichtigen Bestrebungen doch auf sprachlichem Gebiete zusammenlaufen. Er rühmt die Fortschritte „sowohl in der philosophischen als oratorischen und historischen Schreibart", um ergänzend fortzufahren: „Und es ist kein Zweifel, daß die gereinigte Weltweisheit und die dadurch sehr beförderte Art natürlich zu denken, mancherlei wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart als der Sitten zur Absicht gehabt, nebst

1) Lob= und Gedächtnißrede S. 32 flg.

2) Vergl. Beobachtungen S. 253.

3) Ausf. Redekunst S. 46.

4) Redekunst S. 29 flg.

den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu sollten beigetragen haben." Hier haben wir alle Zweige der Gottschedschen Thätigkeit vor uns: in der Philosophie, in der Beredsamkeit, durch Herausgabe von moralischen Wochenschriften, deren gleichmäßig sprachliche Interessen hier ausdrücklich betont werden, wie durch Wirksamkeit in den „Deutschen Gesellschaften" hatte er sich zwar nicht zum Alleinherrscher, jedenfalls zu einem bedeutsamen Vorkämpfer auf all diesen Gebieten erhoben, und insgesamt stellte er sie zugleich in den Dienst seiner stilistischen Bestrebungen.

Unlöslich verweben sich in seinem Geiste Kern und Schale: die falsche Beredsamkeit hat seiner Meinung nach auch die Ausbreitung von Unwahrheiten zur Absicht, „da hergegen die wahre Beredsamkeit bloß allein die Wahrheit und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke hat."[1]) Für die Beweisgründe fußt Gottscheds Darstellung denn auch durchaus auf der Vernunftlehre, d. i. ihm die Leibniz-Wolffsche Philosophie, operiert mit dem „zulänglichen Grunde" u. s. f.[2]) Auch bei sinnreichen Gedanken ist „vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sachen zu sehen; die Schönheit muß man „nicht in weitgesuchten Spitzfindigkeiten" suchen.[3])

Dazu gesellt sich „Ungezwungenheit und Natürlichkeit."[4]) Wie die besten Beweise selbst in dogmatischen Wahrheiten „aus den Erklärungen der Sachen und Wörter" fließen,[5]) so fordert Gottsched mit Cicero, daß besonders die historischen Erklärungen „kurz, deutlich und wahrscheinlich" seien.[6])

Gehörte danach Deutlichkeit und Verständlichkeit zu den Haupterfordernissen eines guten Stils, so ergeben sich auch aus diesem höhern Gesichtspunkte eine Reihe von Forderungen,[7]) die wir schon in anderer Weise unter den sprachlichen Idealen Gottscheds kennen lernten. Zunächst sind zu vermeiden: 1. Provinzialwörter, 2. „die gar zu alten Wörter, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen," 3. Fremdwörter, 4. die „neugemachten" Wörter, 5. die nur für Eingeweihte verständlichen Kunstwörter.[8]) Auch sonst bediene man sich überall bekannter, üblicher

---

1) Redekunst S. 38 flg.
2) Ebd. S. 107 flg.
3) Ebd. S. 152 flg.
4) Ebd. S. 89 u. a. O.
5) Ebd. S. 94.
6) Ebd. S. 96.
7) Vergl. auch Neuen Büchersaal I, 367 flg.
8) Redekunst S. 232 flg.

und nicht zweideutiger Wörter, nehme sie dabei in ihrem gewöhnlichsten Sinne oder erinnere gleich anfangs, wie man dieses unbekannte oder doppelsinnige Wort genommen haben wolle.[1])

Als syntaktische Forderung reiht sich daran die Abteilung in Perioden,[2]) die übersichtlich gegliedert sein sollen, möglichst ohne die Sätze in einander zu schachteln.[3]) Architektonisch wohlgegliederte Satzgebäude sind ein wesentlicher Bestandteil Gottschedscher Art von Eleganz.

Als gewissefte Zierate der Perioden bezeichnet er die Figuren. Diese sind ihm nichts anderes als lebhafte Arten des Ausdruckes; man könnte sie aber auch die Sprache der Leidenschaften nennen.[4]) Damit ließ er wenigstens einen äußerlichen rhetorischen Apparat zu. Tändelnde Spielereien und Verstiegenheit aber sind dabei zu vermeiden. Überhaupt warnt Gottsched wiederholt vor schwülstiger und hochtrabender Ausdrucksweise.[5])

Aus diesen Prinzipien ergab sich ihm zunächst ein Kampf gegen zwei Fronten: einmal gegen die „galante" Schreibart der Hofleute, welche halb französisch, italienisch und lateinisch reden, andererseits gegen die labyrinthischen Verschränkungen, lateinischen Wortfügungen, Einschaltungen und Wortversetzungen der Gelehrten, besonders der Juristen, doch auch der Kunstrichter[6]) — mit einem Worte gegen den Hof- und Kanzleistil.[7]) Namentlich aber auch die schematische Methode der geistlichen Beredsamkeit befehdete er mit Leidenschaft und Beharrlichkeit.[8]) Die homiletischen Methodenkünstler und ihre gekünstelte Predigermethode werden zu Zielscheiben seiner wohl rücksichtslosesten Angriffe. Ihre allegorischen oder schematischen Sätze,[9]) ihre mechanischen Fächer und Register, die man bei den Alten nur zu durchlaufen brauchte, um auf gute Gedanken gebracht zu werden,[10]) wie nicht minder die spitzfindige Ordnung und Einteilung ihrer Gedanken[11]) weist er zurück. Aber der ganze Eifer des Rationalisten erfüllt ihn gegen die dunkle, mehr umschreibende als beweisende Homiletik. Ihr gegenüber will er zeigen, daß auch geistliche Redner keiner anderen Regeln bedürfen, als „die uns

1) Redekunst S. 327.
2) Ebd. S. 260 flg.
3) Vergl. Spk. S. 475 flg.
4) Redekunst S. 273 flg. Hierbei denkt er wohl mehr an Reden als an gewöhnliche Prosalitteratur.
5) Ebd. S. 156.
6) Ebd. S. 260 flg.
7) Ebd. S. 262.
8) Ebd. vergl. auch S. 607 flg. u. 672 flg.
9) Ebd. S. 77.
10) Ebd. S. 107.
11) Ebd. S. 83 flg.

die Natur und gesunde Vernunft in der politischen Beredsamkeit vorschreibet."[1]) Und mit ehrlichem Pathos ruft er: „Wollen wir die letzten sein, die der vernünftigen und natürlichen Lehrart folgen, und uns von der Sklaverei des methodischen Joches befreien?"[2])

Die rationalistische Einseitigkeit von Gottscheds Standpunkt liegt auf der Hand. Dennoch wurde dies Auftreten von einschneidender Bedeutung für weite Gebiete der Prosalitteratur und für so ziemlich alle Zweige der Beredsamkeit. Namentlich auch hier wirkte sein Kampf gegen die Kanzlei wie nicht minder gegen die Homiletik befreiend. Befreit und bewahrt hat er dadurch den deutschen Stil in Schrift und Rede von einem guten Stück Formalismus und Ungeschlachtheit. So eng der Spielraum war, welchen Gottscheds Stilistik der Bethätigung von Gemütskräften ließ, er hat wenigstens zunächst unsere Prosa klarer und übersichtlicher, dann doch auch gelenkiger und geschmackvoller gestaltet.

Die Wirkung blieb nicht aus. Gottscheds eigner Stil spiegelt sie am anschaulichsten nach jeder Richtung. Philosophische Durchbildung und Glätte muß man demselben zugestehen. Trotz der Zurückweisung fremder Konstruktionen erinnert die äußere Eleganz, die kunstvoll abgemessene Gliederung des Satzbaus an das Muster des lateinischen und französischen Stils. Zahlreiche Hilfsverba schwemmen schon an sich den Satz auf, in architektonischer Übersichtlichkeit eingeordnete oder angegliederte Nebensätze vermehren die Weitläufigkeit des Baus, der doch fast immer einen kunstvollen Eindruck erweckt und jedenfalls in allen Teilen deutlich hervortritt. Die Abstufung der Sätze geschieht weiterhin durch großen Aufwand an Partikeln. Innerhalb des Satzes aber ordnet sich im allgemeinen jeder Teil in ein regelrechtes Schema ein, das wenig Freiheit für unwillkürlich lebendigen Wechsel, aber wenigstens äußere Abwechselung nach bestimmten Normen gewährt. Gottscheds Stil ist breit und ziemlich platt, dafür indes auch klar und logisch überzeugend. Gegen die Prosa des 17. Jahrhunderts gehalten, erscheint derselbe sowohl gewandter wie geschmackvoller.[3])

Man kann sagen, daß Gottsched von seinem ersten schönwissenschaftlichen Auftreten an durch seinen Stil Aufsehen erregt hat. Schon eine Reihe von Flugschriften, die sich an die „Vernünftigen Tadlerinnen" anschließen, bekunden in Für und Wider den außergewöhnlichen Eindruck

---

1) Redekunst S. 610.

2) Ebd. S. 618. — Wie sich die Geistlichkeit zur Wehr setzt, s. Danzel S. 20 flg. und Gottscheds Nachricht von seinen Schriften in der Vorrede zur 7. Auflage des II. Teils der „Weltweisheit" unter den Jahren 1736 und 1739.

3) Vergl. meine Nachweise über den Stil von Gottscheds „Reineke Fuchs" in meiner Ausgabe „Reinke de vos und satirisch-didaktische Dichtung" (Deutsche National-Litteratur Bd. XIX), S. 6 flg.

seiner sprachlichen Wirksamkeit. „Oratorum novorum Pica cum remedio“[1]) ruft die (ursprünglich in Halle erscheinenden) „Vernünftigen Tadlerinnen“ als „elegantissimae feminae halenses“ an; „Zweyer guter Freunde Gespräch über Das Tractätgen Oratorum novorum Pica cum remedio (1726)[2]) nennt den Herausgeber der Wochenschrift spöttisch „so einen Sprachrichter und grammatikalischen Finkenritter wie Philipp von Zesen.“

Früh beginnt auch die Reihe der brieflichen Huldigungen für Gottscheds eleganten Stil. Schon am 2. Januar 1731 schreibt ihm C. L. von Hagedorn aus Hamburg: „Das Angenehme und Reizende, welches vor nicht gar langer Zeit andere Nationen vor unserer vorausgehabt zu haben scheinen, rühren mich noch weit mehr, da ich solches von unsern Landesleuten und insonderheit in Ihren Schriften wahrnehme, die mich lehren, wie ungemein glücklich Sie sind, die wesentlichen Teile der Gelehrsamkeit mit den brillierenden, wiewohl wahrhaften Schönheiten genau zu verknüpfen. Ich verstehe nicht das Scheinbare, womit die Ausländer nicht selten den blinden Haufen zur Bewunderung an sich gelocket, sondern das Lebendige, welches dem Leser nicht nur zur Aufmerksamkeit, sondern auch zur Aufmunterung und Nachahmung Anlaß giebet.“

Rektor Overbeck aus Lübeck äußert sich am 25. April 1748: „Die vortreffliche Rede habe ich mit dem größten Vergnügen gelesen. Sie hat alles das Schöne an sich, was eine philosophische Gründlichkeit, ein gelehrter Vorrath von Sachen und Gedanken, eine von den Alten bis auf uns bewährte Kunst und das durch diese drei Dinge nicht erstickte, sondern ernährte, edle natürliche Feuer dem Geschmacke darbieten und liefern kann... E. M. erlauben mir bei dieser Gelegenheit zu bekennen, daß Dero Reden und Schriften von mir stets in die Klasse derjenigen deutschen Arbeiten gesetzet werden, worin der Geschmack der Alten sich auf das deutlichste äußert. Fast alles, was ich von andern unserer Landesleute lese, scheinet mir damit nicht in Vergleichung zu kommen. Viele bleiben zu grob und ungeübt.“ — Für dieselbe Rede dankt Jerusalem am 8. Juni 1748: „Ich habe sie mit dem größten Vergnügen durchgelesen und überall die starken und freien Züge sogleich erkannt, die mir den größten Redner unserer Zeit auch ohne vorgesetzten Namen keinen Augenblick würde haben unbekannt sein lassen.“ — Flottwell meldet aus Königsberg wiederholt, daß der Generalsuperintendent Professor

---

1) Schediasma ad vindicandam vetustae eloquentiae dignitatem ac praestantiam publicavit Scipio Gratidianus. Vitembergae 1726. — Exemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin. — Vergl. S. 24.

2) Ebenfalls in der Königl. Bibliothek zu Berlin. — Vergl. S. 9.

Joh. Jakob Quandt, der Präsident der Deutschen Gesellschaft, den Leipziger Meister als seinen autorem classicum lese. — Goetten in Hildesheim beklagt am 1. Mai 1732 den Mangel an Gewandtheit in deutschen Briefen: „Wir, die wir Gelehrte heißen, haben uns sonst von Frauenspersonen, die einige Anweisung gehabt, oft müssen beschämen lassen. Es wäre also zu wünschen, daß E. H. E. sich die Mühe geben, dann und wann einen Brief von Ihrer Art zu entwerfen und durch kritische Anmerkungen zu erläutern."

Besonders überschwengliche Verehrer erhoben Gottsched zum deutschen Cicero,[1]) andere ließen es an dem Ehrennamen eines deutschen Fontenelle genug sein,[2]) der auch deshalb nahe lag, weil Gottsched bereits 1726 Fontenelles „Gespräche von mehr als einer Welt" und als Zugabe in Versen auch dessen Drama „Endymion", 1727 dessen „Gespräche der Toten", 1730 die „Historie der heidnischen Orakel" übersetzt hatte,[3]) auch in brieflichem Verkehr mit dem Franzosen stand.

Wie nachhaltig die „Redekunst" bis in die katholische Geistlichkeit Österreichs hinein wirkte, erfuhren wir früher aus dem Briefwechsel zwischen Graser und P. Amon. Die Zahl von Gottscheds Schülern in dem jungen Nachwuchs der evangelischen Geistlichkeit war sehr groß. — Auch im Kreise Bodmers wagen sich fortdauernd Worte der Anerkennung für diese Seite der Gottschedschen Thätigkeit hervor. Göldlin, früher in Luzern, nun in Büren, schreibt an Bodmer den 5. Juni 1747: Gottscheds „Redekunst" stehe bei ihnen in großem Renommee; die Nachwelt werde anerkennen, Gottsched sei doch auch ein Mann von Verstand und Erfahrenheit gewesen. — Ebenfalls an Bodmer richtet Franz von Steinen[4]) aus Langentreer unterm 20. Ostermond 1753 das Geständnis: „Dero Schriften haben meinen Geschmack erst gebildet, nachdem ich von dem Herrn Prof. Gottsched gelernet hatte, so ziemlich rein deutsch schreiben und eine gebundne Prosa zu verehren. Ich gestehe es, die Schriften dieses Mannes, als welchem ich keineswegs alle seine Verdienste sonderlich um die deutsche Sprache absprechе, sind meine ersten Führerinnen gewesen. Aber nicht länger als bis mir Dero und des H. Breitinger Schriften bekannter wurden." In Wahrheit spiegelt dieser Bildungsgang

1) Z. B. Scheyb in Wien am 4. Juni 1749.

2) Z. B. M. Carl Heinrich Lange, Jena, 18. Dezember 1727. — Vergl. Gottscheds Schreiben an Frau Dr. Heck (in Dresden) vom 15. August 1765 („Der Gesellschafter" 1821, Bl. 23 flg.).

3) Gesammelt 1751 als „Auserlesene Schriften."

4) Theologe und Forscher über westfälische Geschichte, Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Göttingen. Vergl. Allg. D. Biogr.

des einzelnen die Entwicklung der litterarischen Verhältnisse Deutschlands im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts typisch wieder. — Selbst in Soroe, wo damals Johann Elias Schlegel lehrte, bekennt sich am 7. September 1748 F. von Bardenfleth durch Gottscheds „Redekunst" wie „Dichtkunst" angefeuert und bittet „den größten Redner und Dichter" flehentlich um weitere Anleitung.

Außer den „Deutschen Gesellschaften" wirkten Gottscheds studentische Redner-Gesellschaften in seinem Sinne.[1]) Gütthers „Freie Gesellschaft", eine Redner-Gesellschaft in Königsberg, die sich später mit der dortigen „Deutschen Gesellschaft" vereinte, unterhielt von Anfang an Beziehungen zu Gottsched. Ausdrücklich auf seine „Redekunst" spricht ihn auch die „Gesellschaft der Bestrebenden" in Thorn an, anscheinend ein Kreis von Gymnasiasten unter Aufsicht eines jüngeren Lehrers, übrigens auf allen Gebieten Gottscheds Schüler. Am 16. Mai 1740 schreiben sie ihm unter anderem: „Es erkannten die Stifter unserer Gesellschaft aus Dero Redekunst, wie behülflich die Übersetzung zur Erlangung einer guten Schreibart ist und beschlossen unter einander in dieser Art von Vorbereitungen zu der Beredsamkeit sich fleißig zu üben. Und also richteten etliche gute Freunde nebst dem obgedachten Mitgliede (dem Lehrer) eine Gesellschaft auf, welche sich in der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst üben sollte." Auch hier sehen wir die „Redekunst" ganz als Stilistik wirken; überhaupt schließt die typische Zusammenordnung von Sprache, Poesie und Beredsamkeit — man vergleiche Gottscheds „Beiträge" — immer den Prosastil in sich. — Daß Gottsched auch sonst agitatorisch im Sinne seiner „Redekunst" wirkte, begreift sich. So bestimmt er Engelbert Heinrich Schwartze in Dresden, „die alten juristischen barbarischen Formula in rein Deutsch zu bringen.[2])

1739, 43, 50, 59 erschienen neue Auflagen der „Ausführlichen Redekunst". Ein Auszug „zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen" kam 1759 unter dem Titel „Akademische Redekunst" heraus. Schon 1754 veröffentlichte Gottsched „Vorübungen der Beredsamkeit"[3]) (4. Auflage 1775). Dazu kommt sein anonymer „Grundriß einer Lehrart ordentlich und erbaulich zu predigen" (1740).

---

1) Vergl. „Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde, unter der Aufsicht Sr. Hochedl. Hrn. Prof. Gottscheds sind abgelegt worden" (Leipzig 1738), namentlich auch die Vorrede ganz in Gottscheds Geist; „Neue Proben..." (Leipzig 1749); beide aus der nachmittägigen Gs. Ferner: „Sammlung einiger Übungsreden, welche unter Gottscheds Aufsicht in der vormittägigen Gesellschaft zu Leipzig sind gehalten worden" (Leipzig 1743), hsg. von Löschenkohl.

2) Siehe Schwartzes Antwort v. 13. des Weinmonats 1749.

3) Vergl. Neuestes IV, 921 flg.

Unserer klassischen Litteraturperiode fehlte die nötige historische Gesichtsweite zur Würdigung dieser Wirksamkeit Gottscheds. So sahen unsere Klassiker nur den Abstand ihrer sprachlichen Geschmeidigkeit von der steifen Gravität des einstigen Sprachdiktators.[1]) Sie wußten nicht, daß die ihnen vorausgehende Generation unter schwerer Mühe und Bedrängnis das Instrument abstimmen mußte, auf denen die glücklichen Nachkommen mit Meisterschaft spielen sollten.

5. Poesie und Prosa.

A.

Wir wissen nunmehr, welche Anforderungen Gottsched an die Prosasprache stellte. Wer Gottscheds Auffassung der Dichtersprache wiedergeben will, findet leider wenig hinzuzufügen. Zwar kann sich auch unser Sprachmeister nicht dem Zugeständnis entziehen, welches schon Morhof in nachdrückliche Worte kleidete: daß die Syntax in Carmine und in Prosa verschieden sei, wie es schon in der griechischen und lateinischen Sprache der Fall; und daß es ein Vitium, wenn die Rede in Carmine allzu prosaisch sei.[2]) Die Freiheiten indessen, welche Gottsched dem Dichter einräumt, entfernen die poetische Redeweise im Wortgebrauch und Satzbau wohl merklich, doch nach keiner Richtung grundsätzlich von der Prosa. Was er mit der einen Hand gegeben, nimmt er überdies meist mit der andern zurück.

So bewilligt er dem Dichter im Wortgebrauch scheinbar „gewisse Freiheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt sein würden"[3]), um sofort vor veralteten wie neugebildeten Wörtern zu warnen. Für zulässig erklärt er Wörter, die „seit 50 oder 100 Jahren aus der Mode", ohne durch bessere ersetzt zu sein,[4]) — das war nicht mehr als in der Prosa. Nichtssagend erscheint auch die halbe Einschränkung, mit welcher er neugebildete Wörter verwirft. Nach der Behauptung: „Man kann alle seine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verstehen geben",[5]) fährt Gottsched einleitend fort: „Doch kann man einem deutschen Poeten freilich nicht alle neue Wörter verbieten. Das hieße" — wie selbst ein Gottsched fühlt — „seinem Pegasus die

---

1) Über die herben Urteile Herders und Wielands vergl. Socin, S. 418 und 422. — Siehe auch Bernays i. d. Allg. D. Biogr. IX, 497.

2) Morhof: Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682) S. 511 flg.

3) Versuch einer critischen Dichtkunst (4. Auflage 1751) S. 226.

4) Ebd. S. 228.

5) Ebd. (Dk.) S. 240.

Flügel gar zu kurz verschneiden... Eine edle Kühnheit steht uns zuweilen sehr wohl an." Aber dann meint er wieder, nicht ein jeder habe ein so zärtliches Gehör, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterscheiden.[1]) Aus der Erörterung der gebräuchlichen Wörter kommt ebenfalls nichts Wesentliches, nichts Einschneidendes heraus. Gottsched will allerdings, daß der Poet von den üblichen Wörtern „nicht die allergemeinsten, sondern die ungemeinsten" verwende, „zumal wenn er in seinem eigenen Namen schreibt". In Schäfergedichten, Briefen, zärtlichen oder lustigen Liebesliedern, Satiren und Komödien erklärt er aber die „gemeinen", „gewöhnlichsten" Wörter für die besten; und auch sonst warnt er vor einem „hochtrabenden und auf Stelzen gehenden Wesen".[2]) Schon daraus wird verständlich, wie sich Johann Adolf Schlegel zur Parodie der Plattheit in Gottschedianischen Schäfergedichten[3]) und Lessing[4]) zum Kopfschütteln über die gemeinen Redensarten in Frau Gottscheds Lustspielen veranlaßt fühlte.

Nicht besser sieht es auf syntaktischem Gebiete aus. Periodenbau verlangt Gottsched auch in der Poesie; ja er wendet sich ausdrücklich gegen die in unseren alten kurzen Reimpaaren übliche Manier, die Sätze hinter einander zu hängen.[5]) Wenn er Kürze der Perioden fordert, so geschieht es der Deutlichkeit wegen.[6]) Von entscheidender Bedeutung ist alsdann die Vorschrift: „Die andere gute Eigenschaft einer Periode ist, wenn darinnen die ordentliche Wortfügung unserer Muttersprache ebensowohl als in ungebundener Rede beobachtet wird." Und alsbald folgt die Abwehr: „Einige meinen gar, es bestehe die Schönheit der poetischen Schreibart in solchen Verkehrungen der Wörter; indem man sich dadurch von der prosaischen Rede sehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem zürcherischen Milton."[7]) Unter den erlaubten Wortversetzungen[8]) nennt er zunächst allgemein diejenigen, welche auch in unserer Prosa zulässig sind, im einzelnen noch solche zum Zweck des Nachdrucks oder der Erregung von Erwartung, um dabei zuzugeben, daß „das Feuer der Gemütsbewegungen" oft den Satz „in der Mitten" anfange.

Was bleibt unter solchen Umständen von eigentlich poetischer Redeweise übrig? Im Wortgebrauch figurieren „verblümte Redensarten",[9])

1) Dk. S. 242.
2) Ebd. S. 229 flg.
3) Vom Natürlichen in Schäfergedichten.
4) Hamburgische Dramaturgie, Stück 26.
5) Dk. S. 289.
6) Ebd. S. 290.
7) Ebd. S. 291, vergl. S. 294 u. Koberstein: Grundriß[5] III, 181 flg.
8) Ebd. S. 308 flg.
9) Ebd. S. 261 u. 354.

das sind Bilder und besonders die in Gottscheds eignem Stil unverhältnismäßig häufigeren Vergleiche. In deren Verwendung zunächst besteht unserm Manne „die Sprache der Poeten, dadurch sie sich von der magern prosaischen Schreibart unterscheiden". Aber nicht allein in solchen Worten, sondern „hauptsächlich in der Art zu denken" unterscheiden sich beide Redeweisen.[1]) Nicht auf dem Gebiete der Vernunft, des vernünftigen Denkens gesteht er eine Abweichung zu, sondern „in dem Witz oder dem Geist". „Und in der That macht diese Gemüthskraft" — heißt es erläuternd — „nachdem sie bei einem stärker als bei dem andern ist, einen großen Unterschied in den Gedanken . . . Gewisse Geister haben viel Scharfsinnigkeit, wodurch sie gleichsam in einem Augenblicke hundert Eigenschaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen."[2]) Angesichts dieser Art von Definition des Dichtergeistes gewinnen wir zur Genüge Verständnis für jene Zeit der „Belustigung des Verstandes und Witzes".

Zum Überfluß nahm Gottsched in der „Sprachkunst" bei Erörterung der grammatischen Figuren Veranlassung, die freiere poetische Schreibart verständnislos zu verunglimpfen:[3]) Weil man an Homer und andern alten Dichtern nichts Tadelhaftes finden wollte, habe man deren Unrichtigkeiten in Wörtern und Redensarten mit schönen Namen belegt und als Tugenden ausgegeben, „wie etwa die hitzigen Liebhaber auch die Mäler und Narben ihrer Schönen sich als Schönheiten derselben vorzustellen und einzubilden pflegen;" — so denkt er sich die Entstehung der grammatischen Figuren! Gegenüber solcher Gesinnung kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Vertreter der Leipziger Schule als Weisianer verschrieen werden[4]), obgleich Gottsched den Stil des Zittauer Dichters zurückgewiesen[5]) und sich wirklich, besonders in der Prosa, über dessen platte Schreibweise erhoben hatte[6]).

B.

Ein so nüchterner, einseitig sprachkorrekter Standpunkt Gottscheds mußte sich auf jeden Fall in den litterarischen Kämpfen scharf ausprägen; um wieviel mehr zu einer Zeit, welche die Poesie in erster Linie aus

---

1) Dk. S. 347 flg.

2) Ebd. S. 351.

3) Spk. S. 532.

4) Selbst in den sonst befreundeten Kreisen von Jena; vergl. ein Schreiben von Jakob Wilhelm Blaufus (17. Weinmond 1748) an Breitinger.

5) Redekunst S. 25 flg.

6) Vergl Heinrich Rückert: Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, 374. — Über Gottscheds eignen poetischen Stil s. Bernays i. d. Allg. D. Biogr. S. 499.

dem sprachlichen Gesichtswinkel betrachtete! So mancher berufene und unberufene Dichter sandte seine Gedichte zur sprachlichen Korrektur nach Leipzig;[1]) so mancher stöhnte über die sprachlichen Mühen, welche die poetische Arbeit ihm verursache;[2]) poetische Gesellschaften legen ihren Übungen eine Grammatik als Kanon zu Grunde;[3]) selbst ein Breitinger faßt die Bestrebungen der „Deutschen Gesellschaften" dahin zusammen, daß sie bestrebt seien, „die Eloquenz zu verbessern."[4])

Von Anfang an stehen sprachliche Kriterien in Gottscheds Urteilen über Poesie voran, doch zunächst nicht in derartiger Ausschließlichkeit, daß er sich um sprachlicher Bedenken willen dem unmittelbaren poetischen Eindruck eines Werkes entzogen hätte. Diese ursprüngliche Duldsamkeit offenbart sich am augenfälligsten in seinem Verhältnis zu Haller. Über den „Versuch Schweizerischer Gedichten" lernten wir schon gelegentlich die freundlichen Urteile Gottscheds in den „Kritischen Beiträgen" und im Privatgespräch mit Clauder kennen. Ja, wiederholt[5]) betont dieser Bodmer gegenüber, daß Gottsched nicht übel Lust hätte, die Hallerschen Gedichte in Leipzig nachdrucken zu lassen, wenn nicht mehr Exemplare dorthin versandt würden. Ist es nicht eine Ironie der Litteraturgeschichte, daß Gottsched dem Verleger und Bruder Hallers beim Vertrieb der beiden ersten Auflagen der „Schweizerischen Gedichte" zur Hand geht? Am 2. September 1733 schreibt Albrecht von Haller an Bodmer: „Si D. P. Gottsched curare vellet distributionem Poematum nostrorum, esset perhonorificum mihique et fratri gratum. Si ergo Virum eum non renuere onus hocce paulo magis musamicum putaveris, ad eum quaeso rescribere, mittemus exemplaria forte octoginta." Gegen Gottsched selbst äußert er sich am 15. Januar 1735[6]): „... Ich weiß nicht, ob ich noch eine andere Gnade von Denenselben erhalten könnte. Mein Bruder, als der Verleger, möchte gern von der neuen Auflage eine Anzahl in Leipzig, als dem Sitze der Musen, ablegen; weiß aber, als ein Anfänger, noch keine Adresse. Dieselben, als ein bekannter

1) Oft gegen Honorar. — Wie einseitig sprachliche Anforderungen man stellte, zeigt z. B. ein Brief von Joh. Konrad Hantelmann (Striegau 28. Mai 1732) an Gottsched.

2) Vergl. z. B. ein Schreiben von Joh. Christoph Schwarz, dem Aeneïs-Übersetzer, an Gottsched (Regensburg 1. März 1742).

3) So der Kreis von Benj. Ephr. Krüger in Wittenberg (s. seinen Brief an Gottsched, den 28. Juli 1746).

4) Breitinger an Bodmer, undatiertes Blatt (1739).

5) Am 12. Dezember 1732 und 4. Januar 1733.

6) Nach der Abschrift von Frau Gottsched (Dresden, Königl. öffentliche Bibliothek).

Kenner, könnten hierin meinem Bruder am kräftigsten Ihre Protektion erweisen, wenn Sie geruhen wollten, ihm einen Mann an die Hand zu geben, mit dem er seinen Verlag auf billige Vorschläge verkehren könnte."[1]) — Überdies war Haller der Lieblingsdichter von Frau Gottsched.

Erst eine mittelbare Folge der Züricher Angriffe gegen die ästhetischen Anschauungen Gottscheds und eine unmittelbare Folge des Auftretens von Klopstock ist es, daß unser Mann sich in fanatischer Engherzigkeit auf die sprachlichen Sünden und Kühnheiten der Schweizer Partei stürzte. In den Streitschriften Gottscheds und seiner Schule nimmt nach und nach die sprachliche Kritik eine so ausschlaggebende Stellung ein, daß sonstige Angriffspunkte oft nur zur Ergänzung herangezogen scheinen, um auch auf diejenigen einen Eindruck zu erzielen, welche ausschließlich sprachlichen Gründen nicht zugänglich gewesen wären. Wie nun aus Gottscheds Mund das Urteil über Haller lautete, ist recht glücklich in dem Bodmerschen Pamphlet „Gottsched, ein Trauerspiel, oder Der parodirte Cato" zusammengefaßt:

„Welch unverständlich Zeug! wie undeutsch! — — Hm! — ei dich
Versteh der Henker! — Hm! — — nein, dafür lob' ich mich.
Mich kann ich doch verstehn; mein holdes fließend Wesen,
Mein reines Deutsch — — ich bin recht angenehm zu lesen."

Freilich urteilt dafür in dieser Parodie eine andre Person über Gottsched nicht minder treffend:

„Er ist so schwer und hart, und kriecht stets auf der Erde,
Und schimpft der Adler Flug! Kein Schönes nimmt ihn ein.
Weil er kein Feuer hat, soll jeder Wasser sein."[2])

C.

Klopstocks Messiade bildete von poetischen Werken den Hauptangriffspunkt der Gottschedianer. Ihr Meister selbst eröffnete im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" eine förmliche Jagd auf diese Bethätigung des Miltonschen Einflusses und der Schweizerischen Kunstlehren. Eigne „Bemerkungen, warum das Gedicht der Messias nicht allgemeinen Beifall erhalten hat", gingen dem jungen Adler derb, aber nicht ungeschickt zu Leibe.[3]) Doch rein sachlich ließ sich nicht ausreichend wirken. Wo sich unser Sprachmeister selbst nicht vorwagt, auf dem Gebiet des Pamphlets, das kein Boden für eine Magnificenz ist, schwirrte ein Schwarm dreister Schüler ins Feuer. Das „griechische und lateinische

---

1) Gottsched empfiehlt Breitkopf, — s. L. Eckardt: Wander-Vorträge S. 240.

2) S. 35 u. 39.

3) Vergl. Schlosser: Geschichte des 18. Jahrhunderts I, 594.

Deutsch in der Messiade" wird treffend in einer Bodmerschen Schrift[1]) als Zielscheibe der Angriffe hingestellt. Gottsched beruft sich in der „Sprachkunst"[2]) auf die Parodie der von seinen Gegnern gebrauchten französischen Wendungen durch den „scharfsinnigen" Verfasser des „Volleingeschanckten Tintenfäßls". Des weiteren wird die Verstiegenheit Klopstockscher Neubildungen mit dem marinistischen Stil Lohensteins verglichen[3]). Namentlich Schönaichs „Neologisches Wörterbuch"[4]) und dessen Folgeschriften gehen Klopstock, Haller und der ganzen Schweizer Schule mit sprachlichen Angriffen zu Leibe.

Unter Mitwirkung von J. G. Reichel verfaßte der Dichter des Epos „Hermann", Freiherr von Schönaich, eine Parodie unter dem Titel: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch" (1754), worin er in Form eines wirklichen Wörterbuches die Neologismen der Schweizer Schule zerpflückte. Schon die Vorrede ist für den ausschließlich sprachlichen Gesichtswinkel der Betrachtung bezeichnend. Der Verfasser giebt sich als „ein Mitglied der vortrefflichen Sprachschnitzergesellschaft" und läßt seine Schüler allezeit ein Stück aus der Messiade „in die gemeine Sprache übersetzen". Er tröstet sich über Angriffe damit, daß nach Behauptung der „göttlichen Dichter" Aristoteles lehre: „Ein Dichter herrsche mit unumschränkter Macht über die Gesetze der Sprache". Dann fällt er aus dem parodistischen Tone: „Einer nehme die neuen Wörter im Messias; der andere die verdrehten Ausdrücke; der dritte die Lügen, die er uns von Gott und Himmel vorschwatzet: Was wird doch bleiben?" In neuem Anlauf der Parodie heißt es schließlich: „Wenn ich ein Wort, das ganz nagelneu ist, eine seltene Verbindung oder nie erhörte Figur bewundere, so gehe ich oft noch weiter". Genug, hier ist auf 471 Seiten mit großem Spürsinn alles zusammengetragen, was in den Dichtungen von Klopstock, Haller, Bodmer und Genossen gegen Gottscheds sprachlichen Standpunkt verstieß. Es handelt sich nicht nur um Neubildungen von Wörtern und Wendungen, sondern um Gebrauch eingeführter Wörter in neuer Bedeutung ebenso, ja namentlich auch um alte Ausdrücke, die aus der Mundart in die Schrift übernommen waren. Sind zahllose Artikel ein Ausfluß dummdreister Nüchternheit, so kennzeichnen doch auch manche die Willkür, Schiefheit und namentlich die Verstiegenheit der Gegner recht treffend.

---

1) Edward Grandisons Geschichte in Görlitz S. 39.

2) Spk. S. 539. — Im „Tintenfäßl" von J. Chph. Schwarz s. S. 71. In gleichem Sinne ein Anhang von Frau Gottsched. Vergl. Krause, Gottsched und Flottwell S. 242 u. 273 flg.

3) Siehe das hs. Schreiben von Joh. Friedr. Diener (Hamburg 16. März 1753) an Gottsched. — Vergl. auch Danzel S. 368.

4) Über dasselbe vergl. Danzel S. 381 flg. und Burdach, D. Spr. d. j. Goethe S. 169.

In ihren Beurteilungen des „Neologischen Wörterbuches" hielt sich die Gegenpartei — nicht eben tapfer — mit Vorliebe an die eingeflossenen Unflätigkeiten. Man irrte sich denn doch über die Tragweite dieses Pamphlets. Gleim schreibt den 10. März 1755 an Wieland[1]) in Selbsttäuschung: „Die ästhetische Nuß ist eine charta cacata, die, wie mich dünkt, auch bei den schlechtesten Lesern keinen Beifall finden kann. Wer sie angreift, besudelt sich".

Das folgende Jahr (1755) weist eine ganze Kette von Anhängen zum „Neologischen Wörterbuch" auf. Zunächst ließ sich eine unparteiische Stimme vernehmen: „Ragout à la mode oder des Neologischen Wörter-Buchs erste Zugabe von Mir Selbst. 1755".[2]) Zunächst wird hier ein „Schul-Examen über einige zur Dichtkunst gehörige Sachen" abgehalten. Auf die Frage: „Was ist ein Antiparticipianer?" erfolgt die Antwort: „Ein sogenannter witziger Kopf, der keinen Unterschied unter Poesie und Prosa machen kann". Der Verfasser giebt „viel Non Sense" in den Schriften der Schweizer zu, doch hätten sie bei großen Fehlern auch große Schönheiten.[3]) Die Gottschedianer dagegen möchten am liebsten „gereimte Prosa vor Verse ausgeben". Nachdem somit treffend der Standpunkt Gottscheds gekennzeichnet ist, wird mit großer Sicherheit und Sachkenntnis erklärt: „Daß Gottsched als Poet nie genug bedauret werden könne", aber „daß eben derselbe ein verdienter und brauchbarer Mann, sonderlich in Absicht der Verbesserung der deutschen Sprache sei".[4])

Alsbald erschien J. G. Reichel, der soeben auch in seiner „Bodmerias" die neologischen Verse der Schweizer Schule parodiert hatte,[5]) mit einer anonymen Gegenschrift auf dem Plane: „Der ganzen Aesthetik in einer Nuß; oder des neologischen Wörterbuches erster Anhang. 1755."[6]) Hier wird der von Reichel auch in Briefen an Gottsched gerügte[7]) Mangel des Neologischen Wörterbuches an Bescheidenheit und Gründlichkeit zugegeben, von Gottsched die Verantwortung für dasselbe abgewälzt, dann der „Ragout-Macher", der Ästhetiker G. F. Meier und andere neuere Gegner des Leipziger Diktators befehdet. Uns interessiert hier besonders, daß Reichel

---

1) Hs. Züricher Stadtbibliothek.

2) Von G. F. Meier? Nach dem Exemplar im Besitz von Georg Witkowski (Leipzig).

3) S. 4, 5, 7.

4) S. 8.

5) Immer wiederholte Betonung des sprachlichen Standpunktes s. S. 12, 33, 47, 52, 70, 82, 85, 88, 90, 91 (letztere Stelle die Mittelwörter betreffend).

6) Auch diese Flugschrift im Besitz von G. Witkowski.

7) Besonders am 27. Oktober und 9. November 1754.

in dieser Schrift unter Berufung auf Hagedorn[1]) wiederholt, was er schon in der parodistischen „Probe der Schreibart, in welcher man einen Versuch eines Lobgedichtes, auf die ungereimten epischen Dichter ꝛc. abfassen wird",[2]) ausgesprochen, indem er Gottsched den „Leipziger Horaz" nennt;[3]) noch mehr das in seiner Adresse unverkennbare ceterum censeo: Gottscheds Schriften würden „Deutschland alsdann noch Ehre machen, wann man einen undeutschen Dichter und einen tändelhaften Erzähler endlich einmal auf ihren wahren Wert wird gesetzet haben."[4])

Schönaich und Reichel blieben unermüdlich; offenbar wollten sie Lärm schlagen. In ihren weiteren Schmähschriften steht die Unverschämtheit des Tones in umgekehrtem Verhältnis zur Reichhaltigkeit des sachlichen Materials. Der poeta laureatus Gottschedschen Angedenkens ließ seiner „Nuß" ein „Nüßchen" folgen, sein Helfershelfer Reiche schrieb noch „Erläuterungen" in Briefen.[5]) Inzwischen hatte sich der junge Lessing in den Streit verwickelt, dem man nun seine schneidigen Hiebe wutentbrannt heimzahlen wollte. Wir können an disem Orte nicht die Episode der Litteraturfehde als solche verfolgen, sondern müssen uns auf Heraushebung derjenigen Stellen beschränken, welche für die einseitig sprachliche Auffassung des Kampfobjektes durch die Gottschedianer beweiskräftig sind.

Schönaichs Opusculum führte den umständlichen Titel: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, in ein Nüßchen gebracht; oder Nachlese der Neologie. 1755. (2. Titelblatt:) Die Nuß, oder Gnißel, ein Heldengedicht; mit des Verfassers eigenen Lesearten von ihm selber fleißig vermehret: Siebente Auflage;[6]) dem großen Nellah zugeeignet." Ganz in der Maske des Neologen äußert der Verfasser hier: „Diejenigen Fehler, die man mir, als einem uneigentlichen Dichter vorgerücket hat, sind mehrentheils Sprachfehler. Da hätte ich nun wohl freilich Ursache, mich zu schämen, weil auch Schulknaben roth zu werden pflegen, wenn man sie ihnen anstreicht. Aber ich bin ein Sorbe; die teutsche Sprache ist mir fremd . . ."[7]) Das im Ton namentlich gegen Lessing unqualifizierbare Pamphlet endet mit einer Spiegelung des litterarischen Krieges in der

1) Vergl. Danzel S. 116.

2) Neuestes IV, 124 flg.

3) S. 24.

4) S. 31.

5) Die Autorschaft beider ist durch einen Brief von Reichel an Gottsched (9. Januar 1755) belegt. — Diese Schriften besitzt die Königl. Bibliothek in Berlin.

6) Natürlich fingiert!

7) S. 6.

Unterwelt. Auf Plutos Frage, was die Parteien wollen und woher der Krieg komme, anwortet Merkur bezeichnend:[1]) „Daher! Die eine Partei spricht wie Du, ich und Jupiter seit so manchem Jahrhunderte gesprochen haben. Die andere kann das nicht leiden und hat sich darum eine neue Sprache ersonnen."

In gleicher Tendenz halten sich Reichels „Erläuterungen über die ganze Ästhetik in einer Nuß. Frey=Singen. 1755." Nur schreibt der Autor im eigenen Namen, ohne sich parodistisch zu drapieren. In dieser völlig geistlosen und seichten Schrift jammert Reichel, daß sich „die ungereimten Auswürfe der undeutschen Sänger, Posauner, Trompeter und Jauchzer" mit jedem Tage vermehren.[2]) Der Züricher Partei mangele „Reinigkeit der Sprache", in „Sprachschnitzern" suche sie vielmehr poetische Schönheiten.[3]) Wir sehen, Reichel ist ein getreues Sprachrohr des Leipziger Meisters. In Gottscheds Sinne wird denn auch vom „Hermann" gerühmt: „Der Verfasser dieses schönen Heldengedichtes hat sich alle Mühe gegeben, deutsch, und reines Deutsch zu schreiben: daß man ihn auch ohne Schmäuchelei zu einem klassischen Dichter in unserer Muttersprache machen kann."[4]) Deutlicher kann kaum ausgesprochen werden, welche Anforderungen die Gottschedsche Schule an vollendete Poesie stellte! — Schließlich wird noch die Feindschaft der „Göttinger Gelehrten Zeitungen" gegen Gottsched damit erklärt, daß ihr Oberaufseher Haller gegen die Reinigkeit der Sprache selbst sündige,[5]) und zum Überfluß werden sogar den Fabeln Gellerts, denen Reichel herablassend „ihre Schönheiten und lehrreiche Anwendungen" zugesteht, „französierendes Deutsch und die oft ohne Not ausgedehnten Erzählungen" vorgerückt.[6])

Es liegt auf der Hand, daß sich bei dieser Stellungnahme die Parteien gar nicht verstehen konnten. Unpoetisch! tönte es von Zürich nach Leipzig; undeutsch! scholl es von dort nach der Schweiz und ihren litterarischen Dependenzen zurück. Aber die Zeit der sprachlichen Zustutzung war erfüllt, die Einheit und Korrektheit war für unsere Muttersprache, in letzter Linie durch Gottscheds Eingreifen, wesentlich errungen; und es war die Stunde für poetische Beflügelung gekommen. Der Schulzucht entwachsen, strebte die deutsche Sprache freierer Bewegung, kühnerem Flug entgegen; und so war Gottsched abgethan.

---

1) S. 82.
2) S. 26.
3) S. 37 flg., vergl. S. 59.
4) S. 47.
5) S. 86.
6) S. 93 flg.

Gottsched im Kampf um die Aufklärung.

Fragt man nach dem führenden Geist auf dem Gebiete der deutschen Sprache im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und darüber hinaus, so ist unbedingt Gottscheds Name zu nennen. Ebenso zweifellos steht in der philosophischen Bewegung Christian Wolf voran; er ist es, der (1) dem Geist der Zeit in erster Linie seinen Stempel aufdrückt. Unserm Gottsched würde noch nicht einmal unbestritten der zweite Platz gebühren, solange es sich nur um (2) die Ausgestaltung und Fortentwickelung des philosophischen Systems handelt: zum mindesten sind neben ihm eine Reihe von fähigen Männern in gleicher Richtung thätig. Was Gottscheds wahres Verdienst und eigentliche Bedeutung hier wie gewöhnlich ausmacht, ist (3) sein agitatorisches Eingreifen in die philosophischen und theologischen Zeitkämpfe. Wie er immer, ein echter Agitator, nicht sowohl auf die siegende Macht des bahnweisenden Gedankens als vielmehr auf die werbende Betriebsamkeit von Parteien und Koterien vertraute, so suchte er auch hier durch Zusammenschluß mit dem Grafen Manteuffel und (4) der von diesem gestifteten Gesellschaft der Alethophilen eine Rückendeckung und Hilfstruppe zu gewinnen.

Gewiß wird man im allgemeinen geneigt sein, in der philosophischen Entwickelung eine praktische Propaganda nicht besonders hoch anzuschlagen. Anders in der Zeit, welcher Gottsched angehörte. So arm sie an neuen Ideen und jeglicher Produktionskraft war, hat die deutsche Philosophie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts doch unserm Volke redlich, ja unermeßlich gedient, indem sie gerade die bisherigen Errungenschaften bevorzugter Geister zum Gemeingut aller Bevölkerungsschichten zu machen suchte. Besonders im deutschen Bürgertum, im Mittelstande, hat sie Bildung und Kultur verbreitet und dadurch sowohl die litterarische Entwickelung aus den engen Banden des Gelehrtentums in die weite Arena des Volkstums hinübergeführt wie nicht minder die soziale Emanzipation des dritten Standes in unserm Vaterlande friedlich vorbereitet. Auch aus diesem Gesichtspunkt charakterisiert sich demnach Gottscheds litterarische Stellung weit anders als es etwa durch bloßes Abwägen seiner ästhetisch-kritischen Doktrin an den verwandten Leistungen der Schweizer oder gar durch Betrachtung seiner unmöglich ernst zu nehmenden eigenen poetischen Versuche geschähe.

1. Vom Geist der Zeit.

Wollen wir Gottscheds philosophische Entwickelung verstehen, so dürfen wir uns nicht begnügen, (a) sein Ausgehen von der Modephilosophie an sich zu charakterisieren. Noch war die geistige Einheit Deutschlands nicht vorgeschritten genug, als daß die Erscheinungen im Zentrum des deutschen Bildungslebens sich unbedingt und ohne weiteres an der Peripherie bemerkbar gemacht hätten. Ja, wenn wir die Schwankungen verfolgen, denen die geistige Bewegung jener Zeit von Ort zu Ort, wie z. B. namentlich auch zwischen Halle und Leipzig, und selbst innerhalb desselben Ortes in oft jähem Wechsel von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, dann werden wir die Nötigung empfinden, den Entwickelungsgang unseres Mannes (b) von den heimatlichen Lehrjahren bis (c) zur Stätte und Zeit seiner Reife zu begleiten, mit ihm von Königsberg nach Leipzig zu wandern, um die geistigen Strömungen zu erkennen, von denen er sich, trotz einzelner Versuche selbständiger Lenkung seines Weges, im allgemeinen willig tragen läßt.

a) „Nous sommes dans un siècle où la raison commence à prendre plus d'empire“, schreibt Fontenelle den 16. Oktober 1732 an Gottsched.[1]) Der gemeinsame Grundzug der geistigen Bewegung im damaligen Europa ist hier treffend gekennzeichnet. Bis zum Überdruß variieren deutsche Stimmen im zweiten Jahrhundertviertel diesen selben Gedanken, daß nun der Verstand, der „gesunde Menschenverstand“ seine Herrschaft über die Geister angetreten habe. Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen eines Copernicus, Kepler und Galilei speisten den Geistesstrom, der groß und mächtig in den Philosophien eines Bacon und Descartes — ganz von Spinoza zu geschweigen — einsetzt, um sich schließlich in tausend seichten, aber noch immer erfrischenden und befruchtenden Armen über das Leben des geistigen Mittelstandes zu ergießen. Es ist wahr, die Engländer und Franzosen, Locke wie Bayle, überragen an folgerechter Klarheit und Kühnheit unsern Leibniz unvergleichlich; während aber ihr einseitiger Realismus in Skeptizismus und Materialismus ausmündete, hat die idealistische Halbheit der deutschen Philosophie den unverlierbaren metaphysischen Besitz unseres Volkes in bessere Tage hinübergerettet.

So viel auch Christian Wolf und gar Gottsched von den idealistischen Elementen der Leibnizschen Philosophie über Bord warfen, das ganze Wesen des Meisters wirkt vorbildlich fort: war es doch das getreue, notgedrungene Abbild des deutschen Geisteslebens um die Jahrhundertwende. Das war nicht der einseitige Gelehrte, der im ruhigen, unbeirrten Denkprozeß sein System ausgestaltet; — vorwiegend auf praktische Zwecke ge-

---

1) Vergl Danzel: Gottsched, S. 342.

wandt, sucht Leibniz in der Philosophie nicht bloß den nötigenden, interesselosen Ausdruck einer Weltanschauung: angewandte Wissenschaft ist sein vornehmster Zweck, die Theorie ihm oft nur ein Mittel. Die ruhelose Vielseitigkeit seiner Interessen bedingte eine Zerfahrenheit[1]), die dem Zusammenhang, der Tiefe und Überzeugungskraft seiner Ideen nur zu sehr Eintrag gethan hat. Eine starke Ader agitatorischen Blutes, wie es mit Gottsched zur lebhaftesten Aufwallung gelangte, macht sich im philosophischen Organismus bemerkbar. Wie kühn, wie unbedingt indes sich nun der Verstand und die Erfahrung zu tummeln schienen, vor dem religiösen Dogma machten sie Halt, ja, die philosophische Spekulation stellte sich gar in seinen Dienst. Die Philosophie opfert Leibniz, besonders in der „Theodicee", schließlich doch der Theologie, wie er sich von der Induktion bald zur Spekulation zurückwandte. Diese Halbheit haben seine Nachfolger nie völlig zu überwinden vermocht. Und doch, die Schranken waren eröffnet, in denen die Theologie an der Philosophie und auch die Spekulation an der Erfahrung sich messen mußte, sei es zunächst selbst nur, um von ihr eine Bestätigung zu erhalten — eine bedeutsame Wendung.

Ihre bedenkliche Seite hatte gewiß auch jene optimistische, um nicht zu sagen opportunistische Lehre, daß unsere vorhandene Welt die beste aller möglichen Welten sei; verführt diese Anschauung doch gar leicht zu einer faulen Abfindung mit allem Bestehenden. Ging deshalb Leibniz auch an manchen Schäden blind und selbstgenügsam vorüber, so erstickte jene Anschauung doch keineswegs seinen Reformdrang, weckte vielmehr Lebensmut und Thatkraft auf Generationen hinaus, sodaß sie vorwiegend unberechenbar heilsam wirkte. Nicht länger galt die Erde als Jammerthal; selbst die Pforten der Hölle durchbrach dieser weltfrohe Optimismus: indem er das Übel als nicht von Gott gewollt, wesentlich als bloßen Mangel an Vollkommenheit hinstellte, beschwor er das Bild eines grundgütigen Gottes, der uns mit milden Vaterarmen lenkt. So schüchtern sich selbst diese Gesinnung bei Leibniz hervorwagte, seine Nachfolger, und auch Gottsched, waren damit in eine Bewegung hineingestellt, die — es muß hier daran erinnert werden — in Goethes Poesie und Weltanschauung gipfelte, welche das Reich der Schönheit und Verklärung in *dieser* Welt suchte. Es entsprach durchaus der praktischen Gesamtrichtung von Leibniz, daß er nicht direkt, sondern durch die Fürsten auf das Volk zu wirken suchte. Auch hierin bleibt sein Vorbild lebendig: die Zeit des aufgeklärten Despotismus hat er damit wesentlich vorbereitet.

---

1) Vergl. Benno Erdmann: Martin Knutzen und seine Zeit, S. 56.

Nicht ganz so unumschränkt bildete die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts das System des Meisters fort. Rein philosophisch machte Leibniz vor allem durch seine encyklopädische Umspannung der Wissenschaften Epoche. Wie er in den verschiedensten Wissenszweigen, namentlich auch in der Mathematik, bedeutsame Entdeckungen zu Tage förderte, stellte Leibniz in sich selbst die Einheit der Wissenschaft dar. Die Philosophie ward zum Inbegriff der Natur- und Geisteswissenschaften, und der organische Zusammenhang, in welchen sie dieselben setzte, kettete die Spekulation, so souverän diese herrschen mochte, doch jedenfalls für alle Zeit an das Regulativ der Erfahrungswissenschaften. Indem Leibniz ferner — unter Überwindung des Dualismus von Ausdehnung und Denken — den Begriff der Kraft einführte und sie als entscheidendes Merkmal der Körper und der Seelen nachwies, als einheitliches Wesen aller Dinge hinstellte, hat er abermals der modernen Philosophie die Bahn gewiesen.[1]) Mit der Kraft als dem Wesen der Dinge operiert nun die ganze Folgezeit. Von den sonstigen Grundelementen der Leibnizschen Philosophie waren es nur die Sätze des „zureichenden Grundes" und des „nicht zu Unterscheidenden" (principium rationis sufficientis und principium indiscernibilium), die Christian Wolf neben dem von Aristoteles entlehnten „Grund des Widerspruches" als Grundsätze in sein System hinübernahm.

Mit Staunen müssen wir wahrnehmen, daß die eigentlich idealistischen Züge des Meisters teils verwischt, teils geradezu eliminiert erscheinen. Die Monaden und die prästabilierte Harmonie sind von Wolf noch nicht eigentlich fallen gelassen, aber schon ihres zentralen Charakters entkleidet, und somit in ihrer Geltung lahmgelegt. Wolf gesteht mit verblüffender Selbstbloßstellung[2]): „Ich hatte mir zwar anfangs vorgenommen, die Frage von der Gemeinschaft des Leibes mit der Seele und der Seele mit dem Leibe ganz unentschieden zu lassen: allein da ich . . . wider Vermuten ganz natürlich auf die vorher bestimmte Harmonie des Herrn von Leibniz geführet ward, so habe ich auch dieselbe beibehalten." Später[3]) setzt er hinzu: „Weil . . . nicht mein Hauptvorsatz ist, dieselbe zu bestätigen, sondern ich nur fast unvermutet darauf kommen bin, so habe mich auch dessen nicht anzunehmen, was man wider den Herrn von Leibniz vorbringet." Ja, im zweiten, ergänzenden Teil der „Vernünftigen Gedanken von Gott" erklärt das Schulhaupt unbekümmert[4]):

---

1) Vergl. Christian Wolf: Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, 5. Aufl. S. 60 flg. u. 464 flg., sowie Kuno Fischer: Geschichte der neuern Philosophie II³, 328 flg.

2) A. a. O. Vorrede zur ersten Auflage.

3) A. a. O. Vorrede zur zweiten Auflage.

4) 3. Auflage S. 487. — Dieser Ergänzungsband erschien zuerst 1724.

„Es ist mir nichts daran gelegen, daß man dieses Systema für wahrscheinlicher als ein anderes hält, ... und bin nicht allein zufrieden, sondern rate es auch sogar, daß einer bei einem von den übrigen beiden verbleibe oder auch sich zu gar keinem bekenne, wenn er vermeinet, daß er an dem Systemate Harmoniae praestabilitae etwas Anstößiges findet!"

Ähnlich läßt Wolf das Wesen der Monade thatsächlich unentschieden und begnügt sich, Leibniz' Meinung vorzutragen;[1]) da heißt es: „Der Herr von Leibniz stehet in dem Gedanken, daß in einem jeden einfachen Dinge die ganze Welt vorgestellet werde ... Allein ich trage noch Bedenken, dieses anzunehmen." Auch ahnt Wolf nicht einmal den Zusammenhang, der zwischen der Monadenlehre und dem Prinzip der prästabilierten Harmonie besteht: wonach eben die Vorgänge in all jenen letzten unteilbaren Einheiten einander entsprechen, deshalb also auch die Bewegungen in Körper und Seele harmonieren müssen. In Wolfs mechanischer Auffassung sind Körper und Seele verschiedene, nur äußerlich verbundene Substanzen; ihre Einheit und Immanenz, das Prinzip der Monade, ist einem neuen Dualismus gewichen. Gottsched geht in beiden Streitfragen noch weiter von Leibniz ab, indem er in seiner ersten Schrift Zweifel an den Monaden vorträgt und bald zur Theorie des physischen Einflusses in der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele zurückkehrt. Was das idealistische System dadurch an innerem Halt verlor, gewann es freilich an Wirkungsfähigkeit im Bereich des „gesunden Menschenverstandes."

Einen wirklichen Fortschritt nach dieser Richtung bezeichnet Wolfs Stellung zur Theologie. Er verzichtet auf philosophische Begründung christlicher Dogmen[2]), nur das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele verteidigt er systematisch; im übrigen verkündet er den Grundsatz[3]): „Es ist vor die geoffenbarte Religion gnug, wenn die Vernunft nichts behauptet, was ihr entgegen ist. Wie viel sind Dinge, die auf den bloßen Glauben ankommen und davon die Vernunft schweiget! Deswegen aber kann man nicht sagen, daß sie nach ihr müßte geleugnet werden." Indes, trotz aller Verwahrungen, beginnt nun jene Dogmenkritik, die im „Wolfenbüttelschen Ungenannten" Reimarus gipfelt.

War diese Wendung von eminenter praktischer Bedeutung, so wirkte noch unvergleichlich epochemachender die Ausgestaltung, welche Wolf dem encyklopädischen Gedanken von Leibniz zuteil werden ließ. Er entwarf ein systematisches Lehrgebäude von architektonischer Gliederung, von lückenlosem logischen Zusammenhang und freilich auch von seichter Breite. Gerade durch diese unbedingte Gemeinverständlichkeit eroberte er seinem System eine

1) A. a. O. 5. Auflage S. 368 flg.

2) Vergl. Karl Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert II, 1, S. 421 flg.

3) Vern. Ged. v. Gott, Teil II, 3. Aufl. S. 309 flg.

Herrschaft ohnegleichen. Und nicht nur seinem System: der philosophischen Methode, dem streng logischen Denken gewann er Boden in weiten Schichten der Bevölkerung[1]). Nicht am wenigsten sagte diese nüchterne Verständlichkeit der Wolffschen Schlußketten den damaligen Gelehrten selbst zu: sowohl über Lehrer der Philosophie, wie über Mathematiker, Physiker und Vertreter verwandter Disziplinen an fast allen deutschen Universitäten erstreckte sich das Netz der Wolffschen Schule, und mehr: fast alle Wissensgebiete befruchtete diese Philosophie.

Leibniz war zu sehr Strudelkopf und zu sehr Schöngeist, um sich für das ruhige Ausreifen und Ausbauen seiner Eingebungen Zeit zu lassen. Namentlich in seiner schwächsten, aber verbreitetsten Schrift, der „Theodicee", spricht er oft mehr als Dichter denn als Denker. „Ein geschickter Romanschreiber könnte vielleicht einen solchen außerordentlichen Fall erfinden", heißt es an einer Stelle geradezu; an einer andern: „und weil es hier einmal nach Möglichkeiten zu dichten erlaubt ist: so wollen wir uns einbilden . . ."[2]). Es ist kein Zufall, daß dieses Werk so nachhaltig auf die Dichtung wirkte und daß ein Gottsched wie ein Haller aus ihm die Stoffe philosophischer Gedichte entnahmen.[3]) Wolf ist im Grunde gewiß kein systematischerer Geist, aber doch in höherem Grade Lehrer der Weisheit. Er war sich seines Gegensatzes zu Leibniz in der Darstellungsart, die doch nicht nur äußere Form blieb, voll bewußt. Dem Grafen Manteuffel schreibt er am 13. Dezember 1743 über den Wittenberger Professor der Physik Bose: „Daß er die belles lettres überall einmengen will, hat mir nicht gefallen, und ist heutzutage nirgends mehr der Geschmack davon, als in Holland. Daher nehme mir nicht die Geduld, was dahin gehört, zu lesen, sondern übergehe es: wie ich auch aus dieser Ursache des Herrn von Leibniz Theodicee nicht ganz durchlesen können, sondern vielmehr nur oculo fugitivo durchblättert habe, ob ich gleich davon die recensionem in die Acta[4]) gemacht, indem nur das herausgenommen, was zur Sache gehöret: worinnen ich ihm auch selbst ein Genügen gethan."[5]) — Ein gut Stück von Gottscheds Eindruck beruht darauf, daß er Wolfs nüchterne Logik mit den „belles lettres" des Leibniz zu vereinen wußte. Wolfs Methode ist nicht schöngeistig, einschmeichelnd und anregend, sondern mathematisch nötigend.

---

1) Vergl. Max Koch: Gottsched (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, N. F. I. Serie, Heft 21) S. 8 flg.

2) Fünfte Auflage der deutschen Übersetzung, herausgegeben von Gottsched, S. 41 und 45.

3) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 266.

4) Acta Eruditorum 1711, S. 110 flg. u. 159 flg.

5) Vergl. schon Wuttke: Wolfs eigene Lebensbeschreibung, S. 83.

Zu Zeiten trug sich Wolf allerdings mit dem Gedanken, ein philosophisches Lehrbuch für Damen zu schreiben, zumal ihn Manteuffel dazu mit dem Hinweis ermutigte, daß auch für Fürsten eine solche populäre Darstellung des Wolffschen Systems nötig wäre, um sie zu bilden und zu bessern.[1]) Später nimmt der Philosoph Formeys „Belle Wolfienne" zwar mit Zustimmung auf, indes nicht ohne den charakteristischen Zusatz:[2]) „Ich halte freilich bei meiner Philosophie für das Beste, was vom methodo herrühret, nämlich daß man von der Wahrheit überzeuget wird und die Verknüpfung einer mit der andern einsiehet, auch zu recht vollständigen Begriffen unvermerkt gelanget, und dadurch eine Scharfsinnigkeit erhält, die auf keine andere Weise zu erreichen stehet."

Eine Fortwirkung Leibnizscher Ideen haben wir des weiteren in Wolfs Formulierung seines Endzweckes zu sehen. „Ich suche nichts in der Welt", erklärt er,[3]) „als die Wahrheit auszubreiten, ohne welche die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes nicht bestehen kann, sondern alles zu deren Nachteil in die größte Verwirrung gesetzet wird, und die Menschen selbst bei dem größten Glücke keine wahre Vergnügung finden." So stimmte er lebhaft zu, als man seinen praktischen Teil der Philosophie — seine eigenste Erfindung — „scientiam felicitatis" nennen wollte.[4]) Das waren Klänge, die Gottsched wie kein zweiter seiner Zeit gierig auffing und weitergab. Nicht anders faßt unser Mann selbst sein Urteil über Wolf zusammen:[5]) alle Absichten desselben seien „auf die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gerichtet" gewesen. Ja, Gottsched geht hierin einen Schritt weiter, über Wolf und womöglich über Leibniz hinaus. Wolf hatte zwar die Glückseligkeit als Endzweck festgehalten, aber im Ausgangspunkt die Philosophie rein sachlich als „Wissenschaft aller möglichen Dinge ꝛc." definiert, während unser Mann unmittelbar einsetzt: „Die Weisheit überhaupt ist eine Wissenschaft der Glückseligkeit; wie Leibniz dieselbe zuerst beschrieben hat".[6]) Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die deutsche Aufklärung diesen eudämonistischen Zug bewahrt und bethätigt.

Schließlich hat Wolf mit Leibnizens ebenso patriotischer wie praktischer Forderung, die Muttersprache auch in den Wissenschaften anzuwenden,

1) Wolf an Manteuffel 28. Mai 1738, dessen Antwort 16. Juni 1738, und die der Zeit nach folgenden Briefe, — Handschriften im gelehrten Briefwechsel des Grafen Manteuffel (drei Bände umfassend), gleich der Gottschedschen Korrespondenz auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek.

2) An Manteuffel 27. Januar 1741.

3) An Manteuffel 10. Januar 1745.

4) Wuttke: Wolfs eigene Lebensbeschreibung, S. 79 flg.

5) Gottsched: Historische Lobschrift des Freiherrn v. Wolf, S. 151.

6) Weltweisheit I, § 1.

Ernst gemacht. Die besondere Biegsamkeit der deutschen Sprache für philosophische Begriffsbildungen trat nun überraschend zutage. Jedes seiner deutschen Werke, namentlich sein metaphysisches Hauptwerk, die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen", trug durch dieses bequeme äußere Gewand die neue Philosophie, ja das Interesse für die Weltweisheit überhaupt über den Kreis der klassisch Gebildeten hinaus. Der deutsche Geist hatte mit Leibniz seinen Einzug in die Philosophie gehalten; nun wurde auch die deutsche Denkform systematisch ausgebildet.[1]) Gerade für dieses Verdienst Wolfs darf man Gottscheds Zeugnis als besonders zuständig anrufen:[2]) „Auch mir", lautet es, „der ich in die schönen Wissenschaften ein reines Deutsch einzuführen gesuchet, hat seine Metaphysik zum Muster gedienet, ja mich dazu geschickt gemachet". Nicht nur dem Publikum wollten es diese Männer bequem machen, auch sich selbst! Zur Charakteristik des Standes klassischer Bildung in jener Zeit dürfen wir wohl in diesem Zusammenhang eine gelegentliche Äußerung Wolfs gegen Manteuffel vom 25. März 1748 anführen: „Die Fehler, welche Herr Formey in der Übersetzung des Sallustii begangen, sind so offenbar, daß er sie unmöglich rechtfertigen kann ... Es ist nun schon ein halbes Säkulum verflossen, daß ich keinen griechischen (!) Autorem gelesen: gleichwohl würde ich nimmermehr auf eine solche Übersetzung gefallen sein, die so augenscheinlich den Sinn des Autoris verändert und seine Gedanken so erniedriget." —

Wir kennen Wolfs leitende Ideen, kennen damit auch die Ursachen seiner breiten Wirkung. Um die agitatorische und polemische Stellung seiner Schule zu verstehen, werden wir gut thun, die Art dieser Wirkung nach drei Seiten besonders zu fixieren. Bürgertum, Geistlichkeit und Fürsten bildeten drei nach Bildung und Interessen so grundverschiedene Mächte, daß sie naturgemäß auf die neue, reformierende Lehre abweichend reagieren mußten.

Im Bürgertum regte sich ein Bildungsstreben, dem der gesunde Menschenverstand und die eudämonistische Durchschnittsmoral Wolfs recht behagte. Statt vieler Beispiele seines Einflusses stehe hier eine eigene Feststellung des Mannes. Manteuffel hatte ihm am 24. Juli 1747 gemeldet, daß einige Leipziger Chirurgen (chirurgiens)[3]) sich von Professor Bel ein Kolleg über Wolfs deutsche Logik halten ließen. Drei Tage später antwortet der Philosoph: „Mir ist noch erinnerlich, daß, da ich die kleine deutsche Logik zuerst herausgegeben hatte, selbst Bauern (von einem Hamburgischen Kaufmann will ich nichts sagen) dieselbe gelesen und

1) Vergl. Kuno Fischer a. a. O. II[1], 522.
2) Lobschrift des Freiherrn v. Wolf, S. 48.
3) Man kennt die ältere Bedeutung des Wortes.

sich zu nutze gemacht: wie ich mich denn auch erinnere, daß, als ich die Anfangsgründe herausgegeben von der Mathematik, ein Schuhknecht in Augsburg bei müßigen Stunden es so weit gebracht, daß er selbst in calculo differentiali und integrali zurechte kommen können, ohne sonst einigen Lehrmeister zu haben".[1])

Wurde dem Bürgertum die verstandesklare Wolfsche Philosophie eine Führerin zur Bildung und Aufklärung, so benutzte — merkwürdig genug — die intelligentere katholische Geistlichkeit, besonders der Orden Jesu, diese scharfe, überzeugende Form der Schlüsse und Beweise, nicht nur gerade um die Freidenker zu bestreiten, sondern überhaupt um durch Formalschlüsse, durch Dialektik, den Verstand zu fesseln, wo der Glaube nicht mehr blind geblieben. Auch darin lag ein Zugeständnis der Theologie an die Philosophie, freilich eines von sehr zweifelhaftem Wert. Betont doch Wolf am 27. Januar 1741 im Brief an den Grafen Manteuffel, daß die Bedeutung seiner Methode, „bisher fast niemand begreifen will, außer verschiedenen Katholiken", von denen er „absonderlich jetzt aus vielen Orten und Klöstern Briefe erhalte". Schon am 7. Juni 1739 meldet er demselben Korrespondenten, ein guter Freund habe von dem portugiesischen Minister in Rom, P. Evora, die Ursache erfahren, „warum insonderheit bei der hohen Geistlichkeit und andern gelehrten Theologis" — wie er schreibt — „meine Philosophie in Italien in so großes Ansehen komme... Es wäre nämlich durch die principia der heutigen berühmten Engländer der Materialismus und Skeptizismus in Italien überall gewaltig eingerissen. Man hätte sich nicht im stande gefunden, aus der scholastischen Philosophie demselben zu begegnen. Daher hätte man sich mit Macht auf meine Philosophie legen müssen, weil man darinnen die Waffen gefunden, dadurch man diese Monstra bestreiten und besiegen kann"[2]) Gottscheds sprachregelnde Bemühungen hatten ihm auch in katholischen Kreisen einigen Einfluß verschafft, der unter diesen Umständen zugleich für die Ausbreitung der Wolfschen Philosophie fruchtbar werden mußte. So wird er unter anderm zum Vermittler eines neuen lateinischen Lehrbuchs der Logik, das ein Benediktinermönch in Kempten wesentlich nach Wolfs Grundsätzen verfaßt hatte, an den Meister.[3]) Nicht überall war man, besonders im niedern katholischen Klerus, schlau

---

1) Ähnliches über einen holländischen Schuhmacher s Wuttke S. 184 flg. Eine Satire gegen die Wolfianer führt denn auch den Titel: „Der nach mathematischer Methode, als der allerbesten, neuesten und natürlichsten, getreulich unterrichtete Schustergeselle", verfaßt von Chr. Hecht.

2) Vergl. schon Wuttke S. 177.

3) Siehe Manteuffels Brief an Wolf vom 24. Oktober 1747.

genug, die furchtbare Waffe, welche der klügelnde Verstand geschmiedet, wider ihn selbst behutsam zu verwenden, ohne dem Waffenmeister plump ins Gesicht zu schlagen und dadurch sich des Scheins zu begeben, als kämpfe man im Namen der Vernunft gegen den Unsinn und die Raserei. Solche Verhältnisse an einer für Gottsched entscheidenden Stelle spiegelt Manteuffels Äußerung an Wolf vom 10. Mai 1746: der Bischof von Krakau scheine zu beabsichtigen, „de faire goûter votre philosophie au barbare clergé polonais. Ces idiots n'oseront plus grouiller contre ce dessein, dès qu'il pourra les convaincre par les exemplaires de Vérone (der dortigen Ausgabe, die Wolf dem Bischof übermittelt) que ceux-ci ont été imprimés avec l'approbation des P. P. Inquisiteurs."

Wie feindlich sich die evangelische Geistlichkeit, besonders die pietistische, zu Wolf stellte, beweisen zur Genüge die Vorgänge, welche mit seiner Vertreibung aus Halle zusammenhängen. Entfernten sich doch die Hallenser Theologen wesentlich nach der entgegengesetzten Seite von der „reinen und unverfälschten Lehre". Mit höchst bezeichnenden Worten bittet einmal (6. März 1731) der Ostpreuße D. M. Georgi, stud. phil. et theol. daselbst, Gottsched als seinen Oheim um Rat zur Wahl einer anderen Universität, da die Hallenser Lehrer meist „mit Enthusiasten und allerhand Schwärmern eine genaue Verbindung" hätten. Auch nach Wolfs Rückberufung wollen die Verdächtigungen nicht schweigen. Hallenser Studenten streuten an anderen Universitäten aus, Wolf spotte in jeder Vorlesung über die Religion und die Bibel.[1]) Und doch wußte die ganze Wolffsche Schule ihre absprechende „Aufklärung", ihre vornehme Verachtung aller theologischen Beschränktheit mit konventionellem Entsetzen vor „Naturalisten, Atheisten und Spinozisten" in widerlicher Aufdringlichkeit zu vereinen![2]) Wir treffen in dieser Zeit und auch in diesem Kreise alles eher als Charaktergröße. Im Gottschedschen Briefwechsel wird als Grundsatz der Theologen oft genug bezeichnet: „Schreibst, schreibst, daß Du bei der Pfarre bleibst!" Wie selten freilich mögen die Zeiten sein, wo die Vorsicht nicht als besserer Teil der Tapferkeit gilt!

Wenigstens fühlte Wolf, was not that. „Mit Konfiszieren, Widerlegen, Verbannen", meint er sarkastisch,[3]) wird dem Übel wohl nicht gesteuert werden. Wenn nicht die Jugend in Schulen und auf Universitäten gründlicher unterrichtet wird, und die Alten den Jungen, insonderheit auch die Herren Geistlichen mit besserem Exempel der Gemeinde vorgehen, als meistenteils geschiehet, wird das andre wohl alles vergeblich sein.

---

1) Manteuffel an Wolf 10. Mai 1743.

2) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 428.

3) An Manteuffel 2. Januar 1748.

Die alten Sinesen[1]) hielten das Exempel der Großen und Gewaltigen vor das kräftigste Mittel, die Unterthanen zum Guten zu verbinden, und das gemeine Sprichwort: Wie der Wirt, so beschert Gott die Gäste, führet wohl ein gleiches im Munde. Wer will aber die reformieren?" Nun fehlte es Wolf nicht an fürstlichen Gönnern; indessen blieb zunächst, im Gegensatz zur zweiten Jahrhunderthälfte, ihr Interesse — wenn man etwa von Friedrich dem Großen absieht — eine bloße Liebhaberei ohne ernste Vertiefung oder gar praktische Konsequenzen für ihre Regierungshandlungen. „Es herrschet noch immer die alte Meinung unter den Großen dieser Welt, die zu den Zeiten des Euclidis dieselbe hatten, daß sie wohl gerne Wissenschaft erlangen möchten, wenn nur ein besonderer Weg dazu zu gelangen wäre, der ihnen nicht Mühe kostete. Allein es bleibet auch die Antwort wahr, die Euclides dem Ptolomaeo gab: Non datur via regia ad scientiam."[2]) Graf Manteuffel, selbst früher Minister, ist denn auch Philosoph genug, freiere Verfassungszustände zu fordern:[3]) „Je crois même avoir trouvé la source de tant de maux, et je suis persuadé, à mon tour, que vous me donnerez raison. C'est que la plupart des souverains d'aujourd'hui prétendent de gouverner leurs états arbitrairement et sans conseils. C'est ce qui leur fait ignorer et mépriser la Vérité et les règles du bon-sens. Hinc illae lacrimae." Doch das waren vertraute Geständnisse; in der Öffentlichkeit gab man sich, namentlich gerade gegenüber den eigenen fürstlichen Gönnern, devot bis zum Ersterben und war es ganz zufrieden, wenn die gekrönten Freunde gegen die Feinde der Vernunft jene Toleranz außer acht ließen, welche die Bekenner des „gesunden Menschenverstandes" doch selbst so ausgiebig forderten. Auf welche unschöne Verfolgungssucht des selbst einst so hart Verfolgten, und gleichzeitig auf welchen rohen Humor des Roi-Philosophe lassen uns Wolfs Äußerungen über ein Gewitter schließen, das sich über des jüngeren Francke[4]) Haupt zu entladen drohte. Am 8. März 1745 schreibt Wolf an Manteuffel: „Daß Se. Königl. Maj. an die Universität allergnädigst (!!) rescribieret, der Prof. Francke solle in die Komödie gehen und von den Komödianten sich ein Attestatum geben lassen, wie er solches verrichtet, und dasselbe an hohem Orte einzusenden (so!), wird Ihres Orts vielleicht schon bekannt sein". Und

---

1) D. i. Chinesen. — Wolfs Rede bei Ablegung des Prorektorats „De Sinarum philosophia practica" (1721) bildete bekanntlich den wesentlichsten Stein des Anstoßes für die Hallenser Pietisten.

2) Wolf an Manteuffel 14. September 1748.

3) An Wolf 10. Februar 1745.

4) Schon als Kronprinz hatte Friedrich ihm seine Abneigung unzweideutig kundgegeben. — Vergl. Allgem. Deutsche Biographie: Gotthelf August Francke.

nun setzt er nach sechs Tagen hinzu, des Königs Befehl geschehe „zum besten der Vernünftigen Welt, und zum Exempel der Pharisäischen Pfaffen ... Die Prediger lassen ihren Eifer allzu weit gehen und lermen auf der Kanzel über Sachen, von denen sie wohl mit mehrer Moderation reden könnten, wenn sie ja vermeinten, im Gewissen verbunden zu sein, davon zu reden." Francke verlange, daß die Universität sich seiner annehme. „Ich glaube aber nicht, daß solches geschehen wird; wenigstens werde ich nicht darein willigen, sondern vielmehr dagegen protestieren." Sein gräflicher Korrespondent beschämt hier den Philosophen (am 25.) durch die Gegenäußerung, daß in einer großen Leipziger Gesellschaft viele verlangt hätten, die Universität Halle müsse sich Franckes annehmen, und — wenn dies Vorgehen erfolglos bliebe — „l'aller accompagner en corps à ce spectacle, plutôt que d'abandonner un confrère si indignement ridiculisé." Zum Glück meldet Wolf noch am gleichen Tage von einem neuen Reskript, wonach Francke mit einer Buße von 20 Thalern in die Armenkasse davonkommen solle. —

Überhaupt fühlte sich Christian Wolf mehr in der Rolle eines „Lehrers des Menschengeschlechts" — als „professor universi generis humani" gelobte er bei seiner Rückberufung nach Halle künftig wirken zu wollen —, eines Verkünders der Wahrheit und praktischen Glückseligkeitslehre, als daß er für deren Bethätigung und Verbreitung im einzelnen fähig gewesen wäre. An werbender Kraft, an agitatorischer Wirkung für die Aufklärung muß man ihm einen Mann wie Thomasius voranstellen. Auch verzichtet dieser auf das Medium fürstlicher Machtmittel zur Verbreitung der freieren Ideen; er wendet sich an die Individuen, an jeden einzelnen im gebildeten Bürgertum, namentlich durch seine Zeitschriften, um den Aberglauben und die scholastische Wissenschaft zu stürzen und einer innigen Fühlung des Gelehrtentums mit dem Leben Bahn zu brechen.[1]) So thut er den folgenschweren Schritt, die Muttersprache nicht nur an der Universität, sondern auch in die Zeitschriften einzuführen, wodurch er eine Entwickelung eröffnet, in welcher als eins der bedeutsamsten Glieder unser Gottsched zu nennen ist. Bekämpfte Thomasius doch auch in der Lateinsprache zugleich die Scholastik der Wissenschaft zu Gunsten enger Fühlung der Gelehrten mit dem Volke und dessen Bildungsbedürfnissen! „Die Reformation ist begonnen, aber noch nicht vollendet, und ist standhaft fortzusetzen" — diese Überzeugung hat er in weiten Kreisen zu wecken gewußt.[2]) Dadurch kam Fluß in die geistige Bewegung, die sonst leicht in Wolfs Formalismus erstickt wäre. Man sah ein festes Ziel, oder doch einen

1) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 383 flg. u. 360 flg.

2) Vergl. Richard Treitschke: Burkhard Mencke, S. 8.

festen Anknüpfungspunkt; mit doppelter Kampflust und Siegeszuversicht richtete die neu entfachte philosophische Bewegung ihren Ansturm gegen religiöse und wissenschaftliche Verknöcherung.

So erweiterte die Vernunft unwiderstehlich nach allen Seiten ihr Reich. Verstand! und Wahrheit! werden zu Schlagworten, über alle geistigen Gebiete übt der Intellekt nun eine rigorose Herrschaft aus. Die arme Muse der Dichtkunst mußte sich zu sprunghaften Belustigungen des Verstandes und Witzes bequemen, die Hohepriesterin sollte der Göttin der Vernunft opfern. Nur rang neben diesem Rationalismus unbeirrt der Pietismus um die Geister. Nachdem dieser im Kampf gegen die Orthodoxie seine reformatorische Mission erfüllt, wandte er sich im einmal entfachten Eifer und Herrschgelüst gegen den Rationalismus: nicht nur die Glaubensinnigkeit stritt mit der Verstandesaufklärung, auch die Idee des Jammerthals mit der der besten Welt, die Weltflucht mit der Weltfreude Wie sie sich an einander maßen, gewann da der eine, dort der andere Teil einen Vorsprung. Die eigentliche Physiognomie drückte der Zeit aber doch entschieden der Rationalismus auf.

Beherrschte dieser nun auch noch während der zweiten Jahrhunderthälfte und selbst über sie hinaus weite Gebiete, so meldet sich doch im Laufe der vierziger Jahre immer ungestümer ein neuer Gast, der, zunächst als Kranker um Schonung flehend, sich in das Haus der weisen Mutter Aufklärung selbst einschlich, um alsbald seine ansteckende Krankheit weithin zu verbreiten. Der arme Kranke nannte sich „Herr Hypochonder",[1]) — und die Aufklärung, die sonst für alles Irdische und Überirdische ihre Formel und ihr Rezept bereit hielt, wußte keinen Rat: denn das Übel steckte nicht im Verstande. Und als die Zeit um ein Menschenalter vorgerückt war, nannte man die Krankheit Empfindsamkeit, und der große Doktor Goethe fand die rechte Medizin: keineswegs in Vernichtung, sondern in Ergänzung der Empfindungsfülle durch ein Leben der That. Verstand — Empfindung — That: diese drei Stationen hat das deutsche Leben in den letzten beiden Jahrhunderten durchlaufen. Herrliches haben alle drei auf ihrem Boden unserem Volke neu errungen; und so einseitig es wäre, heute in unserem Leben nichts als Materialismus sehen zu wollen, so unhistorisch wäre es, dem vorigen Jahrhundert erst seinen Verstandesdünkel, dann seine Sentimentalität vorzurücken.

So spinnt sich denn auch die Macht des Herzens schon vor der Mitte des Jahrhunderts an, so bricht das lange verhaltene Gefühl des

1) Man gestatte mir, den von Anastasius Grün geprägten Ausdruck hier zu verwenden.

deutschen Volkes in ungeregelter Gewalt hervor.[1]) Wir müßten uns nur erinnern, wie noch im Laufe der vierziger Jahre Gellert über seinen Lehrer Gottsched hinauswächst, um zu verstehen, zwischen welche Bewegungen dieser unser Mann eingekeilt war. Man weiß, daß dem guten Gellert die Klage über sein malum hypochondriacum fast wie ein stereotyper Briefschluß anhaftete. Aber — um von zahlreichen anderen Beispielen zu schweigen — es gab im Heerlager der Aufklärung noch einen anderen Mann, dessen ähnliche Qualen uns schlaglichtartig den Weg in die empfindungsschwangere Geniezeit erhellen. Wer in den Briefmassen, die an Gottsched, Manteuffel oder Wolf gerichtet werden, weitaus am meisten über das neue Mode-Übel klagt, ist kein geringerer als — der nachmalige Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, der Vater von Werthers Urbild. Übrigens gipfeln seine Leiden um die Zeit von Karl Wilhelm Jerusalems Geburt. — Auch ist der Abt über Gespensterfurcht nicht ganz erhaben.[2]) Schon früher sogar war Wolfs eigenes Haus „infiziert". Am 3. Februar 1745 klagt er dem gräflichen Korrespondenten sein Leid: sein Sohn habe einen Anstoß vom malo hypochondriaco und sei „deswegen ganz melancholisch". Gellerts Kur wird bereits hier angewandt; „er hat sich" — schreibt der Vater unterm 8. März ebenfalls an Manteuffel — „auch ein Reitpferd angekauft, um [sich die] nötige Bewegung zu verschaffen, als wodurch der Herr Cramer, der einen starken Anfall von dem malo hypochondriaco hatte, sich am meisten conservieret."

Mit einem Worte: das jüngere Geschlecht — auch der Abt Jerusalem war schon aus Gottscheds Schülerkreis hervorgegangen — bahnt den Übergang aus der selbstgenügsamen Verstandeswelt in eine melancholische Gefühlswelt. All jene Leipziger Studenten, welche sich in den vierziger Jahren zur Herausgabe der „Bremer Beiträge" vereinten, pflegten sich schwärmerisch mit Umarmung und Kuß zu begrüßen. — Neben den

---

1) „Wir wissen gar nicht, wieviel des Großen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurzelt!" sagte mir oft unserer Wissenschaft alter Waffenmeister Hildebrand, der auch mich das Fechten gelehrt hat. Und nachdrücklich setzte er einmal hinzu: „Auch Bernays hat mir gestanden, daß er stets eine besondre Vorliebe für diese Zeit gehabt".

2) Wolf meldet an Manteuffel 7. September 1747, der Herzog von Braunschweig habe ihm erzählt, daß Jerusalem „von dem malo hypochondriaco sehr inkommodiert würde." Jerusalem selbst an Gottsched wiederholt 1746 und 1747 ähnlich; am 12. Januar 1747 jammert er über Hypochondrie und Zittern; am 10. April 1747 — gleichzeitig mit der Anzeige von Geburt seines Sohnes — über seinen „alten Feind", die Hypochondrie, sowie über Gespensterfurcht. Man denke an sein schwankendes Verhalten, als der Professor der Mathematik und Physik Johann Ludwig Oeder im Braunschweiger Carolinum ein Gespenst gesehen haben wollte. Manteuffel macht deshalb dem Abt wiederholt ernste Vorhaltungen, besonders am 18. Mai 1747.

Jünglingen waren es die Frauen, welche aus dem nüchternen Reich des Verstandes und Witzes herausdrängten. Mußte doch Gottsched kopfschüttelnd beobachten, wie merkwürdig seine eigene „geschickte Freundin" den Mondschein liebte, welcher „ihr viel reizender, als das gar zu helle Sonnenlicht vorkam";[1]) und als sie sich gar auf der Fahrt nach Dresden einst von der lieblichen Meißener Landschaft zu einem Entzückensruf hinreißen ließ – sie meinte nur: „Mit welcher Ruhe und Vergnügen muß man hier arbeiten können!" — da hielt es Se. Magnifizenz, der eben durch die Landtagsverhandlung aus der Studierstube gerissen war, denn doch für angezeigt, nachdrücklich zu betonen, wieviel Behinderungen man bei so vielen Gegenständen, die das Auge reizen, auch ausgesetzt sei! Und die Gute sah ein, daß es sich in Leipzig auf dem Sperlingsberge — in dessen Nähe ein und dasselbe Haus Gottscheds Schreib- und Druckfabrik barg — ruhiger und ungestörter arbeiten läßt, als auf irgend einem der geringsten Weinberge in jener reizenden Gegend.[2]) Frau Gottsched weinte in ihren letzten Lebensjahren nicht nur über die Niederlagen ihres Mannes im Reiche Apolls und über seine Siege in Venus' Reich, sondern hauptsächlich über die allgemeine Not und die Kriegsdrangsale so vieler Unschuldigen „unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen".[3]) Vergebens verordneten die Ärzte zur Heilung ihrer „Hypochondrie", daß sie ihren Mann ins Bad begleite.[4]) Gottsched selbst mußte „das Karlsbad" aufsuchen. Schalkhaft bemerkt seine Frau, sie habe ihn niemals frömmer gesehen, als da er das Podagra hatte[5]). — Gleichen Kummer wie an seiner Frau erlebte Gottsched nach dieser Richtung an seiner Lieblingsnichte und Pflegetochter Victorine Grohmann: „Daß Ihre Freude", schreibt er ihr am 6. März 1765[6]), „sich immer mit Thränen ausdrücket, ist eine neue Mode. Lachen muß man dabei!" Ja, eine neue Mode war es, mochten die Vertreter der Vernunft noch so eindringlich predigen, daß es unvernünftig sei, vor Freude zu weinen, statt zu lachen, wie es der Logik entsprach!

Von ganz andern Leiden, als sie das junge Geschlecht heimsuchten, senden einen Posttag um den andern Christian Wolf und Graf Manteuffel einander Bulletins zu. Auch sie plagt die Krankheit der Männer von

1) Leben der Frau Gottsched von ihrem Manne, in ihren „Kleineren Gedichten".

2) Briefe der Frau Gottsched I, 272 flg.

3) Ebd. II, 167 flg.

4) Ebd. I, 349.

5) Ebd. II, 152.

6) Handschriftlich im Sonderbriefwechsel mit dieser Nichte (Leipziger Universitäts-Bibliothek).

Welt: das Podagra, in Verbindung mit Kolik. Dies Stöhnen der alten Lebemänner, welche ihre Tage mit Weltklugheit genossen hatten, mischt sich mit den Seufzern des jungen Geschlechts, dessen Gefühlsaufschwung sich an den Schranken der nüchternen Verstandeswelt brach, um die Mitte des Jahrhunderts zu einem gar eigenartigen Klang.

b) 1714 wurde der vierzehnjährige Johann Christoph Gottsched an der Universität Königsberg immatrikuliert. Der Vater, ein milder, verständiger Mann, hatte ihn im nahen Pfarrhause Juditten in allen Wissenschaften vorgebildet. Er bestimmte ihn zum Studium der Theologie, unsern Johann Christoph zog es indes mehr zu den philosophischen Fächern.[1]) Dieses Hinstreben von der ältesten zur jüngsten Fakultät ist typisch für seine Lebensrichtung geworden. Er entwuchs dem Banne der Tradition. Der rohe Backsteinbau der heimatlichen Kirche, einer der ältesten des Landes, gemahnte an die blutige Einführung des Christentums in Preußen, an die Zeiten, da den ersten Christen des Ordenslandes ihre Kirche zugleich als Schutzwall gegen feindliche Überfälle dienen mußte. Sie mag thatsächlich bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen, war wohl der heiligen Jutta geweiht, die ungefähr gleichzeitig mit dem Deutschen Orden nach Preußen gekommen sein soll. „Juditten-Kirch“ war lange ein beliebter Wallfahrtsort.[2]) Aber nicht zu historischer Beschaulichkeit neigt dieser Stamm. In dem Ostpreußen ist jener Trieb zu rein verstandesklarer Auffassung und zu praktischer Thätigkeit, wie wir ihn an unserer platten Seeküste finden, besonders scharf ausgeprägt. Für die Reformation war hier ein guter Boden; ja, die theologischen Kämpfe des 16. Jahrhunderts fanden überhaupt hier in den weitesten Kreisen einen leidenschaftlichen Widerhall. Als der damalige Königsberger Gottesgelehrte Tilemann Heshusius die Meinung verfocht, daß Christi Fleisch in abstracto anzubeten sei, während der Bischof Wigand von Pomesan an der konkreten Anbetung festgehalten wissen wollte, erregte der sich entspinnende Streit dermaßen die Gemüter, daß auch die Ungelehrten daran teilnahmen und selbst die Mägde auf dem Fischmarkte, wenn sie einander schelten und schimpfen wollten, sich wechselsweise konkretische und abstraktische Huren riefen.[3]) An der Universität gab es fortgesetzt philosophisch-theologische Kämpfe. Leibniz nennt noch in der „Theodicee“ den Königsberger Philosophen Dreyer (1610—1688) in Ehren: es war dies ein starker Peripatetiker, der als die wahre Meta-

1) Vergl. Johannes Reicke: Zu Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität, S. 4 flg.

2) Vergl. Hartknoch: Preußische Kirchen-Historia, S. 192 flg.

3) Siehe Hartknoch: Preußische Kirchen-Historia, S. 458 flg., und Gottscheds Anmerkungen in der deutschen Ausgabe von Bayles Wörterbuch II, 805 u. IV, 54.

physik, die Aristoteles gesucht, die Theologie bezeichnet,[1]) aber in der synkretistischen Bewegung eine Rolle gespielt hat. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts standen sich in Königsberg die schroffen Lutheraner unter Myslentas Führung und die vom Großen Kurfürsten wohlgelittenen Anhänger der vermittelnden Lehre Calixts in scharfer Fehde gegenüber.

Doch aus den Banden des Aristoteles galt es nunmehr die deutsche Philosophie zu emanizipieren. Der Stagirit herrschte im Verein mit den Scholastikern auf den lutherischen Universitäten. Unter ihrem Einfluß stand zunächst der junge Leibniz, um bald durch Descartes, Bacon, Kepler, Galilei für eine empirischere Forschungsweise gewonnen zu werden.[2]) Unter ihrem, des Aristoteles und der Scholastiker, Einfluß stand nun auch Studiosus Gottsched; waltete doch diese Art Eklektizismus in Königsberg 1714 noch immer vor.[3]) Als Aristoteliker sind besonders bekannt Prof. Rohde, dessen collegium poeticum Gottsched gleich am Beginn seines Studiums hörte; Prof. Böse, sein Lehrer in der alten Philosophie; sowie Dr. Gregorovius, an dessen Vorlesungen über praktische Philosophie er teilnahm; auch der Physiker Prof. Chr. Gabriel Fischer war während Gottscheds Studienzeit (bis 1721) noch entschiedener Gegner Wolfs; erst nachher bekundete er sich als leidenschaftlicher Parteigänger des neuen Philosophen.[4]) Indessen kann der Aristotelismus in Königsberg um diese Zeit keinen eigentlichen Terrorismus ausgeübt haben. Rühmt doch Gottsched selbst, im Gegensatz zu dem Zwang philosophischer Schulen, seiner heimatlichen Hochschule nach:[5]) „Mich hat in meinen akademischen Jahren die große Freiheit zu philosophieren, die auf der Königsbergischen Universität damals herrschete, vor einer so sklavischen Art zu denken und zu lehren in Sicherheit gesetzet. Nachdem ich im Jahre 1714 und 1715 die Aristotelische Philosophie nach allen ihren Teilen durchgehört hatte, fing ich die Cartesianische an zu hören und die Mathematik damit zu verbinden. Diese gab mir nun, sonderlich in der Physik, anfänglich ein völliges Vergnügen, und ich dachte Wunder wieviel ich von der Natur

1) Siehe deutsche Übersetzung, 5. Auflage, herausgegeben von Gottsched, S. 361, mit Gottscheds Fußnote. — Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie und Hartknoch S. 603 flg.

2) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 246 flg.

3) Siehe Gottscheds Vorreden zur 1. Auflage des I. Teils, sowie zur 6. und 7. Auflage des II. Teils der „Weltweisheit", ferner seine Lobschrift des Freiherrn v. Wolf, S. 85. — Vergl. B. Erdmann a. a. O., S. 13 flg. und J. Reicke a. a. O., S. 5 flg. — Auf die Vorrede zur Weltweisheit II⁷ als Quellenschrift verweise ich bereits Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte IV, 393; später J. Reicke a. a. O

4) Siehe Gottsched: Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica, cap. I, S. 30 flg. — Vergl auch B. Erdmann a. a. O. S. 19.

5) In der Vorrede zur Weltweisheit I¹.

wüßte: bis ich aus des P. Daniels Voyage du Monde de Descartes[1]) und aus Clerici philosophischen Werken[2]) unzählige Schwierigkeiten einsehen lernte, die man aus dieses Weltweisen Grundsätzen nicht auflösen konnte.[3]) Ich suchte darauf in Sturms[4]) und Scheuchzers[5]) Schriften Trost zu finden; sahe aber, daß ich nirgends sattsame Gewißheit fand." Nachdem er so in charakteristischer Weise ausgesprochen, was er und mit ihm seine Zeit in der Philosophie suchte — sattsame Gewißheit! — fährt Gottsched fort: „Dabei lernte ich unzählige Schriften berühmter Weltweisen aus Frankreich, Holland und Engelland kennen, die mir meine peripatetische und Cartesianische Lehrer niemals genennet hatten. Ich geriet auch über Lockes Werk vom menschlichen Verstande, nach der lateinischen Übersetzung, und setzte nachmals in der praktischen Philosophie mein Vertrauen auf die Thomasischen Schriften, darüber ich größtenteils ordentliche Collegia gehöret.[6]) Daß ich auch außer denen Puffendorfs, Grotii, Geulings, Philarets[7]) und andere dahin gehörige Sachen gelesen, will ich nicht einmal gedenken. Und bei aller dieser Vermengung so verschiedener Ideen und Grundsätze wußte ich endlich selbst nicht, wohin ich gehörte; konnte mich auch vielmals nicht entschließen, mit wessen Meinungen ich es halten sollte." Das Bild, das sich uns mit alledem von der geistigen Physiognomie des jungen Gottsched darbietet, ist — wenn wir den Dingen unbefangen auf den Grund sehen — doch vorwiegend recht erfreulich. Gewiß dürfen wir nicht verkennen, daß sich schon hier jene unhistorische Voraussetzung kundgiebt, die sich auf diesem wie allen anderen Thätigkeitsfeldern des betriebsamen Mannes bitter gerächt hat, daß nämlich die Wahrheit nur eine, daß sie mit mathe-

---

1) Travestie des als romanhaft gekennzeichneten Cartesianischen Weltsystems.

2) Johannes Clericus (1657—1736), Professor der Philosophie in Amsterdam, hatte besonders stark betont, daß die Spekulation über Dinge, die jenseits der menschlichen Erkenntnis liegen, unentrinnbar in Irrtümer verstrickt. Er hatte am Streit gegen Bayles Skeptizismus indes teilgenommen. Thomasius gab einige Abhandlungen von ihm deutsch heraus.

3) Ebenso Dubia circa Monades Leibnitianas § 4.

4) Joh. Chph. Sturm 1635—1703. — Er hörte die Mathematik über Sturms Tabellen und Mathesin Juvenilem, — s. Lobschrift des Freiherrn v. Wolf S. 85.

5) Joh. Jak. Scheuchzer, Mathematiker, Philosoph und Mediziner, Schüler Sturms, 1672—1733.

6) Die Sittenlehre und das Recht der Natur von Thomasius hörte er erklären, — s. Lobschrift des Freiherrn v. Wolf S. 85.

7) Also die vorgeschrittensten Geister auf dem Gebiete des Staatsrechts wie der systematischen Philosophie. — Philaret pseud. häufig, hier wohl für Joachim Moersius. Vergl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller von Schröder und Klose, V, 319 flg.

matischer Gewißheit nachweisbar und daß sie zu einer bestimmten Zeit im Schwange, zu allen Zeiten vorher dagegen verfehlt sei. Aber in welch ehrendem Maße erweist sich der junge Gottsched als ein Suchender und Ringender! Es klingt ja freilich wie Blasphemie, einen Gottsched zum Inbegriff des höchsten Strebens in Beziehung zu setzen; und doch, wenn wir gar noch das Geständnis lesen[1]), daß er neben all diesen philosophischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und juristischen Schriften auch die Theologie „mit allem Fleiße studiret", könnten wir uns fast versucht fühlen, von einem gewissen Faustischen Ringen, von einem heißen Bemühn auf allen Wissensgebieten, in Verbindung mit dem verzweifelten Gefühl der Unzulänglichkeit, zu sprechen. Die Art, wie sich ihm der damalige Aristotelismus darbot, war für Gottsched nicht deutlich genug: ging diese Richtung doch an Problemen der neueren Philosophie teils achtlos vorüber, teils suchte sie dieselben sophistisch zu lösen. Descartes begann wenigstens aus deutlichen Begriffen zu philosophieren und meinte dadurch die Weltweisheit auf den Fuß der mathematischen Wissenschaften zu setzen. Jedoch hielt er sich für Gottsched nicht umfassend genug innerhalb der reinen Vernunft; die unaufhörlichen Wunderwerke Gottes, ohne die Descartes nirgends recht auskam, störten unsern jungen Ostpreußen. Da hatte der Franzose die Wahrheit der Sinnesempfindung aus der Güte Gottes hergeleitet, die uns — wie Gottsched diese Auffassung wiedergiebt — nimmermehr in solche Irrtümer durch unsere Empfindungen stürzen würde, daraus wir uns nicht würden helfen können. Da war der Willen Gottes als Urheber der jedesmaligen Wechselwirkung der seelischen Gedanken und körperlichen Bewegungen hingestellt.[2]) Genug, die gesuchte Gewißheit, die Nötigung für den Verstand, hatte Gottsched auch im Descartes nicht gefunden.

Endlich trat das große Ereignis in Gottscheds Leben ein: die Bekanntschaft mit der Leibniz-Wolffschen Philosophie. Hören wir zunächst Gottsched selbst darüber, obgleich wir an seiner Überlieferung werden Kritik üben müssen. 1733 schreibt er:[3]) „Endlich bekam ich durch des sel. Prof. Rasten in Königsberg Explicationem Leibnitianam mutationum Barometri in tempestatibus pluviis, contra Desagulieri dubitationes assertam, welche Dissertation ich 1719 verteidigen half, eine unverhoffte Gelegenheit, auf dieses großen Mannes Schriften zu geraten. Ich las dessen Theodicee mit unbeschreiblichem Vergnügen, weil ich hundert Skrupel darin aufgelöset fand, die mich in allerlei Materien beunruhiget hatten. Ich

1) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
2) Weltweisheit I¹, 305 flg. u. 58 flg.
3) Vorrede zur Weltweisheit I¹.

lernte aber zu gleicher Zeit auch Herrn Hofrat Wolfs Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen kennen. Hier ging mirs nun wie einem, der aus einem wilden Meere widerwärtiger Meinungen in einen sichern Hafen einläuft und nach vielem Wallen und Schweben endlich auf ein festes Land zu stehen kommt. Hier fand ich diejenige Gewißheit, so ich vorhin allenthalben vergeblich gesucht hatte. Und ungeachtet ich niemanden hatte, der mir darüber gelesen hätte: so begriff ich doch durch meinen Fleiß und eigenes Nachsinnen sehr wohl, wie große Vorzüge diese Art, die Weltweisheit abzuhandeln, vor allen andern hätte, die mir bis dahin bekannt geworden." Auch später, schließt Gottsched dieses Bekenntnis, habe er in Schriften anderer Philosophen nirgends eine gleiche Ordnung und Gründlichkeit wie bei Wolf gefunden. — Mancherlei Ergänzungen, anscheinend nicht ohne Abweichungen, bietet ein um ganze 22 Jahre späteres Selbstgeständnis unseres philosophisch so lebhaft interessierten Mannes.[1]) Nun erwähnt er, daß er die Mathematik nicht nur über Sturm, sondern „auch Herrn Wolfs Anfangsgründe zweimal gehöret", um dann fortzufahren: „Auf Veranlassung des sel. Prof. Rasts aber, unter welchem ich 1719 de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis disputiert hatte, las ich 1720 die Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen; zu einer Zeit, da ich eben mit Leibnizens Theodicee beschäftiget war, der zu Liebe ich französisch gelernet hatte. So voll aber mein Kopf schon von philosophischen Meinungen war, so ein starkes Licht ging mir aus diesen beiden letzten Büchern auf einmal auf. Alle meine Zweifel, womit ich mich vorhin gequälet hatte, löseten sich allmählich auf. Ich hub an, Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war. Es war also kein Wunder, daß ich auch in denen Abhandlungen, womit ich mir sowohl in Königsberg 1723 als hier in Leipzig 1724 das Recht, Vorlesungen zu halten, erwarb, mich als einen Lehrling des Herrn Hofrat Wolfs zeigte; ungeachtet ich weder ihn selbst, noch einen seiner Schüler jemals gehöret hatte." — Nehmen wir hinzu, daß schon vor 1719 oder gar 1720 zwei akademische Lehrer, M. Michael Lilienthal und M. Johann Heinrich Kreuschner, an der Universität wirkten, denen Gottsched besonders nahetrat, und deren erster in persönliche Beziehung zu Leibniz gekommen war, während der letztere direkt als Wolfianer bezeichnet werden darf, so wird der Knäuel von Widersprüchen schier unentwirrbar.

Eine wesentliche Handhabe zur Auflösung bietet eine Elegie, welche Gottsched 1730 „Über den frühzeitigen Hintritt Herr M. Joh. Heinr.

1) Lobschrift des Freiherrn v. Wolf a. a. O.

Kreuschners, Predigers zu Königsberg," verfertigte.[1]) Darin rühmt er den Verstorbenen, den er seinen Lehrer nennt, als fortreißenden Prediger und charakterisiert ihn folgendermaßen:

„Da war kein frostig Spiel weit hergesuchter Sprüche,
Da war kein leerer Schall, dem Geist und Nachdruck fehlt;
Kein thörichter Gebrauch vermeinter Rednerschliche...
Nein! lauter Geist und Kraft, ein philosophisch Wesen...
Das macht, er hatte sich in allen Weisheitslehren
Der richtigsten Vernunft bei Zeiten festgesetzt;
Und wußte Gottes Wort, als Priester, so zu ehren,
Daß Glauben und Natur einander nie verletzt.
Komm wieder, schöne Zeit! kommt wieder, süße Stunden!
Da meine Jugend noch zu seinen Füßen saß;
Da ich in Kreuschners Mund die Süßigkeit gefunden,
Darüber ich entzückt mich selber oft vergaß.
Komm wieder, schöne Zeit! da ich zu halben Tagen
Besonders bei ihm war und seine Huld gewann;
Ihm oft mein ganzes Herz vertraulich vorgetragen,
Dergleichen sich von mir sonst niemand rühmen kann.
Er selber hat sich oft auch gegen mich erkläret,
Mir seine Wissenschaft und Einsicht mitgeteilt...
Zehn Jahre sind es itzt, da solches angefangen;
Vier ganzer Jahre lang hat dies mein Glück gewährt."

Hieraus ist zunächst festgestellt, daß Kreuschner, obgleich er gerade nur 1717—1720 an der Universität dozierte, erst zehn Jahre vor 1730 und vier Jahre vor Gottscheds Flucht aus Königsberg, was beides auf das Jahr 1720 deutet, unsern Jüngling näher an sich zog, eben zu der Zeit, als Kreuschner an der Domkirche Diakonus wurde. Auffallend genug, gruppieren sich nun die Thatsachen in folgender Reihe: Gottsched gehört zu den „auf dem Collegio logierenden Studiosis",[2]) welche bis 1715 als Subinspektor M. Michael Lilienthal beaufsichtigt; obgleich dieser 1711 in die Berliner Akademie aufgenommen und sogar von Leibniz „besonders distinguieret wurde",[3]) vermittelt er dem jungen Gottsched nicht die Bekanntschaft mit der Leibnizschen Philosophie. 1717—1720 trägt Kreuschner als erster in Königsberg die Wolffsche Philosophie vor;[4]) aber erst 1720 schließt sich Gottsched an ihn an. Vor diesem Jahre hat unser Student schon Vorlesungen über Wolfs „Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften" gehört, ebenfalls ohne auf das Leibniz-Wolffsche System

1) Gottscheds Gedichte, herausgegeben von Schwabe, S. 448 flg.

2) Belegt durch handschriftlichen Brief von J. Birckholtze (Arnswalde i. Neumark, 17. Mai 1741) an Gottsched: „Anno 1718—1720 logierte ich auf dem Collegio sub Lit. L und Ew. Hochedeln sub Lit. K."

3) Vergl. J. Reicke S. 9

4) Vergl. B. Erdmann S. 16.

tiefer hingelenkt zu werden. Erst gegen Ende seiner Studienzeit vermittelt ihm der Mathematiker Prof. Bläsing[1]) die Bekanntschaft mit Leibniz' Theodicee; fast gleichzeitig weist ihn George Heinrich Rast, durch den schon nach anderer Hinsicht Leibniz in seinen Interessenkreis geführt war, auf Wolfs Metaphysik hin; und nun ist der Jüngling mit einem Schlage durch die bloße Lektüre, ohne nun noch Vorlesungen über das neue System zu hören, für dasselbe gewonnen.

George Heinrich Rast[2]) war als Sohn des Professors der Medizin George Rast 1695 in Königsberg geboren. Er bildete sich für die mathematischen Fächer besonders unter Professor Bläsing, unter dessen Präsidium er 1716 „De linea meridiana“ disputiert. Noch im gleichen Jahre begann Rast nach der vom 17. Jahrhundert überkommenen Sitte eine längere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Er verweilte besonders in Frankfurt a. O., Berlin, Wittenberg, Halle — wo er sich an Wolf anschloß —, Erfurt, Jena, Weimar, Leipzig, Nürnberg, Altorf, Basel, Straßburg, Paris, Oxford, London, Leyden ꝛc Außer Wolf wirkten auf ihn die Mathematiker Reyneau und de l'Isle in Paris, Halley und Desaguliers in London — welch letzterem er trotz seines abweichenden Standpunktes seine Dissertation über das Barometer widmete — sowie Johann und Daniel Bernoulli in Basel. Um Gaupp kennen zu lernen, reiste er siebzig Meilen bis nach Lindau. 1718 promoviert er in Halle unter Wolf zum Magister, nachdem er noch eine Dissertation „De infinitis sectionibus conicis nova methodo geometrice delineandis“ (Leipzig 1717) veröffentlicht hatte. Im folgenden Jahre gelangt er in seiner Vaterstadt zu einer außerordentlichen Professur der Mathematik (24. November) — seine Antrittsschrift über das Barometer kennen wir — und fünf Tage später wird er zum Mitglied der K. Preußischen Sozietät der Wissenschaften ernannt. Noch läßt er 1720 zwei Abhandlungen ausgehen: „Specimen Method. ad summas specierum analytice demonstratum“ und „Occultatio pallilicii a Luna e specula Regia Berolinensi Astronomica observata“. Andere Schriften hielt er zurück. — Schwach an Körper, erlag er einem hektischen Fieber schon am 29. Juni 1726, im 31. Lebensjahre. Sein Umgang wird als leutselig und angenehm geschildert — so zog er denn auch den jungen Gottsched an, umsomehr als Rast von durchdringendem, scharfem Verstande war und damit eine ungeheuchelte religiöse Gesinnung vereinte. —

Wie auf dem Gebiete der Philosophie ist wohl auch in der Theologie für den jungen Gottsched eine gewisse Entwickelung anzunehmen. Er

1) Vergl. Gottscheds Bayle-Ausgabe, III. Teil, Vorrede.

2) Vergl. Neue Zeitungen von gelehrten Sachen (Leipzig) 1727, S. 853 flg.

genoß der vorzüglichsten Schulung. Neben Orthodoxen gehörte zu seinen Lehrern zunächst ein Mann wie Lysius, der außer einer theologischen Professur die Direktion des Collegium Fridericianum, der berühmten königlichen Schule, innehatte. Lysius erscheint nicht nur nächst Francke als hervorragendster Pädagog seiner Zeit,[1]) er nimmt überhaupt in der Geschichte des Pietismus einen ehrenvollen Platz ein. Wie in mancher anderen Beziehung war das entlegene Königsberg auch in der religiösen Bewegung, für den Augenblick nicht zum Schaden, ein wenig zurückgeblieben. So übt Lysius in den ersten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine tolerante und dabei reformierende Thätigkeit aus; besonders ist es sein Verdienst, die Patristik in Königsberg ausgerottet zu haben. Schon dieser Lehrer Gottscheds in der Exegese sah klar: „Patristik macht den Kopf voll Wind und das Herz voll Hochmut." Solch Wort hat Gottsched beherzigt. — Auch der bereits als Subinspektor des Alumnats erwähnte M. Michael Lilienthal, von dem Gottsched vorübergehend homiletische Unterweisung erhielt,[2]) war ein vielseitig gebildeter, fähiger Mann, der sich namentlich auch durch die Zeitschriften „Acta Borussica" und „Erläutertes Preußen" große Verdienste um die Provinzialgeschichte erwarb. — Dazu gesellte sich nun Johann Jakob Quandt, der unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. — wenigstens was äußere Eleganz betrifft — als hervorragendster Kanzelredner des Königreichs galt. Seit 1716 außerordentlicher Professor, seit 1721 Ordinarius und Oberhofprediger, gab er dem jungen Gottsched treffliche Schulung in der Theologia thetica. Noch 1736 rühmt ihm dieser nach:[3])

„Wo seid ihr, süße Stunden!
In welchen vormals ich die Kraft davon empfunden,
Wenn seiner Lippen Strom mit Zentnerworten floß
Und lauter Honigseim in Ohr und Herzen goß.
Ich hab euch längst vermißt! doch itzt, nach so viel Jahren,
. . . . . itzt, sag ich, stellt mein Ohr
Das Glücke jener Zeit sich lebhaft wieder vor."

Schon hier bezeichnet ihn Gottsched, den er ja in den religiösen Geboten unterrichtet hatte, als seinen Gamaliel, und als solcher figuriert er später auch in dem Briefwechsel Gottscheds mit der Deutschen Gesellschaft in Königsberg, deren Präsident er wurde. Auch philosophisch steht er Gottscheds Standpunkt nahe. So geriet er später andauernd in Reibereien

---

1) Vergl. B Erdmann S. 15.

2) Vergl. J. Reicke S. 9. flg. u. 58.

3) Schreiben „An Joh. Jak. Quandten, als er 1736 im Juli durch Leipzig ging", — Gedichte S. 577 flg.

mit den Pietisten, namentlich rivalisierte er mit Franz Albert Schultz,[1]) der als Nachfolger von Lysius in pietistischem Sinne, wenn auch sogar schon in Aussöhnung mit den Formen der Wolffschen Philosophie, wirkte.

Vor allem aber war es Johann Heinrich Kreuschner, als dessen eifrigen Schüler wir Gottsched kennen lernten. Die Elegie, welche dieser dem so früh Heimgegangenen widmet, sucht ihresgleichen in unseres Versifex Gedichten; spricht doch aus ihnen wirklich einmal Herz; wenn auch nicht das Herz eines Dichters, so doch das eines dankbaren Jüngers. Was dieser ihm nachrühmt, sind im wesentlichen alle Anforderungen, die Gottsched sein Lebelang an eine „vernünftige“ Predigtweise stellte.[2]) In der That war Kreuschner einer der ersten, welche den logischen Geist, die nötigenden Schlüsse und die vorwärtsweisende Aufklärung der Wolfschen Philosophie auf die Kanzel verpflanzten.[3]) Dazu drang der seltene Mann mit Nachdruck auf ein Christentum der That.[4]) Was Wunder, daß Gottsched noch am Ende seines Lebens sich mit Rührung der reformatorischen Zuversicht dieses Mannes erinnerte? Am 18. November 1764 schreibt er dem Feldprediger Borowski in Bartenstein:[5]) „Hochwohlehrwürdiger rc. ... Die gelehrten Erscheinungen in der theologischen Welt, die Ew. H. so seltsam vorkommen, sind Vorboten von einer großen Änderung, die unser orthodoxes System noch in diesem Jahrhundert zu gewarten hat. Der Christ in der Einsamkeit, Teller, Heumann und sonderlich Basedow mit seinem doppelten Katechismus, sind Vorläufer eines neuen Luthers, den unsere Kirche gewiß sehr nötig hat, und den mein sel. Kreuschner, wenn er im Vertrauen mit mir redete, längst geweissaget hat.“[6])

Bezeichnend sahen wir Kreuschners Einfluß auf Gottscheds theologische Richtung erst hinter seine Bekanntschaft mit der Wolfschen Philosophie fallen. Was unser Jüngling nunmehr auch in der Theologie suchte,

---

1) Vergl. Gottlieb Krause: Gottsched und Flottwell, S. 6 flg., sowie B. Erdmann S. 36.

2) Siehe Gottscheds anonyme Homiletik: Grund-Riß einer Lehr-Arth ordentlich und erbaulich zu predigen (1740).

3) Vergl. B. Erdmann S 16.

4) Vergl. J. Reicke S. 23.

5) Handschriftlich Kestner-Archiv. — Der Adressat ergiebt sich aus Gottscheds handschriftlichen Briefen an Victorine Grohmann vom 17. und 28. November 1764 (im Sonderbriefwechsel mit dieser Nichte): a) „Der Feldprediger Borowski hat mir beiliegenden Brief geschrieben. Ich sende ihn zu lesen, weil er einige preußische Neuigkeiten enthält.“ — Nach b) will er Borowski ermuntern, ein Reisebuch über Königsberg und Preußen zu schreiben. Der oben citierte Brief selbst enthält überdies Hinweise auf einen Adressaten in Bartenstein.

6) Welche Gesichtsweite eröffnet dieser Brief! Der Adressat Ludwig Ernst Borowski, geb. in Königsberg 1740, starb daselbst erst 1831 als evangelischer Erzbischof in Preußen. Zu Quandt hatte er früh enge Beziehungen gewonnen.

gesteht er selbst:[1]) „Die philosophische Art zu denken, die ich mir aus der cartesianischen, thomasischen und wolfischen Art zu philosophieren geläufig gemachet hatte, machete mich begieriger nach deutlichen Begriffen in theologischen Materien, als es manchmal meinen Lehrern lieb sein mochte. Ich disputierte gern und oft; und wenn ich opponierte, trug ich immer wahre, nicht aber verstellte Zweifel vor. Daher trieb ich sie bisweilen schärfer als andere und bemerkete manchmal, daß mir ihre Knoten mit unwilligen Antworten mehr durchschnitten als aufgelöset wurden." Auch über göttliche Dinge strebte Gottsched also nach deutlichen Vorstellungen; auch hier beginnt er echt und rein philosophisch mit dem Zweifel; auch hier sucht er nicht scholastische Wort- und Scheingefechte, sondern Ausgleich seiner ernsten inneren Kämpfe.

Wir dürfen nach alledem unbedingt feststellen, daß sich Gottsched schon damals in der später sogenannten „Stadt der reinen Vernunft" nach der rationalistischen Seite hin bildet, zwei Menschenalter bevor Kants „Kritik der reinen Vernunft" die Einseitigkeit dieser reinen, bloßen Vernunft überwindet. Jetzt verstehen wir auch Gottscheds spätere Behauptung recht, es habe in Königsberg eine große Freiheit zu philosophieren geherrscht; faßte er 1733 das Gesamtbild seiner Königsberger Lehrjahre zusammen, so mußte er sich besonders lebhaft entsinnen, daß trotz dem herrschenden Aristotelismus und selbst trotz dem die Orthodoxie überwindenden Pietismus von verschiedenen Seiten neue Keime eines frischen geistigen Lebens emporschossen, sodaß gegen Ende seiner Lehrjahre schon recht verschiedene Richtungen nebeneinander wirkten.

In einer jungen Bewegung, die kühn aus der Vergangenheit in die Zukunft vorschreitet, kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich die

---

Schon als Student war er in freundschaftlichen Verkehr mit Kant getreten, dessen Biograph er wird. 1762 und 1763 steht Borowski mit seinem Regiment in Sachsen, wo er denn Gottsched nahe tritt. Bekannt ist der aufrichtende Einfluß, den Borowski als beliebtester Königsberger Geistlicher 1807—1809 auf das preußische Königspaar persönlich, wie später noch brieflich, ausübte. Und dies war doch ein theologischer Geistesverwandter Gottscheds! — „Der Christ in der Einsamkeit" war soeben 1764 erschienen und rief alsbald eine Menge Streitschriften hervor. Wilh. Abr. Teller (1734—1804), bis 1761 in Leipzig, dann auf Jerusalems und Ernestis Empfehlung Professor in Helmstädt, hatte soeben 1764 sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" erscheinen lassen, dessen rein menschlicher, freier und optimistischer Gehalt ungeheueres Aufsehen erregte. Seine aufklärerische Wirksamkeit in Berlin (seit 1767) beweist, wie wenig sich Gottsched in ihm getäuscht! — Chph. Aug. Heumann (1681—1763) war 1758 auf eigenen Wunsch seiner theologischen Professur in Göttingen enthoben, weil er zu der Überzeugung gekommen, daß nicht die lutherische Lehre vom Abendmahl, sondern die reformierte zutreffend.

1) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

Kämpfer schnell verbrauchen und jede akademische Generation über die vorhergehende hinausstrebt. So wuchs auch unser Jüngling seinen Lehrern bald über den Kopf, oder wenigstens meinte er über sie hinausgelangt zu sein. Denn das ist ebenfalls eine wiederkehrende Erscheinung, daß die Schüler die Lehren des Meisters nicht nur hier und da fortbilden, sondern auch oft ihren eigenen Mangel an zulänglichem Verständnis als Zeichen ihrer Selbständigkeit ansehen.

Schon dem jungen Gottsched fehlte es nicht an Selbstbewußtsein; doch fühlen sich angehende Gelehrte beim Übergang von der Studienzeit zur selbständigen Forschung wohl allemal am gewaltigsten. Wie Gottsched in ernstem Ringen eine eigene, seinem einseitig vorherrschenden Verstandeswesen entsprechende Weltanschauung suchte, quälten ihn sonderlich die Lehren von der Gnade Gottes in Bekehrung des Menschen.[1]) „De conversione hominis, et gratia Dei in eadem efficaci, et sufficiente" arbeitete er deshalb eine Abhandlung aus, die er in öffentlicher Disputation verteidigen wollte. Er übergab sie Quandt, dem er mehr als anderen Theologen der Königsberger Universität zutraute, zur Durchsicht und erbat dessen Präsidium bei der Disputation. Es war darin von der mittelbaren und unmittelbaren Bekehrung gehandelt. Während Gottsched um die Mitte der dreißiger Jahre unter Nennung Quandts öffentlich nur mitteilen läßt,[2]) die viele Arbeit des erwählten Präsiden habe die Disputation verhindert, behauptet er 1755, indem er allerdings nur einen „berühmten Theologen" andeutet, geradezu[3]): „Meine Meinung schien ihm nicht orthodox genug zu sein; und ich bekam meine Abschrift nicht einmal wieder."

Klarer können wir in den veröffentlichten Schriften die Selbständigkeit Gottscheds abwägen. Eifersüchtig strebt er sie zu wahren:[4]) „Conatus sum et ego pro ingenii modulo ingenuam hanc in rebus rationis forum agnoscentibus sentiendi libertatem et aliis concedere et mihi illibatam semper illaesamque servare". Und er bezeichnet sich im Hinblick auf seine beiden ersten, noch in Königsberg gedruckten Abhandlungen „nullius in verba jurans, libereque in subjecto difficillimo versatus." So läßt der neubackene Anhänger der Leibniz-Wolffschen Schule mit einer an sich gewinnenden Unternehmungslust als erste Ver-

---

1) Vorrede zur Weltweisheit II ^{7}.

2) Gottlieb Stolle: Ganz neue Zusätze und Ausbesserungen der Historie der philosophischen Gelahrtheit (1736), S. 173 flg. — Vergl. J. Reicke, S. 19 flg.

3) Vorrede zur Weltweisheit II ^{6}, ebenso II ^{7}.

4) Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica, caput primum, p. 30.

öffentlichung 1721 ausgehen: „Dubia circa Monades Leibnitianas, quatenus ipsae pro elementis corporum venditantur.“[1])

Er bekennt, neulich mit großem Vergnügen die Theodicee gelesen zu haben. Für viele theologische und philosophische Zweifel habe er in diesem Buche die Auflösung gefunden. Besonders sei die Verteidigung der wahren Religion gegen den Manichäismus oder gar Atheismus rühmlich. Auch billige er die meisten und wichtigsten Lehren von Leibniz — d. h. die ihm die wichtigsten erschienen; und er zählt als Beispiele auf: zunächst die Art, in der Leibniz den Ursprung der menschlichen Seele und ihre Vereinigung mit dem Körper erklärt — Gottsched bekennt sich also damals noch als Anhänger der prästabilierten Harmonie —; ferner die Weise, in der Leibniz die menschliche Freiheit mit dem unfehlbaren Vorwissen Gottes vereint — woran Gottsched allzeit festhielt —; wie er denn ebenso die Meinung bewahrte, wonach diese Welt die beste aller möglichen Welten und in sich so vortrefflich sei, daß sie der verbessernd eingreifenden Hand Gottes nicht bedürfe. Dennoch will Gottsched einiges nicht zugestehen, insbesondere die Monaden, soweit sie von Leibniz als Elemente auch der Körper angepriesen würden. Die Existenz von Monaden bestreitet er nicht: ohne Zweifel sei auch Gott eine solche unendliche, unsere Seele eine endliche Monade. Das aber wage er „noch nicht“ sich anzueignen („asserere nondum audeo“), daß auch die körperlichen Dinge aus Monaden zusammengesetzt seien. Bisher nämlich vermöge er noch nicht zu fassen („capere enim hactenus non potui“), wie aus gar nicht ausgedehnten Substanzen, die der Teile entbehren und unteilbar sind, irgend ein Körper bestehen könne.

Das klingt ja in der That bescheidener als die starke Behauptung seiner Selbständigkeit. Das ist ja eher wohl der Ton des ehrlichen Schülers, der die Lehren des Meisters „noch nicht“ überall „fassen“ kann und zunächst bescheidene Einwände wagt. Später läßt Gottsched denn auch diese Zweifel fahren[2]) und gesteht schließlich,[3]) daß er die Monaden „damals“ nur „nicht mit den mathematischen Ideen vom Stetigen der körperlichen Ausdehnungen zusammenreimen konnte.“ Er hatte überdies vergeblich Auflösung seiner Zweifel bei seinen philosophischen und mathematischen Lehrern Prof. Rast, Prof. Fischer und M. Kreuschner gesucht.[4])

So weist denn der jugendliche Autor auch den ihm ursprünglich aufgestoßenen Einwurf zurück, daß die Monaden, da sie selbst keine

---

1) Exemplar der Königl. und Universitäts-Bibliothek Königsberg.
2) Weltweisheit I[1], 188 flg.
3) Vorrede zur Weltweisheit II[6] und II[7].
4) Ebenda.

Ausdehnung hätten, den Körpern ebenfalls keine geben könnten. Leibniz habe nur gelehrt, daß die Monaden durch ihre verschiedene Verbindung einen ausgedehnten Körper darstellen. Auch den Einwand läßt Gottsched nicht gelten, daß sich die unteilbare Monade zum Körper wie ein mathematischer Punkt zur Linie verhalte. Vielmehr ist doch jede Monade von der anderen verschieden.

Dagegen stützt Gottsched seine fortdauernden Zweifel an der Zusammensetzung der Körper aus Monaden auf viererlei Weise. Rein logisch schließt er: 1. Was ins Unendliche teilbar ist — wie die Körper —, kann nicht aus unteilbaren Substanzen — wie den Monaden — zusammengesetzt sein. 2. Was in Teile zerlegbar ist, das ist keine einfache Substanz. Man stelle sich nun an der ebenen Oberfläche eines aus Monaden bestehenden Körpers zwei Punkte vor: so bilden die dazwischenliegenden und diese Richtung innehaltenden Monaden eine gerade Linie, die auch aus einer ungeraden Zahl von Monaden, z. B. aus neun zustandegebracht sein kann. Wie jede Gerade kann aber auch diese in zwei gleiche Teile zerlegt werden: deshalb wird die Schneidelinie die mittlere d. i. fünfte Monade durchschneiden und in zwei gleiche Teile zerlegen. Was der Unteilbarkeit der Monade widerspräche. 3. Wenn es Monaden giebt, die einen Körper bilden, dann giebt es kein vollkommen dichtes Teilchen Materie. Da nun der Nachsatz absurd ist, muß es auch der Vordersatz sein. 4. Es sei ein aus Monaden bestehender Körper mit quadratischer Basis gegeben. Entweder ist es dann falsch — was in der Geometrie gelehrt wird —, daß die Seite des Quadrats der Diagonale inkommensurabel ist, oder es giebt keine Monaden. — Es ist hier überall klar, wie Gottsched — für seine mechanische, um nicht zu sagen: materialistische Auffassung bezeichnend genug — einen rein geometrischen Maßstab an philosophische Begriffe legt. Zum Überfluß gesteht er später[1]) selbst: er habe nur bewiesen, daß ein geometrischer Körper nicht aus unteilbaren Monaden bestehen kann; ein geometrischer Körper sei ja aber nur ein „eingebildeter vollkommen dichter Körper" und mit dem natürlichen Körper nicht identisch.

Nicht sowohl angreifend als ergänzend trat die zweite Veröffentlichung Gottscheds an die Leibniz-Wolffsche Philosophie heran: „Genuinam omnipraesentiae divinae notionem distincte explicatam et observationibus illustratam defendent pro receptione in facultatem phil. Praeses Jo. Chrph. Gottsched, philos. mag., et Respondens Jo. Frider. Gottsched, phil. et med. cult."[2]) (1723, d. 12. Mai).[3]) Die so

1) Vorrede zur Weltweisheit II[7].
2) Ein Bruder Gottscheds.
3) Exemplar der Königl. und Universitäts-Bibliothek Königsberg.

betitelte Habilitationsschrift sucht also einen deutlichen Begriff von der göttlichen Allgegenwart zu geben. In theologischen Lehrbüchern erschien diese so, als ob Gott, wie die feinste Himmelsluft, alle kleinsten Zwischenräume der Körper ausfüllte und durchdränge.[1]) Dagegen hatte sie Wolfs Metaphysik gar nicht erwähnt. Wiederum sucht sich unser junger Rationalist nach logischen Regeln in Anknüpfung an Leibnizsche Vorstellungen einen deutlichen Begriff von der Allgegenwart Gottes zu bilden.

Aus dem Satz des zureichenden Grundes leitet er zunächst das Dasein Gottes ab. Ebenso stellt er die Allwissenheit und — aus der Möglichkeit zahlloser Welten — die Allmacht Gottes fest. Nachdem er damit zunächst das positive Fundament seiner Erläuterung der göttlichen Allgegenwart gelegt, weist er die umlaufende gemeine Ansicht zurück, die er hier noch nicht offen den theologischen Lehrbüchern zuzuschieben wagt, sondern als Meinung vieler aus dem Pöbel („ex plebe“) hinstellt. Das lasse er, durch die gesunde Vernunft („sana ratione“) unterstützt, sich nicht weismachen. Er nennt jene grobsinnliche Auffassung geradezu des Philosophen unwürdig. — Selbständig erläutert Gottsched schließlich die Allgegenwart Gottes als eine Zusammensetzung der Allmacht und Allwissenheit: Gott kennt alle in Bewegung auftretenden Dinge und übt in alle dauernde Wirkung aus. Das sei der eigentliche — und wir werden zugestehen dürfen: der tiefere — Sinn der göttlichen Allgegenwart. Gottsched erlangte denn auch die Genugthuung, daß berühmte Theologen seine Erklärung annahmen, freilich ohne ihn zu nennen.[2])

Auch mündlich bethätigte sich Gottscheds philosophischer Eifer. Wir erfuhren schon gelegentlich von seiner Vorliebe für Disputationen. Auf theologischem, philosophischem und historischem Gebiete hat er sich hier versucht. Wir hatten bereits der Dissertation von Rast gedacht; außerdem wissen wir von folgenden Thematen, über die er als Respondent disputierte:[3]) „De sanctificatione et glorificatione fidelium per spiritum sanctum, caput I: de sanctificatione et glorificatione in genere“ (von B. v. Sanden, 1718); „Schediasma historicum de Linda Mariana, Rastenburgum inter et Resselium sita, cum amputatis miserae superstitionis Romanensium ramis, praemissamque in praesentiarum (so!) commentationem praeliminarem, de idololatria gentilium sylvestri et lucis religiosis“ (von C. C. Neufeldt, 1720); schließlich „De dispositione ex lumine naturae ad supernaturalia disputatio XXIII; in specie ad credendam animae immortalitatem in revelatione divina exhibitam“ (von Ch. Masecov, 1721).

---

1) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
2) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
3) Siehe J. Reicke, S 60 flg.

Besonders versuchte sich der junge Magister, der ja von Haus aus Theologe war, auch häufig als Prediger. „Man weiß in Königsberg wohl“, betont er noch 1740,[1]) „daß ich daselbst zehn Jahre lang ein eifriger Theologus gewesen“. Da übte er nun praktisch, was ihm von Kreuschner überkommen war. Seinem verständigen Wesen, das naturgemäß von den dunkeln Künsteleien der orthodoxen Predigerschule wie von der Tiefsinnigkeit oder Verstiegenheit der Pietisten erheblich abstach, scheint der Beifall nicht gefehlt zu haben. Wie hoch mochte dem selbstbewußten Jüngling das Herz schlagen, als ihn gar der Prinz von Holstein, der als Generalfeldmarschall Friedrich Wilhelms I. in Königsberg residierte, vor sich und den anderen Fürstlichkeiten predigen hieß! Indes wie grausam wurde er enttäuscht! Die wiederholten Warnungen besorgter Freunde vor den Werbern erwiesen sich als nur zu begründet.[2])

Die soziale Reformthätigkeit und militärische Schulungsgabe des Königs in Ehren, — wenn es aber noch eines Beweises für die rohe und frivole Gewaltthätigkeit bedürfte, die er ausüben ließ, sobald es sich um Nahrung für seine fixe Idee, um einen Fang für seine „langen Kerle“ handelte, dann würde unseres Gottsched Schicksal den nötigen Beleg bieten. Wie sich die Ereignisse bei Gottscheds Flucht abgespielt haben und wie der fürstliche Werbeoffizier selbst nicht vor einem Mißbrauch des Gottesdienstes zurückschreckte, zeigt ein Bericht, den der Dr. med. Tilling aus Leipzig von Karlsbad aus am 27. Juli 1752 an Gottsched sendet: „Der Herr General-Lieutenant von Schwerin Exc. von Ihro Maj. dem König in Preußen, so sich der hiesigen Brunnenkur dieses Jahr bedienet, haben mir anbefohlen, eine besondere Achtung vor Dero Verdienste zu versichern. Gedachter Herr General war zu der Zeit in Königsberg, da Ihro Fürstliche Durchlaucht der Prinz von Holstein Dieselben vor Sich predigen zu lassen Gefallen hatten und, Dero Größe zu wissen, einen großen Kronleuchter so hängen befahlen, daß es oben 10 Zoll[3]) austrug. Da nun Dieselben oben an denselben anstießen, so hatte dieser Prinz Befehl an gewitzten Unteroffizier gegeben, Dieselben zu fangen. Die Prinzessin Albertine erklärte sich: ‘Schweringe, denke, was mein Bruder thun will! er gedenkt den Prediger, so uns so schön durch seine Predigt erbaut, anzuwerben.” Dieser giebt den Rat, der im Bett liegenden fürstlichen Frau Mutter die Sache zu entdecken, die denn Ew. Magnifizenz vors Bett gefordert, die Sache zu verstehen gegeben und durch eine ander Thüre und Garten entfliehen lassen, so daß der beorderte Unteroffizier

---

1) 20. Februar an Manteuffel, — vergl. Danzel S. 22.

2) Siehe Elegie: „Als er aus seinem Vaterlande ging“, — Gedichte S. 429.

3) Sc. 5 Fuß, — wie noch heute der Sprachgebrauch.

lange vergebens gepaßt. Auf solche Art hat sich Höchstgedachter Herr General der Begebenheit mit vielem Vergnügen erinnert und herzlich gefreuet, zu der Rettung eines solchen verdienstvollen Mannes etwas beigetragen zu haben." — Kein geringerer als „Vater Schwerin" ist es danach, dem das deutsche Bildungsleben den Gewinn Gottscheds verdankt. Auch nach Gottscheds eigenen Angaben brach die Gefahr herein, als er zwei Sonntage hinter einander im Zimmer des Prinzen predigte.[1])

So ist denn unser hochaufgeschossener Magister zur Flucht aus Königsberg, aus seinem preußischen Vaterlande im engern und weitern Sinne, genötigt. Es war Mitte Januar 1724. Gerade um diese Zeit[2]) hatte die Leibniz-Wolffsche Philosophie den sogenannten Aristotelismus im wesentlichen überwunden. Freilich wurde ihr die Herrschaft alsbald vom Pietismus erfolgreich streitig gemacht, der soeben auch hier die Orthodoxie zurückgedrängt hatte. Doch hat sich mitten in dem angesponnenen Kampfe der Königsberger Pietismus den Formen der Wolffschen Philosophie anbequemt. Gottscheds Eintritt in die Wissenschaft fällt also in die Jahre des Aufstrebens der Wolffschen Schule. Und er ist wesentlich im Bann der Zeit geblieben. Seine Anstrengungen, selbständig die Schwingen zu regen, charakterisieren sich doch auch nur als Versuche, sich vom günstigen Winde treiben zu lassen. Eigene Bahnen hat er nicht recht gefunden.

Nun hat die Tyrannei in Gottscheds Leben mit rauher Hand eingegriffen. Der sein ostpreußisches Vaterland über alles liebte, muß sich ins „Ausland", nach Sachsen, retten. Ob dies Schicksal auf seine Weltanschauung, auf seine Staatsphilosophie, eingewirkt? Mochte er sich mit seinen Zeitgenossen fortgesetzt noch so tief vor den Mächtigen der Erde bücken, besonders weil er sie für seine Bildungszwecke gewinnen wollte, — er stellt doch seine Freiheit stolz der Sklaverei, die ihm gedroht, gegenüber,[3]) und die Staatslehre seiner praktischen Weltweisheit findet entschiedene Worte gegen die unbeschränkte Despotie.

c) Am 18. Februar 1724 traf Gottsched mit seinem Bruder Johann Heinrich, den gleiche Gefahr vertrieben, in Leipzig ein. Was ihn gerade hierher geführt, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Mochte auch die Aussicht auf eine dort bestehende preußische Kollegiatur winken, mochte er auch Empfehlungsschreiben nach Leipzig mitnehmen, — dergleichen hätte sich doch wohl auch für manchen andern Ort finden lassen. Es lockte aber neben diesen annehmbaren Vorteilen die bekannte, für

1) Vergl. Stolle a. a O.

2) Vergl. B. Erdmann S. 20 flg. und 34.

3) In der Elegie: „Als er aus seinem Vaterlande ging", — Gedichte S. 430.

geistige Wirksamkeit besonders günstige Lage Leipzigs: der Zusammenstrom von Studenten nach dieser in der Mitte Deutschlands gelegenen altberühmten Universität, die Buchhändlermesse und Fülle von Druckereien, der Ruf Leipzigs als einer gebildeten Stadt, nicht zum wenigsten schließlich die Zugehörigkeit zu einem mächtigen, von kunstliebenden Herrschern regierten Lande, das gegen gewaltthätige Übergriffe preußischer Werber sicheren Schutz bot.

Wie eng war Leipzig mit den neueren deutschen Geistesthaten im guten und schlimmen Sinne verknüpft! Hier waren Leibniz und Thomasius geboren, aber die Universität veranlaßte den einen durch Ränke und Zurücksetzung, seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, während sie den anderen wegen seiner freien wissenschaftlichen Überzeugung, wegen seiner modernen antischolastischen Gesinnung in seiner Thätigkeit lahmlegte und sogar zur Flucht nötigte. Hier hatte auch Christian Wolfs akademische Lehrthätigkeit begonnen, doch auch ihn hatte man an Halle verloren, an dasselbe Halle, dessen Hochschule ihre Entstehung den in Leipzig konskribierten Thomasius und Francke verdankte — denn auch die Pietisten waren durch Verfolgungen zu Leipzigs Thoren hinausgedrängt.

Aber da war noch ein anderer Kämpfer gegen Vorurteile, der treu in Leipzig ausgehalten, der im dortigen Geistesleben tiefe Wurzeln geschlagen: der Professor der Geschichte Burkhard Mencke.[1]) Sein Vater Otto Mencke hatte Christian Wolfs Dissertation zensiert und dadurch, daß er sie an Leibniz gesandt, die persönlichen Beziehungen beider Philosophen geknüpft, auch Wolf zum Mitarbeiter der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Acta Eruditorum“ angeworben, so daß auch Burkhard Mencke als Nachfolger des Vaters ständig in freundschaftlichem Briefwechsel mit dem Haupt der neuen Schule verblieb. Enger noch als mit Wolf war die innere Verwandtschaft des polyhistorisch angelegten Gelehrten mit dem anderen Bahnweiser der deutschen Aufklärung. Wie ein Statthalter des Thomasius in Leipzig tritt uns Burkhard Mencke entgegen. Immer bemüht, zur Lösung der Zeitfragen mitzuwirken, jedenfalls immer den Blick fest auf die Gegenwart gerichtet haltend, ein schonungsloser Gegner aller scholastischen Pedanterie, dazu begabt mit Witz und Geistesschärfe, ein entschiedener Vorkämpfer des Deutschtums — so hat er Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Aufklärung erworben. Europäische Berühmtheit erwarben seine zwei Reden „De charlataneria eruditorum“ (1713 und 1715); wußte Mencke doch mit sicherem Stift

1) Vergl. Richard Treitschke: Burkhard Mencke, Professor der Geschichte zu Leipzig und Herausgeber der Acta Eruditorum (Leipzig 1842). — Gottsched: Lobschrift des Frhrn. v. Wolf, S. 72 flg. — Wolfs eigene Lebensbeschreibung, herausgegeben von Wuttke, S. 133. — Allgemeine Deutsche Biographie.

alle jene charakteristischen Züge der gespreizten Aftergelehrten, der Vertreter des scholastischen Sports zu zeichnen. Eine außerordentliche Belesenheit hat hier unermüdlich Anekdote auf Anekdote gehäuft, um eine erschöpfende Bloßstellung aller Arten von scheingelehrtem Schwindel zu bieten. Der eine legt sich unerhörte Titel bei, andere Autoren suchen sich in geschmackloser Übertreibung gegenseitig emporzuloben. Auch an Selbstlob und Renommisterei läßt man es nicht fehlen. Ferner verspottet Mencke die Altertumskrämerei, „illorum insaniam, qui nihil admirantur, nisi quod vetustatem redolet“. Die mutwilligen, kleinlichen Zänkereien müssen nicht minder herhalten. Sucht ferner der Redner seinen Gegner durch gravitätischen Pomp niederzuschmettern, hat man darin gleichfalls ein Zeichen der Charlatanerie zu sehen, u. dergl. m. Die zweite Rede ist noch bedeutsamer. Mit Schärfe wendet sie sich gegen diejenigen Grammatiker, die in Schulen hyperkritisch nichts vom Text ungeschont lassen, statt ihn angemessen zu erklären. Die Kleinlichkeit mancher philologischen Probleme erfährt Zurückweisung: z. B. die Untersuchung, wieviel Ruderer Ulysses gehabt; aber auch „priorne esset scripta Ilias an Odyssaea? et similes quaestiunculas alias miro conatu agitabant“; desgleichen mißfällt ihm die Frage, ob Homer oder Hesiod älter sei. Den Historikern hält Mencke ihre Fälschungen und Erfindungen, ihren falschen Schmuck u. a. m., namentlich auch die Vergötterung ihrer Fürsten vor. Die Aufgeblasenheit und Großsprecherei der Poeten wird nicht vergessen. Anschaulich persifliert er, in wie unnützen, leeren Streitigkeiten über formale Dinge sich die Philosophen herumschlagen. Die Astronomen als Charlatane prophezeien, die Physiker wollen das Verborgene sehen und lenken. Besonders suchen sich die Ärzte marktschreierisch ein Ansehen zu geben. Die Juristen verdrehen die Gesetze. Viele Theologen endlich heucheln, viele erschrecken das Volk durch schlimme Auslegung von Himmelserscheinungen, wodurch sie doch eher Atheismus als Sittenverbesserung herbeiführen. — Genug, nirgends ist die Berührung mit Thomasius so eng wie hier. — „De gravitate eruditorum“ hatte Mencke 1717 gehandelt; eben, am 17. Juni 1724, hielt er eine Rede „De praecipuis rei litterariae hoc tempore impedimentis“, worin er besonders auch den Mangel Europas an kunstsinnigen Fürsten beklagte. Im nächsten Jahre folgte die Rede „De origine et causis bellorum inter eruditos“, welche mit schonungslosem Reformeifer sechs hauptsächliche Veranlassungen zu gelehrten Streitigkeiten bloßlegte: Neid, Dünkel, falschen Ehrgeiz, Religionshaß, Gegnerschaft der Schulen, Abweichung der Sekten. Auch seine Rede „De variis eximiisque commodis e bonarum litterarum instauratione in puriorem Evangelii doctrinam derivatis“ dient dem lebendigen Fortschritt der Wissenschaft. Er gedenkt

darin auch der Begründung der Litteraturgeschichte, die er „novum, et majoribus nostris vix tentatum, Historiae genus“ nennt. Mencke haßte die Franzosen, ohne sich doch dem Einflusse ihrer kritischen Philosophie zu entziehen. Obgleich Herausgeber der lateinischen Acta Eruditorum, begünstigt er das Erscheinen der deutschen Zeitschrift gleiches Namens. Außerdem begründet er die „Leipziger neuen Zeitungen von gelehrten Sachen“. Selbst als Dichter war er aufgetreten[1]); doch er leistete der Poesie einen schöneren Dienst: einst bethätigte Burkhard Mencke seine einsichtige, vorurteilslose Gesinnung durch väterliche Unterstützung Christian Günthers, der ersten, einsamen Lerche des neuen Dichterfrühlings. Hatte ihn doch auch die „Görlitzische poetische Gesellschaft“ in Leipzig zum lebenslänglichen Präsidenten gewählt.

1674 war Burkhard Mencke in Leipzig geboren, auf seinen Reisen durch Holland, Frankreich und England ward er namentlich von dem praktisch thatkräftigen englischen Geiste mächtig beeinflußt. Seit 1699 wirkte er in seiner Vaterstadt als Professor der Geschichte; 1701 erlangte er in Halle den juristischen Doktortitel. In der Folge wurde er zum kurfürstlich sächsischen Historiographen und zum Hofrat ernannt; auch vertrat er die Universität im sächsischen Landtag. So vereinte er in seiner Person litterarische, akademische und staatliche Ehren.

Und an diesen als Geisteskämpen mehr noch denn als Gelehrten ausgezeichneten Mann erlangte Gottsched Empfehlungen, besonders wohl von Kreuschners Freund M. Gottlieb Siegfried Bayer in Königsberg, dem hervorragenden Orientalisten[2]), der an den „Acta Eruditorum“ mitarbeitete; er hatte dem Flüchtling zunächst den Zutritt zu dem anderen Leipziger Historiker, dem ausgezeichneten Mascou, geebnet. Denn Bayer schreibt an seinen Schützling (XVI Kal. Sept. 1724): „A Mascovio epistolam accipio, in qua erat scriptum his verbis: "Venerunt nuper Lipsiam Gottschedii duo, quos, cum tuo nomine salutem dixissent, cupide excepi..." Nihilominus ad Menckenium epistolam misi, in qua te plurimum commendavi et Mascovio ipsi iterum de te amplissime scripsi. Quamquam tibi praedixeram, satis esse, si Mascovio amico utaris, per quem ad omnes aditus tibi parari possit... Amicissime Gottschedi... Tua te virtus, tua eruditio satis commendat omnibus.“ Allem Anschein nach hat ihn denn auch Mascou sogleich bei Mencke

1) Die litteraturgeschichtliche Betrachtung Gottscheds wird auf die dichterischen und namentlich die ästhetischen Leistungen Menckes näher eingehen.

2) 1694 in Königsberg geboren, wo er bis 1716 studiert. In Leipzig hatte er 1717 den Magistergrad erworben. Seit 1718 wirkt er als Lehrer an der Königsberger Domschule. 1726 wird er an die Akademie zu Petersburg berufen, wo er 1738 stirbt. — Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie.

eingeführt: schon Anfang März finden wir den Ankömmling als Mitglied der „Deutschübenden (früher Görlitzischen) poetischen Gesellschaft", und schon im vierten Monat seines Aufenthaltes wählte Mencke den Königsberger Magister zum Aufseher seiner Bibliothek und Privatlehrer seines ältesten Sohnes. Gottsched vermutet selbst[1]) als Grund dieser schnellen Annäherung, aus seinen Reden habe Mencke bald gemerkt, daß er ein Liebhaber der Wolfschen Philosophie und Schriften wäre. Thatsächlich mußte er dem jungen Mencke Vorlesungen über die Wolfsche Logik und Metaphysik halten[2]), ferner einige juristische Privatlektionen mit ihm besuchen; auch wurde ihm in Menckes Haus eine Stube überwiesen. Im Jahre 1727 übersetzte Gottsched auf seines ständigen Gönners Begehren für die lateinische Ausgabe der Reden „Von der Charlatanerie der Gelehrten" die neuen Anmerkungen aus der letzten französischen Ausgabe.[3]) Da er für die Acta Eruditorum verschiedene Bücherauszüge zu liefern hatte, wohnte er den Zusammenkünften Menckes mit seinen Gehilfen fleißig bei.[4])

Gottscheds Eintritt in die Leipziger Gelehrtenkreise fiel gerade in die Zeit der vielleicht größten Aufregung innerhalb der wissenschaftlichen Welt Deutschlands. Vom 8. November 1723 datiert die berüchtigte Kabinettsordre Friedrich Wilhelms I., welche Wolf seiner Hallenser Professur verlustig erklärte und ihn außerdem anwies, „die sämtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen." So mußte ungefähr gleichzeitig mit Gottsched sein höchster Meister aus Preußen entfliehen. Kurios genug, hing auch Wolfs Austreibung mit des Königs Vorliebe für „lange Kerle" zusammen.[5]) Als Wolf auf der Flucht sich naturgemäß zuvörderst nach dem nahen Sachsen wandte, suchte ihn die sächsische Regierung für Leipzig zu gewinnen. Gehörte doch gerade Graf Manteuffel, der wärmste Freund der Wolfschen Philosophie, dem Kabinett als Minister an. Schon oft hatte dieser mit dem Minister von Seebach besprochen, wie man Wolf für Leipzig gewinnen könne. Nun fügte es ein glücklicher Zufall, daß Manteuffel eben am selben Tage, als die Hiobspost von Wolfs Vertreibung in Dresden einlief, beim König speiste: unverzüglich erwirkte er den Beifall des Monarchen. Ebenso

---

1) Lobschrift des Frhrn v. Wolf, S. 72 flg.

2) Manteuffel nennt unterm 16. Februar 1744 im Brief an Wolf den jungen (Hofrat und Ratsherrn) Mencke unter den besonderen Freunden der Wolfschen Philosophie.

3) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

4) Ebenda.

5) Man hatte dem König bekanntlich eingeredet, Wolf lehre: „wenn einige seiner langen Grenadiere desertierten, so hätte es das Fatum so haben wollen!"

drang sein Plan im Ministerium durch, besonders noch auf Betreiben des Grafen Flemming. Man wollte die Fehler gut machen, durch die man Halle hatte emporkommen lassen.[1]) Indessen ging Wolf weiter nach Marburg. Die orthodoxen und scholastischen Herren von der Leipziger Universität konnten erleichtert aufatmen.

Aber da kam ein junger unbekannter Eindringling, der allen Ernstes Anstalt machte, die Wolffsche Philosophie auf das Leipziger Katheder zu bringen! Am 18. Oktober 1724 habilitiert sich Gottsched zum zweiten Male, damit er sich um die gerade erledigte preußische Kollegiatur als ein „Magister noster“ bewerben könne. Seine Dissertation war überschrieben: „Hamartigenia, sive de fonte vitiorum humanorum quaestio philosophice soluta“[2]) Das gleichnamige Gedicht des Prudentius[3]) beantwortete die Frage nach dem Ursprung des Übels nicht in zulänglicher Weise. Ebenso suchten in Königsberg Gottscheds ursprüngliche Lehrer — die Aristoteliker — auch hier den Knoten mehr zu durchschneiden als aufzulösen.[4]) Bayle konnte ihn natürlich nur noch zweifelhafter machen. Auch in dieser Frage erleuchtete ihn erst die Leibnizsche Theodicee, sie erleuchtete und befestigte ihn — wie Gottsched sich bezeichnend genug ausdrückt — „in der evangelischen Lehre.“ Diese war es denn auch, die Gottscheds Dissertation zu seiner und anderer Gelehrten „Bestätigung“ „auf eine philosophische, kurz und bündige Art“ vortragen wollte.

Die Laster werden als freie menschliche Handlungen hingestellt, die dem Naturgesetz zuwider und deshalb moralisch schlecht sind. Scheinbar ganz aus dem Geiste der Leibnizschen Theodicee heraus gelangt Gottscheds Untersuchung zu dem Ergebnis, daß die Laster aus der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis fließen („vitia ipsa, non nisi in limitata mentis humanae essentia, fontem suum agnoscunt“). Das klingt nicht viel anders denn wie eine paragraphenmäßige Ausführung des Leibnizschen Gedankens, wonach das Böse von einem Mangel, einer Unvollständigkeit herrühre, nicht eine wirkende, sondern eine fehlende Ursache habe.[5]) Auf den großen Bahnbrecher verweisen denn auch die Anmerkungen häufig genug. Und doch hatte Leibniz wohlweislich zwischen metaphysischem, physikalischem und moralischem Bösen unterschieden; offenbar hatte er den Ursprung jeder Seite des Bösen in ihr selbst gesucht, dergestalt, daß die

1) Nach Manteuffels Brief an Wolf vom 19. Oktober 1739. — Vergl. auch Wuttke, S. 152 flg.

2) Später auch dem IV. Bande des verdeutschten Bayle angehängt.

3) Aurelius Prudentius Clemens, der bedeutendste christliche Dichter lateinischer Zunge, um 350 in Spanien geboren, 410 †. Leibniz zieht sein Gedicht mehrfach an.

4) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

5) Theodicee § 20 flg. und § 33.

Laster als Mangel an Tugenden erscheinen. Dagegen nun die Sünde, die Laster, aus der Unvollkommenheit des Verstandes herzuleiten, war, zunächst in bescheidenem Maße, erst Wolf, war grundlegend erst unserm Gottsched vorbehalten![1]) Verkennen wir nicht die tief einschneidende Bedeutung dieser Umbiegung für das gesamte Geistesleben! Leibniz nimmt an: Das Böse entspringt einem Mangel an Gutem, das Laster einem Mangel an Tugend — wogegen Wolf andeutet und Gottsched definiert: Das Böse entspringt einem Mangel der Erkenntnis, die Unwissenheit oder doch Einsichtslosigkeit ist die Mutter der Sünde.[2]) So gewiß unserm Gottsched — wie er ja betont — die „evangelische Lehre" von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft vorgeschwebt haben mag, — ist das noch evangelische Lehre, die Sünde aus einer Unvollkommenheit des Verstandes herzuleiten und demgemäß — was vom religiösen Standpunkt noch bedenklicher — die Vergöttlichung nur in eine Vervollkommnung des Verstandes zu verlegen?! Nein, das ist reiner Rationalismus, Gipfel und letzte Konsequenz desselben. Keine Frage, diese einseitige Auffassung der Triebfedern unserer Handlungen birgt eine Halbwahrheit, aber doch also eine halbe Wahrheit, und die Überzeugung, daß Bildung versittlicht, ist doch auch eine Errungenschaft.

Ohne Wolfsches Medium steht dem Leibnizschen Geiste näher die Auffassung, welche Albrecht von Haller in seinem Gedicht „Über den Ursprung des Übels" kundgiebt. Auch er geht von der Vorstellung der besten Welt aus:

„Der Welten würdigste gewann die Wirklichkeit."

Auch ihm gehört das Laster zur Tugend wie der Schatten zur Sonne: Gott sah, daß

„... keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntnis sollten lieben
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben."

Aber diese Kenntnis Gottes versteht ein Haller nicht rein intellektuell; Gott legte vielmehr in jeden Menschen zwei Triebe:

„Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe." —
„Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Übel schweigt und immer leicht versehrt,
Zur Rache seiner Not den ganzen Leib empört...
Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht
Nicht, wann er sich vergeht, sein erstes Urteil spricht."

1) Vergl. Wolf: Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun, S. 3 flg. und S. 21 flg., besonders S. 25 flg. und S. 28 flg.

2) Ganz in gleichem Sinne wie oben leitete Gottsched in der „Weltweisheit" I¹, 580 flg., in Übereinstimmung mit Thümmigs „Institutiones philosophiae Wolfianae" I, p. 235, die moralische Übertretung aus der Unvollkommenheit des Verstandes her.

Damit ist denn doch statt der Vernunft wieder das Gewissen in seine Rechte eingesetzt — Schließlich wird in übereinstimmendem Sinne von Leibniz und Wolf das Übel als notwendiger Ausfluß der menschlichen Endlichkeit hingestellt:

„Zudem, was endlich ist, kann nicht unfehlbar sein." —

Seine Dissertation hatte Gottsched als fremder Magister ohne Respondenten wider fünf Gegner zu verteidigen, unter denen sich außer Mencke auch Prof. Dr. Joh. Phil. Olearius befand. Dieser[1]) sah nichts Bedenkliches in der Abhandlung selbst, allein desto hitziger hatte ihn ein Exkurs der Anmerkungen über die prästabilierte Harmonie gemacht. Anmerkung v besagte: „... Nec ulla ratione in praesenti tractatione mutatur quisquam, sive vulgarem influxus physici, sive Cartesianam caussarum occasionalium, sive Leibnitianam harmoniae praestabilitae hypothesin quisquam probaverit. Praesertim in disciplina morali nihil prorsus impedit, nihil innovat, immo adeo parvi usus est, ut vel ipse Chr. Wolfius in den vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen nullam ejus mentionem fecerit. Quo minus metuendum est, ut vel libertas hominum eadem tollatur, vel alia incommoda ex memorata hypothesi oriantur." Allerdings setzte er dieser wesentlich neutralen Erwähnung einen Hinweis auf Freund Kreuschner hinzu: „Interim qui de origine idearum elaboratum quid exactove judicio conscriptum legere desiderat, conferre poterit M. Jo. Henr. Kreuschneri V. D. M. apud Regiomontanos eloquentissimi Diss. de origine idearum in mente humana habita 1717 Regiom. Pruss., qui Leibnitii sententiam ita proposuit, ut a veritatis amico vix quicquam desiderari queat." Damit war freilich eine mittelbare Billigung der prästabilierten Harmonie ausgesprochen, ja wohl der bewußte Versuch unternommen, sie als etwas gar nicht so Unerhörtes hinzustellen. Das brachte Olearius in Harnisch. „Er ereiferte sich" — nach Gottscheds Bericht — „sehr darüber, daß solche schädliche Meinungen auf die Leipziger Katheder gebracht würden, und redete so ängstlich davon, als ob die ganze Kirche und Universität dabei in Gefahr wäre: so daß er auch endlich Thränen vergoß, die bei der studierenden Jugend großen Eindruck macheten." Auf Gottscheds verlegene Einrede, die Dissertation sei nebst allen Anmerkungen mit Bewilligung des Dekans Mencke gedruckt, erwiderte Olearius: „Das wäre eben um so viel mehr zu bedauern, daß solche schädliche Paradoxa geduldet würden", u. s. w. Als die Disputation nachmittags fortgesetzt wurde, zeigte Mencke den Ungrund solcher Klagen und erzielte durch sein Eintreten für Gottsched sowie für den am Ende des vorhergehenden Jahres

1) Siehe Vorrede zur Weltweisheit II[7].

aus Halle vertriebenen Wolf eine gewaltige Wirkung auf das „wegen des vormittäglichen Lärmens überaus volle" Auditorium. Nachmittags war dem hartbedrängten Magister sein brüderlicher Begleiter Johann Heinrich Gottsched als Respondent beigegeben. Die Disputation dauerte bei einbrechender Dunkelheit fort, erst um 6 Uhr fand sie ihr Ende.

Unter solchen Stürmen eroberte sich Gottsched als erster Wolfianer einen philosophischen Lehrstuhl an der Universität Leipzig.[1]) Als in der Ostermesse des folgenden Jahres ein bequemes Handbuch der Wolfschen Philosophie, die „Institutiones Philosophiae Wolfianae" von Thümmig[2]), der sich gleich dem Meister Wolf von Halle entfernen mußte, erschienen, begann der junge, betriebsame, doch der Anlehnung recht bedürftige Dozent sofort darüber zu lesen und fuhr damit jährlich fort, wobei sich die Zahl seiner Zuhörer allmählich vermehrte.[3]) So bedeutete der Eintritt Gottscheds in den Lehrkörper einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den Sophismen jener wissenschaftlich und religiös orthodoxen Scholastiker, welche bis dahin das Terrain ausschließlich beherrscht hatten.[4])

Bald machte sich Gottsched in den tonangebenden Kreisen der Universität neue Feinde durch die Veröffentlichung deutscher Schriften; zwar war Christian Thomasius hierin vorangegangen, aber — um Gottscheds eigene Erfahrung[5]) mitzuteilen — „die meisten Handwerksgelehrten glaubeten damals, wie noch itzo, was nicht latein ist, sei nicht gelehrt." Wer aber in Leipzig gefürchtet hatte, der wolfianische Neuling werde die Welt aus den Angeln heben, sah sich angenehm enttäuscht: Gottsched zeigte sich bemüht, „einige unserer Gelehrten, sonderlich Theologen", bald zu überzeugen, daß er „kein so geschworener Leibnizianer, als sie vorher geglaubt hatten." Selbst Olearius fing an, ihn „lieb zu gewinnen."[6]) Um welchen Preis? Nun, es kostete die Wolfianer wenig Mühe und Überwindung, die idealistischen Grundpfeiler der Leibnizschen Philosophie über Bord zu werfen. Wenn Gottsched soeben die drei im Widerstreit liegenden Meinungen über das Verhältnis von Seele und Körper als indifferent zur Lösung einer der wichtigsten Prinzipienfragen hingestellt und nur schüchtern verba magistri als unschädlich und in ge-

1) J. A. Ernesti: Memoria J. Ch. Gottschedii, — Opusculorum oratoriorum novum volumen, p. 117: „Primus noster huic academiae Wolfianam illam rationem intulit, imitatorem mox nactus Joecherum."

2) Gottsched hatte schon von Königsberg aus 1722 eine briefliche Berührung mit ihm gehabt.

3) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

4) Vergl. Max Koch: Gottsched, S. 7.

5) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

6) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

wisser Ausdeutung nicht abweisbar bezeichnet hatte, so lag die Möglichkeit nur zu nahe, den Accent innerhalb der Indifferenz zu verschieben, dergestalt, daß andererseits die alte Meinung durch die neue Hypothese jedenfalls noch keineswegs widerlegt sei. Dann wandelte man nicht nur die beliebte, in jedem Sinne goldene Mittelstraße, verwischte also durch seinen Eklektizismus den üblen Verdacht, ein wirklicher Parteigänger des verhaßten Schulhauptes zu sein, sondern erntete noch den wohlfeilen Ruhm der Selbständigkeit. Womit Wolf begonnen, damit fuhren seine Schüler fort. War aber einmal der einheitliche Zusammenhang der Leibnizschen Philosophie verkannt und gesprengt, so war dem Eklektizismus von Fall zu Fall Thür und Thor geöffnet. Ja, ein solches Philosophieren von Fall zu Fall entsprach durchaus dem Prinzip der reinen Vernunft, der nichts als die jedesmalige logische Schlußkette heilig oder doch beweiskräftig ist. So gelangte jeder dieser Männer zu einem eigenen System, das freilich fast allerorten Wolf nachgebildet war, an der einen oder anderen Stelle aber doch Spuren selbständigen Nachdenkens aufwies — so hoch, aber auch nicht höher wird man das Verdienst der einzelnen Wolfianer schätzen dürfen.

2. Gottscheds System.

a) Es kann nicht die Aufgabe geschichtlicher Würdigung sein, den jedesmaligen Gegenstand der Darstellung unter allen Umständen zu „retten" oder gar zum Helden zu erheben. Wer Gottscheds System objektiv charakterisieren will, muß eingestehen, daß gar wenig Staat damit zu machen sei, obschon er in dieser unproduktiven Zeit noch immer eine der unabhängigsten Naturen ist. Führt doch unser Autor selbst in der Nachricht von seinen eigenen Schriften[1]) die Erwähnung seiner ersten ernst zu nehmenden Regung von Selbständigkeit mit der Begründung ein, daß er die davon erfüllten Dissertationen zur Erlangung einer Beförderung geschrieben habe! Weiter äußert er bezeichnend, bei der ersten Leipziger Disputation habe er die vorherbestimmte Harmonie zwischen Leib und Seele gelten lassen, allein — fährt er wörtlich fort — „im Herzen hatte ich sie niemals für eine festerwiesene Wahrheit gehalten." Da haben wir die Selbstauflösung der reinen Vernunftlehre: denn natürlich, wie läßt sich Metaphysisches logisch „fest erweisen"? Zweifellos haben wir dieses Geständnis als so ehrlich anzusehen, daß wir es sogar als unbewußten Selbstverrat werden bezeichnen dürfen. Die anstößige Erwähnung in der „Hamartigenia" klang auch in der That nicht wie ein Bekenntnisruf, es war das Tasten der Unentschlossenheit. Nach Verlauf eines akade-

1) Vorrede zur Weltweisheit II 7.

mischen Trienniums, 1727, hielt es denn Gottsched an der Zeit, seine Zweifel vorzutragen, rein aus Wahrheitsliebe, nicht aus Feindschaft gegen die Leibniz-Wolffsche Philosophie — wie er für nötig hält hervorzuheben! Er entwirft drei Dissertationen: 1727 giebt er eine Historie der Lehre von Vereinigung der Seele und des Leibes, 1728 seine Zweifel und Einwürfe gegen die kartesianische Meinung der „gelegenheitlichen Ursachen" — so verdeutscht Gottsched causarum occasionalium, schließlich Ende 1729 bringt er Einwürfe und Gegengründe wider die vorherbestimmte Harmonie vor. Während er die beiden ersten Dissertationen nach Leipziger Gewohnheit allein verteidigte, verfocht die letzte, von ihm ebenfalls verfaßte, unter seinem Präsidium ein junger Danziger, J. Chn. Bucky.

Christian Wolf hatte sich, wie wir sahen, in den „Vernünftigen Gedanken von Gott" ꝛc. 1720 nur zögernd entschlossen, auf die prästabilierte Harmonie einzugehen. Trotzdem er ihre grundlegende Bedeutung im Leibnizschen System verkennt und trotzdem er sie mit jener der Zeit gemäßen, von Gottsched vier Jahre später nachgeahmten Leisetreterei als wahrscheinlich, aber hypothetisch, einführt, wird sie die wesentlichste Zielscheibe der Angriffe von orthodoxer und pietistischer Seite.[1] Das mußte zu erneuter Prüfung innerhalb der Schule Veranlassung geben. Man hatte die Vorherbestimmung mit anderen Lehrsätzen von Leibniz übernommen, weil man nicht Selbständigkeit genug besaß, zu einer eigenen Meinung vorzudringen. Nun hatte aber Leibniz selbst die verschiedenen Theorien über Verhältnis von Seele und Körper zusammengerückt[2]): da hatte man eine Musterkarte bequem zur Hand; und wurde man noch einmal durch leidenschaftliche Verfolger vor die Wahl gestellt, so mußte man sich gestehen, daß die Ehre oder die Schmach der Angriffe im Grunde ziemlich unverdient komme. Die alte herrschende Auffassung der scholastischen Philosophie, welche, die Tiefe des Problems nicht einmal erkennend, ohne weiteres einen wechselseitigen physischen Einfluß von Leib und Seele annahm, entsprach dem unbekümmerten Lavieren, dem staubgeborenen Mechanismus der Wolffschen Philosophie eigentlich ja am besten. War doch die Harmonielehre in ihrem Halt erschüttert, seitdem Wolf die psychische Gleichartigkeit der Monaden verkannt[3]) und damit den Dualismus zwischen Körper und Seele wiederhergestellt hatte.

So war die Zeit für einen offenen Bruch mit der verfemten Theorie reif. In den Jahren 1724 bis 1735 löst sich ein Wortführer der Wolffschen Schule nach dem anderen von der Harmonieformel los, die

1) Vergl. B. Erdmann, S. 57 flg.

2) Theodicee a. a. O. S. 170 flg.

3) Vgl. Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, I (1894), 23.

einen durch positive Begründung des physischen Einflusses, Gottsched als erster durch Zurückweisung der entgegenstehenden Hypothesen.

„Vindiciarum systematis influxus physici sectio prior historica“ betitelt er die erste dem Gegenstande gewidmete Dissertation.[1]) Nicht ausbauen, nur aufrechterhalten will Gottsched die alte Lehre durch Verteidigung gegen die neueren Theorien.[2]) Als Grundlage bietet dieser erste Teil eine geschichtliche Entwickelung der drei Hypothesen und ihrer Variationen. Diese Darlegung ist korrekt und klar, nur basiert sie natürlich auf Wolfs dualistischer Auffassung der Monadenlehre. Den physischen Einfluß faßt unser Autor so: „Tribuunt defensores ejus et animae vim corporum motricem et corpori vim impressiones in organa sensoria factas, mediante cerebro, cum mente communicandi“ (S. 8). Entsprechend der Zusammenstellung in Leibnizens Theodicee, geht er alsdann zu dem System von Descartes und dessen Fortbildungen über, wonach in Gottes steter Vermittelung die Ursache jeder Korrespondenz zwischen Körper und Seele liegen sollte: „Quia nec vestigia per sensuum organa cerebro impressa ideas in mente efficiebant, sed occasionem tantum earum excitandarum Deo suppeditabant: hinc idem alio nomine caussarum occasionalium systema audire solet“ (S. 8). Demgegenüber wird schon hier mit Recht angedeutet, Descartes habe den Knoten des Streites nicht gelöst, sondern durchschnitten: denn einmütig gestehen die Theologen und fast alle Philosophen, daß Gott nichts wolle noch bewirke, was nicht seinem Willen und seiner Macht unterworfen sein könne (S. 12). Zutreffend weist Gottsched auf die zwei Wege hin, die Descartes' Lehre eröffnete, um bei Malebranches Auslegung zu verharren: wonach der Körper in keiner Weise auf die Seele, der Geist in keiner Weise auf den Körper wirke, sondern allein Gott die Körper bewege und die Ideen im Geist hervorrufe (S. 15). Schließlich gelangt die erste Dissertation zur prästabilierten Harmonie: es folge danach — wie Gottsched sich schief ausdrückt — die Seele in ihren Veränderungen den logisch-moralischen Gesetzen, der Körper dagegen den physisch-mechanischen Bewegungsgesetzen, wie sie ihren Wesen und Naturen angepaßt seien, und es bestehe zwischen ihnen keine andere Verbindung als eine ganz genaue Harmonie der in beiden aufeinanderfolgenden Bewegungen, die vorher bestimmte Harmonie (S. 22). Dies System sei in Deutschland nicht viel erwähnt worden, bevor Wolf in seinen „Gedanken von Gott“ 2c. es zu dem seinen gemacht habe — eine Wendung, die

---

1) Exemplar der Königlichen öffentlichen Bibliothek Dresden.

2) In der dritten Dissertation S. 69 betont er diesen Sinn des Titels nochmals ausdrücklich.

Gottsched geflissentlich wiederholte[1]), um seine Unabhängigkeit auch von Wolf glauben zu machen, während wir wissen, daß Wolf der Hypothese mit nicht allzu viel weniger Zurückhaltung als ursprünglich Gottsched selbst gegenüberstand. Ein charakteristisches Zugeständnis, daß die Harmonie bei Wolf ihre zentrale Stellung verloren, liegt doch schon in Gottscheds Zusatz, dieser habe es zwischen sein übriges metaphysisches System eingewoben („intertexeret“, S. 23). Er verzichtet darauf, die Geschichte der Kontroverse weiter zu verfolgen. Köstlich und für den eklektischen, tastenden Geist einer Zeit, wo dergleichen Rückhalt als ehrenvoll galt, bezeichnend ist Gottscheds schließliches Geständnis: er erachte es hier nicht für seine Pflicht, einen Streit zwischen so bedeutenden Männern zu entscheiden; denn es sei billig, daß wir jeden vollauf seiner Denkart genießen ließen („ut quemlibet suo sensu abundare sinamus“)! Noch weniger fiele es ihm ein, sich gegen dies System durch irgend ein Gemengsel von Einwänden aufzulehnen! Er habe sich mehr vorgesetzt, die alte Lehre zu verteidigen, als die neue zu befehden.

Trotz solcher übermäßigen Zahmheit erregte schon diese erste von Gottscheds drei Dissertationen Aufsehen. Während viele Gegner Wolfs frohlockten, fehlte es bei Freund und Feind doch nicht an Einwendungen, auf die der Autor in der Vorrede zur zweiten Dissertation zurückkommt. Diese überschreibt er: „Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica Caput primum Anti-Cartesianum.“ Zunächst geht er auf diejenigen ein, die sich übertriebene Erwartungen von seiner Wenigkeit („a mediocritate mea“) gemacht hätten: es seien dies Mediziner, besonders Anhänger von Stahl[2]), die dessen Meinung von der Einwirkung des menschlichen Geistes auf den Körper billigen. Diese hatten offenbar erwartet, Gottsched werde ihre Theorie des psychischen Einflusses näher begründen. Gottsched verweist (S. 29)[3]) auf einen ihm zugekommenen Brief des Dr. med. Johann George Kulmus in Danzig[4]), seines späteren Schwiegervaters, der schon auf diese Beziehung zu Stahl hindeutete: „Posito influxu physico, wie er in Dero Dissertation höchst deutlich und auf das beste ausgeführet worden, hat man weder die spiritus animales Cartesii, noch die harmoniam praestabilitam Leibnitii nötig, sondern

---

1) In seiner Ausgabe der Theodicee S. 60 flg. merkt er hochfahrend an, das System der vorherbestimmten Harmonie habe „zwar an dem Hrn. Wolf einen getreuen Verfechter bekommen: allein dessen ungeachtet nicht die Oberhand erhalten können.“ Folgt Hinweis auf seine drei Dissertationen.

2) Georg Ernst Stahl, 1660 bis 1734, Vater des Animismus, wonach die Seele sowohl die Denkthätigkeit ausübt wie die Thätigkeit des Körpers bewirkt.

3) Die Seitenzahlen gehen durch die drei Dissertationen hindurch.

4) Vom 10. Januar 1728, — vergl. Danzel S. 13.

kann in physicis et medicina methodo Stahliana aller phaenomenorum rationes ganz klar und deutlich anführen.“ — Wie die Ärzte hier eine naturwissenschaftliche Auffassung begrüßen wollten, freuten sich die Gegner der neueren Philosophie in der nach Gottscheds eklektischer Auffassung falschen Voraussetzung, daß dieser ganzen neueren Philosophie Grundlage und Gipfel in selbiger vorherbestimmter Harmonie beruhe. Jedenfalls glaubt Gottsched durch seine wissenschaftliche Thätigkeit seine Unbefangenheit und Unabhängigkeit genügend bekundet zu haben. Er giebt den schon angezogenen Rückblick auf seine Königsberger Veröffentlichungen. Auf seine Hamartigenia hin habe man ihn dann den Leibnizianern zugerechnet. Inzwischen hätten nun sein neues Beginnen gerade manche aus der Leibniz-Wolffschen Schule übel vermerkt. Namentlich der Professor der Physik Gabriel Fischer, ein früherer Gegner Wolfs, der jetzt wegen seiner leidenschaftlichen Parteinahme für das Schulhaupt Königsberg räumen mußte[1]), habe auf der Durchreise im Gespräch (!) deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ihm Gottscheds Vorhaben mißfalle (S. 30 flg.). Ebenso habe Joh. Friedrich Schreiber, ein hoffnungsvoller junger Gelehrter, dem er schon 1726 seine Meinung auseinandergesetzt, in einem offenen Brief an Hollmann[2]), mit der Offenheit, die er, Gottsched, immer lobend anerkenne, zu verstehen gegeben, daß sie ihm nicht zusage. Endlich erwähnt der Autor, daß ihm auch von idealistischer Seite Widerspruch zugekommen sei; er zitiert einen Brief des französischen Predigers Le Maître in Baireuth, worin der Idealismus Berkeleys verteidigt wird.[3]) Gottsched will sich aber durch nichts beirren lassen.

In der Untersuchung selbst wirft er gegenüber Descartes die Fragen auf, ob wir die eigentliche Natur des Geistes genugsam erforscht hätten und ob für uns wirklich das Wesen des Geistes im Denken besteht. Beides leugnet Gottsched (S. 37). Wir brauchten nicht daran zu verzweifeln, den Zusammenhang zwischen der Fähigkeit des Denkens und Bewegens zu finden. Es fehlen vielleicht nur gewisse vermittelnde Wahrheiten, ohne deren vorherige Kenntnis wir noch nicht zur Klarheit kommen können (S. 38). Aber noch auf andere Weise bekämpft Descartes den physischen Einfluß. Es war zu seiner Zeit ein Naturgesetz von der

1) Vergl. B. Erdmann, S. 19 flg.

2) Samuel Chstn. Hollmann, damals Professor in Wittenberg; seine ersten Schriften sind gegen die Monadologie und die prästabilierte Harmonie gerichtet. — Schreiber ist ein junger Königsberger, der 1726 über Leipzig nach Leyden gegangen. 1729 bis 1731 doziert er an der Leipziger Universität, bekannter ist seine Wirksamkeit in Petersburg. Wie gar manche Zeitgenossen umspannt er die Philosophie, Mathematik und Medizin. Schreiber trat später aus gleichem Grunde gegen Knutzen auf, — vergl. B. Erdmann S. 80.

3) Vergl. Danzel S. 13.

Bewegung in Geltung gekommen, wonach im Universum immer dieselbe Menge an Bewegung bewahrt werde. Dies sagte dem Descartes umsomehr zu, je gewisser er überzeugt war, daß aus dem Körper, den er sich als ausgedehnte Substanz vorstellte, keine Bewegung als notwendiges Attribut folgen könne, wenn anders jeder Körper zur Bewegung und Ruhe indifferent wäre (S. 39). Dabei habe aber Descartes zunächst fälschlich angenommen, daß alle Geschöpfe eine bewegende Kraft entbehrten und daß aus der Natur der Körper keinerlei Bewegung hergeleitet werden könne. Gottsched giebt wiederholt zu, daß diese bewegende Kraft nicht erklärt werden kann, wenn der Körper nur als ausgedehnte Substanz angesehen werde (S. 40). Aber er wiederholt auch seinen Einwand, daß die Descartessche Definition nicht hinreiche, das Wesen des Körpers zu erklären, da sie einen leeren Raum mit dem Körper verwechselt. Überdies sei das Naturgesetz von der Bewahrung derselben Menge Bewegung nach Descartes' Zeit als falsch erwiesen. Durch Experimente könne als festgestellt gelten, daß sich die Bewegung in der Natur der Dinge vermehre und vermindere (S. 41). Unser Autor verweist auf das von Leibniz anstelle des cartesianischen eingeführte Bewegungsgesetz, wonach nicht dieselbe Menge Bewegung, sondern dieselbe Menge bewegender Kräfte im Universum bewahrt bleibe (S. 42). Nachdem Gottsched schließlich betont, daß er nicht von mechanischen Kräften, sondern von den ursächlichen Kräften der geschaffenen Substanzen gesprochen, die metaphysischer Art seien, beruft er sich auf Wolfs Metaphysik, welche diese bewegenden Kräfte in den Elementen der Körper als einfachen Substanzen aufzusuchen gewiesen habe; er verspricht später zu zeigen, daß von diesen Kräften vorzugsweise das öfter erwähnte Bewegungsgesetz verstanden werden müsse (S. 45). — Von den Cartesianern sei nach alledem das System des physischen Einflusses nicht über den Haufen geworfen. Denn die Grundsätze, aus denen sie sich gegen dasselbe auflehnten, waren zu ungewiß. Pomphaft schließt Gottsched: Wenn es erlaubt ist, Definitionen von den Dingen zu bilden und zu überliefern, wenn es freisteht, beliebige Naturgesetze auszusinnen: dann wird es wahrlich sehr leicht sein, ich weiß nicht welche philosophische Dogmen zu demonstrieren oder zu widerlegen.

So hat unser Autor den Descartes in letzter Linie durch Berufung auf Leibniz und Wolf zurückgeschlagen — und nicht nur in letzter Linie: war doch schon von Leibniz durchgehends die Gegenüberstellung des Denkens und der Ausdehnung als der einseitigen Attribute des Geistes beziehungsweise des Körpers überwunden. Sowohl auf das Irrige des cartesianischen Bewegungsgesetzes als auf die falsche Voraussetzung, daß die Körper keine Bewegung hervorbrächten, kommt Leibniz wiederholt

zurück.[1]) Man muß deshalb doppelt gespannt sein, welchen Weg Gottsched in der dritten Dissertation einschlagen wird, wo er endlich auf sich selbst gestellt ist und gerade die Männer befehdet, deren Stütze er bis dahin so ausgiebig benutzt hat.

„Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica. Caput secundum Anti-Leibnitianum.“ Diese endgiltige Abrechnung Gottscheds nimmt den § 762 von Wolfs deutscher Metaphysik zum Ausgangspunkt, da nirgends klarer als hier gezeigt sei, auf welche Weise von den Leibnizschen Prinzipien aus gegen den physischen Einfluß angekämpft werden könne. Wenn nämlich — entsprechend der Leibniz-Wolffschen Auffassung — immer einerlei bewegende Kraft in der Welt erhalten werde, wäre eine Wirkung des Leibes und der Seele in einander unmöglich: sollte einerseits die Seele die Bewegung im Leibe bloß durch ihren Willen hervorbringen, so wäre eine Bewegung ohne eine vorhergehende Bewegung hervorgebracht; brächte andererseits die Bewegung des Körpers einen Gedanken der Seele hervor, so würde eine Bewegung aufhören, ohne daß eine neue Bewegung nachfolgte. Dem gegenüber — meint Gottsched nun — müssen wir uns verständigen: 1. was unter bewegenden Kräften in der angeführten Bewegungsregel zu verstehen sei? 2. ob überhaupt auf keine Weise unsere Seele oder ein anderer Geist mit einer Kraft dieser Art begabt sein könne? In der Aufwerfung dieser zweiten Frage kommt Gottsched also auf sein gegen Ende (S. 45) der zweiten Dissertation gegebenes Versprechen zurück, und auf dem Nachweis einer bewegenden Kraft in der Seele ruht überhaupt der Schwerpunkt dieser Gottschedschen Untersuchung Folgerecht meint unser Autor: wenn er jene bewegende Kraft im Sinne von Leibniz und Wolf definiere und sie in allen Geistern insgemein nachweise, dann werde unanfechtbar offenbar sein, daß entweder der physische Einfluß vor jenem Bewegungsgesetz bestehen könne oder es überhaupt keinen Austausch („communicatio“) der Bewegung im Universum, nicht einmal zwischen Körpern, gebe (S. 61)

Getreu dieser Vornahme, stützt sich Gottsched zur Lösung der ersten Frage noch einmal auf Wolf. In § 697 der deutschen Metaphysik nebst den Anmerkungen zu diesem Paragraphen im II. Teil weist das Schulhaupt nach, daß die bewegende Kraft als ursprünglich in den Elementen der Körper sein muß, woraus Gottsched alsbald folgert, daß wir in der gegenwärtigen metaphysischen Frage über die Beziehungen von Geist und Körper nicht bei dem mechanischen Begriff der Kräfte stehen bleiben

1) Man vergl. Theodicee mit Gottscheds Anmerkungen S. 172 flg , 551 flg., 612, 616.

dürfen, der nur den in thätiger Bewegung dargestellten Körpern entspricht, sondern zu den ersten Quellen der Kräfte vordringen müßten, die gerade in den einfachen Dingen hervortreten (S. 64 flg.). In der folgenden Prüfung der zweiten Frage unterscheidet der Autor denn auch zwischen dem mechanischen und metaphysischen Begriff der bewegenden Kräfte, zwischen dem was in der Bewegung imaginär ist und dem was real unter ihr begriffen wird, zwischen abgeleiteten und ursprünglichen Kräften. Auch hierfür beruft er sich auf Leibniz und Wolf (S. 65 flg.). Nicht genug damit, er nimmt Leibniz auch für die Folgerung in Anspruch, daß unseren Seelen bewegende Kräfte zukommen: im metaphysischen Sinne, nicht im mechanischen; ursprüngliche Kräfte, nicht abgeleitete; genau gesagt: das was in der Bewegung real ist, jenes unmittelbar Wirkende nämlich in der Kraft, die sich bestrebt, eine Bewegung herzustellen (S. 66 flg.). Namentlich Leibnizens Gleichsetzung der Kräfte mit den Entelechien konnte Gottsched hier heranziehen; gestand der große Idealist doch, daß nichts geeigneter sei als die Kraft in den Erscheinungen der Körper, den Eingang für die Betrachtung der geistigen („spirituelles") Ursachen zu bilden. Leibniz meinte damit ausdrücklich, der Religion einen Dienst geleistet, die materialistische Philosophie aufgehalten zu haben, indem er zeigte, daß die Gründe der Regeln über die Kraft von etwas Höherem („de quelquechose de supérieur") herrühren (S. 68). Also die Entelechien der Alten, denen einst alle Thätigkeit zugeschrieben wurde, überträgt Leibniz vornehmlich auf die Seelen! Auch in mechanischen Dingen lehrt derselbe Philosoph zu dem metaphysischen Ursprung der Kräfte vorschreiten! Wer sieht nicht, daß Leibniz der Meinung war, wir müßten auch im Begriff der Kräfte bis zum Geistigen als etwas Höherem zurückgreifen? (S. 68 flg.)

Des näheren erläutert Gottsched die von ihm vorausgesetzte seelische Bewegungskraft nicht nur — wie man gemutmaßt und ja auch Wolf noch unterstellt hatte — als einen Willen, sondern auch als eine merkliche Anstrengung („conatum insignem"), bisweilen im Körper freiwillige Bewegungen hervorzubringen. Diese Anstrengung und Bemühung („qui nisus atque conatus") tritt unter dem Namen der Kräfte auf und ward von Leibniz „das was in der Bewegung real ist" genannt (S. 70). Die Leibnizianer mochten nun freilich nach Wolfs Vorgang einwerfen, daß eine einfache Substanz nur eine einzige Kraft haben könne, und es deshalb widersprechend erachten, dem einfachsten Wesen des Geistes eine doppelte Kraft zuzuschreiben, eine vorstellende und eine bewegende. Aber auch Gottsched denkt nur an eine einheitliche Kraft, nämlich die ständige Bemühung, seinen Zustand zu verändern („conatum, statum suum mutandi, perpetuum"). Diese Anstrengung ist die Quelle und der Born („fons et scaturigo") sowohl der Wahrnehmungen als der übrigen Handlungen im

einfachen Dinge. Erklärten denn die neueren Philosophen nicht das Vorstellen und Wollen aus ein und derselben Kraft? (S. 71.)

Nach alledem glaubt unser Autor der Anforderung Wolfs an die Verteidiger des physischen Einflusses entsprochen, er glaubt nachgewiesen zu haben, daß trotz dieser Wirkung der Seele auf den Körper die Ordnung der Natur erhalten bleibt (S. 72). Ja, wie Gottsched dauernd diesen Standpunkt festhält, betont er noch in seiner Ausgabe der Theodicee[1]) von 1763, er habe in der dritten Dissertation „eine gewisse Art des natürlichen Einflusses, die sich mit dem übrigen Leibnizianischen System zusammenreimet, vorgetragen.“ So läßt er denn auch im Sinne von Leibniz die Abhandlung in eine schwungvolle Huldigung für die Harmonie des Alls austönen, freilich indem er nur die Stoiker als Gewährsmänner nennt. Fern habe es seinen Erörterungen gelegen, die Einheit der Geister- und Körperwelt zu zerreißen.

Halten wir den Gesamteindruck der dritten Dissertation und damit das wesentlichste Ergebnis dieser ganzen Reihe von Abhandlungen fest, so müssen wir zugestehen, daß sich nirgends ein direkter Angriff gegen die prästabilierte Harmonie richtet: vielmehr ist nur der Nachweis versucht, daß es eines so durchaus metaphysischen Prinzips gar nicht bedürfe, da nicht bloß Descartes, sondern auch Leibniz und Wolf den physischen Einfluß mit Unrecht zurückgewiesen hätten. Indem aber Gottsched das Irrige der gegen den physischen Einfluß erhobenen Einwände darthun will, sieht er sich doch genötigt, wenigstens in einem Punkte das Prinzip des physischen Einflusses positiv zu erläutern; so wird in seiner dritten Dissertation der Gedanke nicht nur betont, sondern bis zu einem gewissen Grade entwickelt und durchgeführt, daß auch der Seele bewegende Kraft, eine Anstrengung ihren Zustand zu verändern, innewohne.

Alle Vorsicht, die unsern Gottsched so weit wie möglich mit Leibniz und Wolf gehen hieß, konnte nicht hindern, daß Wolf vorübergehend eine gewisse „Kaltsinnigkeit“ gegen den Abtrünnigen blicken ließ.[2]) Das Schulhaupt faßte sein Urteil in folgende prägnante Sätze zusammen[3]): „Herr Gottsched hat mir aus Leipzig seine Disputation zugeschickt, darinnen er den influxum physicum feststellen will; allein, wie ich sehe, so hat er nicht recht eingesehen, was die modificationes virium sind, was der influxus physicus haben will, und führet noch schlimmere occultas qualitates ein, als die scholastici gehabt, maßen er causas phaenomenorum fictorum fingieret, da die scholastici bloß causas phaenomenorum verorum als bekannt annehmen, davon sie keinen Begriff hatten.“ Dieses Urteil

1) Anmerkung zu § 55 (S. 62).
2) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
3) Vergl. Danzel S. 14.

klingt ziemlich wegwerfend im Munde eines Mannes, der die vorherbestimmte Harmonie selbst nur zur Lösung der Einzelfrage über Beziehung von Leib und Seele, noch dazu mit Vorsicht, angenommen hatte. In der That war es Gottsched ja gerade nur mit Hilfe eines Leibnizianischen metaphysischen Prinzips gelungen, den physischen Einfluß zu retten. Ein Anstrengen und Anstemmen des Geistes, seinen Zustand zu verändern und eine Bewegung im Körper hervorzubringen — und gar ausdrücklich als „physischer Einfluß" gefaßt — legte dagegen eine rein materielle, mechanische Thätigkeit der Seele nahe. Diese unklare Vermischung von mechanischen — um nicht zu sagen materialistischen — mit metaphysischen — um nicht zu sagen spiritualistischen — Vorstellungen ist in der That der Grundmangel von Gottscheds System. In einer philosophischen Bewegung jedoch, die überall zum Mechanismus hindrängte, ohne ihre metaphysische Provenienz verleugnen zu wollen und zu können, — unter der Führung eines Mannes, der auch das Übersinnliche so weit wie möglich mechanisch oder doch logisch vorstellen wollte, — in einer solchen philosophischen Gruppe braucht der Verfasser der „Vindiciae systematis influxus physici" keineswegs beschämt zurückzutreten: er ordnet sich ihr vielmehr gerade durch diese Schrift als typischer Vorkämpfer ein. Was ihn seinen Zeitgenossen vorübergehend als Gegner Wolfs erscheinen ließ, das macht ihn für uns gerade zu einem charakteristischen Schüler Wolfs, — allerdings zu einem *charakteristischen*, also zu einem, der nicht blindlings in verba magistri schwört, sondern im Geiste des Meisters, unter Umständen auch gegen dessen eigene Einzelmeinung zu den schwebenden Problemen Stellung zu nehmen sucht.

Thatsächlich gelangt denn auch die Theorie des physischen Einflusses in der Wolfschen Schule während der dreißiger Jahre zum Siege.[1]) Mehr positive Begründung als in Gottscheds vorwiegend — wenn auch nicht ausschließlich — defensiven Abhandlungen erfährt dies alte Prinzip besonders durch seinen ostpreußischen Landsmann Martin Knutzen, der, 1713 in Königsberg geboren, 1728 die dortige Universität bezieht[2]) und dann 1735 eine „Commentatio philosophica de commercio mentis et corporis per influxum physicum explicando" veröffentlicht. Als er sie zehn Jahre später mit einer zweiten Abhandlung unter dem gemeinsamen Titel „Systema causarum efficientium" von neuem herausgiebt, vermittelt Gottsched, mit dem er seit 1740 in Briefwechsel steht, ihm — wie so vielen Gelehrten — in Leipzig einen geeigneten Verleger.[3]) Eine leise Eifersüchtelei zwischen beiden Männern machte sich bei ihrem persön-

1) Vergl. B. Erdmann S. 55.
2) Ebenda S. 48 flg.
3) Vergl. B. Erdmann S. 52.

lichen Zusammentreffen, als Gottsched 1744 die Heimat besuchte, geltend[1]), ohne die Fortdauer ihres Briefwechsels zu verhindern. Wenn Benno Erdmann[2]) „aus historischen Gründen" eine Abhängigkeit Knutzens von Gottsched leugnet, so enthielte zwar schon die dritte Dissertation, deren positiven Gehalt B. Erdmann unterschätzt, genug Stoff zur Anregung; aber auch die Fortführung der Untersuchung im theoretischen Teile von Gottscheds „Weltweisheit" war Mitte 1734 bei Vollendung von Knutzens Abhandlung längst in Königsberg, da jenes Lehrbuch nicht Anfang 1734, sondern 1733 fertiggestellt war: so lautet die Jahreszahl, und die Widmung trägt das Datum: 1. Mai 1733; wir werden sogar erfahren, daß der Text privatim schon Ende 1732 in Danzig vorlag; damals war der Druck schon abgeschlossen.[3]) Jedenfalls nennt Knutzen (Commentatio S. 4 flg.) Gottscheds Vindiciae unter den Schriften, die, „ut profundius hoc argumentum rimarer, mihi exsistebant auctores." Hat nun zweifellos Knutzen, der spätere Lehrer Kants, die Theorie des physischen Einflusses positiver und tiefer begründet, so lassen sich doch bestimmte Berührungen mit Gottsched nicht verkennen, die einer Anregung durch den Vorgänger entsprungen sein mögen. Interessant ist zunächst, daß beide Philosophen ihre Stellung in gleicher Weise historisch entwickeln: auch Knutzen bekennt sich als ursprünglichen Anhänger der prästabilierten Harmonie, bis er zu der Überzeugung gelangt: daß der physische Einfluß noch keineswegs genügend widerlegt sei.[4]) Das war ja gerade der charakteristische Ausgangspunkt von Gottscheds Untersuchung; dieser Nachweis, daß der physische Einfluß noch nicht widerlegt sei, bildete doch den eigentlichen Inhalt seiner Dissertationen. Durch sie, namentlich durch die letzte, wird Knutzen zu seiner neuen Überzeugung angeleitet worden sein. Wie weit noch immer die Verwandtschaft zwischen einem Gottsched und dem philosophischeren Geiste Knutzen geht, zeigt ferner die starke Betonung der dualistischen Auffassung von Leibnizens System. Im übrigen wird auch hier nicht nur der Seele das Bestreben beigelegt, im Körper Bewegungen hervorzubringen, sondern es wird dieser Versuch sogar unmittelbar der Wechselwirkung der einfachen Elemente zugeschrieben. Dabei führt Knutzen in das Gesetz von Erhaltung der gleichen Bewegungskräfte anstelle der lebendigen, bewegenden Kräfte die primitiven, substantiellen ein, aus deren Modifikationen die lebendigen Kräfte entständen, — hatte doch schon Gottscheds Auffassung dieser modificationes virium das besondere Mißfallen Christian Wolfs gefunden. All das stand bereits in Gottscheds Dissertationen; wenn man bedenkt, wie Knutzen solche

1) Vergl. Gottlieb Krause: Gottsched und Flottwell, S. 161, 165, 260.
2) „Martin Knutzen", S. 82.
3) Vorrede zur Weltweisheit II[7].
4) Vergl. B. Erdmann S. 84 flg.

Elemente zu einem geschlossenen System ausgestaltete, können einzelne Berührungen freilich kaum sein Verdienst wesentlich vermindern.

In Gottscheds „Ersten Gründen der gesamten Weltweisheit“[1]) wurde über die Vereinigung der Seele und des Leibes prinzipiell wenig Neues vorgetragen. Auch hier legt der Verfasser zunächst die drei Theorien dar, welche er schon in den Dissertationen gegenübergestellt, um noch immer einen gewissen Eklektizismus selbst hierin nicht zu verleugnen: „Keine derselben ist vollkommen erkläret oder demonstrieret. Eine jede davon hat noch ihre Schwierigkeiten: es kann sich also ein jeder an diejenige halten, die ihm am besten gefällt!!“ Allerdings fährt er natürlich fort: „Mir ist es indessen allemal vorgekommen, daß man nicht eher Ursache habe, die allerälteste und gemeineste Meinung vom natürlichen Einflusse zu verwerfen, bis man sie vollkommen widerleget und ihre Unmöglichkeit erwiesen haben wird: welches aber noch zur Zeit nicht geschehen ist.“[2]) Indem Gottsched schließlich seine Auffassung dieses physischen Einflusses darlegt[3]), verharrt er meist bei den positiven Ansätzen der dritten Dissertation. Nur zwei Punkte sind deutlicher bezeichnet. Gottsched leitet nunmehr die Nötigung der Seele zu einer Wirkung in den Körper mittelbarer ab: „Die Seele hat nämlich eine Bemühung, neue Empfindungen hervorzubringen. Diese kann sie nicht haben, wenn ihr Körper nicht eine solche Lage und Stellung in der Welt hat, daß vermittelst der sinnlichen Gliedmaßen die materialischen Bilder im Gehirne erwecket werden können. Also strebt sie denn zu gleicher Zeit nach dieser veränderten Stellung oder Lage des Körpers.“ Das ist in der That eine unverkennbare Materialisierung der Seelenfunktion, jedenfalls ein Fortschritt nach der naturwissenschaftlichen Seite. Außerdem erläutert unser Autor den Anstoß der Seele zu körperlichen Bewegungen durch die ergänzende Bemerkung: „Es darf ja auch die Seele nicht die ganze Kraft, womit der Körper bewegt wird, allein besitzen. Es sind schon in den flüssigen Teilen des Leibes so viele Kräfte vorhanden, daß selbige gleichsam nur einer Aufweckung und Bestimmung bedürfen, wenn sie wirken sollen.“ Die Seele bringt also nur „den Nervensaft in Bewegung.“ — Knutzen hat diese Wechselwirkung zwischen den Vorstellungen und den Bewegungen der „Nervenflüssigkeit“ dann näher ausgeführt. — Zum Schluß noch einmal eine reservatio unseres „tapfern“ Streiters: „Doch ich gebe dieses alles nur vor bloße Mutmaßungen aus, und lasse es dahin gestellt sein, welche Meinung bei einem reifern Erkenntnisse der Seele und des Leibes mit der Zeit die Oberhand behalten wird.“

1) I¹, 304 flg.
2) Ebenda S. 310.
3) Ebenda S. 311 flg.

Neben solchem unsicher tastenden Eklektizismus ist es also eine weitergehende Einführung materialistischer Elemente, die, zunächst für diese wichtige Einzelfrage, in dem Lehrgebäude unseres Philosophen hervortritt. Sehen wir zu, wie sich nun das philosophische System Gottscheds im ganzen charakterisiert: überblicken wir seine „Ersten Gründe der gesamten Weltweisheit"!

b) In welchem Geiste ist Gottscheds Lehrbuch der Weltweisheit gehalten? Was unser Philosoph über Ursache und Endzweck seines Buches verlauten läßt, erweckt nicht gerade ein günstiges Vorurteil. Wie nach Gottscheds Eingeständnis seine Trilogie über den physischen Einfluß seine Beförderung zum außerordentlichen Professor bewirken sollte, so nimmt er in seiner „Weltweisheit" den Anlauf zum Ordinariat: „Seiner Lust nach", schreibt Clauder aus Leipzig den 2. September 1733 an Bodmer, „blieb er freilich lieber bei der Poesie, allein er muß das utile dem dulci vorziehen, indem er bloß von Lesung seiner Collegiorum leben muß." Und Gottsched selbst entblödet sich nicht, gegenüber demselben Züricher Korrespondenten am 3. Juni des folgenden Jahres über den Erfolg seines „Strebens" zu quittieren. Auf Bodmers Mahnung, lieber bei der Dichtkunst zu bleiben als sich in die Philosophie zu vertiefen, antwortet der Biedermann nämlich mit folgendem Herzenserguß: „Ein Poet und weiter nichts zu sein, nährt bei uns seinen Mann nicht. Wir können nicht alle Professoren der Poesie werden; und der Ausgang hat es letzlich gewiesen, daß ich die Logik und Metaphysik zu lehren bestimmet gewesen. Ich habe also nicht vergeblich mein philosophisches Buch herausgegeben: denn hält es gleich viel Besondres in sich, so hat es doch bei Hofe seine Wirkung gehabt, wo man auf solche Proben sieht. Doch kann ich nicht leugnen, daß die freien Künste mir allezeit sehr nahe am Herzen liegen werden, weswegen ich denn auch den Titel eines Prof. Poeseos nicht habe fahren lassen, wie ich wohl hätte thun können."[1]) Seinen Lieblingswunsch, die ordentliche Professur der Poesie in Leipzig zu erlangen, sah er infolge von allerlei Kabalen zeitlebens nicht in Erfüllung gehen: so ermüdete er nicht, sich als ord. Prof. der Logik und Metaphysik wie außerord. Prof. der Poesie zu bezeichnen.

Etwas anders stellt Gottsched die Veranlassung in der Vorrede und später in der uns bekannten Nachricht von seinen Schriften dar. Seit 1731 sei er es überdrüssig geworden, die dunkle Schreibart in Thümmigs lateinischem Handbuch der Wolffschen Philosophie zu erklären, das er bisher seinen Vorlesungen zugrunde gelegt hatte: so habe er sein deutsches

1) Einige Stellen dieses Briefes bereits bei Bernays in der Allg. Deutsch. Biographie, Artikel Gottsched.

Lehrbuch der Weltweisheit in Angriff genommen. Gottsched will wahrgenommen haben, daß die in etwas undeutliche und an vielen Orten sehr verworrene lateinische Schreibart, deren sich jener Autor bedient hat, den Anfängern „mehr Schwierigkeiten verursachet hat, als die Wahrheiten selbst, so er vorgetragen.“ Nun muß man eingestehen, daß Thümmigs „Institutiones Philosophiae Wolfianae“ im allgemeinen klar und präzis sind, — es sei denn daß einer „die lateinischen Buchstaben nicht leiden“ kann, wie man ja Gottsched vorwarf. Wenn man ferner bedenkt, daß Gottscheds Anlehnung an Thümmig weit genug ging, um ihm die Beschuldigung zuzuziehen, sein Buch sei eine bloße Übersetzung der lateinischen Vorlage[1]), so wird man zum mindesten geneigt sein, den ursprünglich betonten äußeren Anlaß für maßgebender anzusehen als die später vorgeschobene innere Ursache.

Wir müssen indes weiter gehen und den Vorwurf des Plagiates ernstlich auf seine Berechtigung prüfen. Der Gengenbachische Benediktiner P. Dornblüth, den wir als leidenschaftlichen Gegner Gottscheds auf sprachlichem Gebiete kennen, hat diesen Verdacht ganz gelegentlich und auf fremde Autorität hin 1755 ausgesprochen; er beruft sich nur unbestimmt auf „einen Gelehrten, der beide gegen einander gehalten hat.“ Wiederholt man die Manipulation dieses ungenannten Gelehrten, so zeigt sich allerdings in den meisten Abschnitten eine auf den ersten Blick verblüffende Übereinstimmung. Ludwig Philipp Thümmigs Werk war in zwei Bänden 1725 und 26 erschienen; der Verfasser wirkte damals in Kassel, vorher hatte er Wolf in Amt und Verbannung zur Seite gestanden; inzwischen war er 1728 gestorben. Sollte Gottsched sich wirklich erdreistet haben, ein so verbreitetes Buch ohne weiteres auszuschreiben? Vergleichen wir zunächst im einzelnen.

Gottscheds Logik beginnt nach einer „Einleitung zu der Weltweisheit überhaupt“ § 17 des „Theoretischen Teils“ seiner „Weltweisheit“.

Thümmig.	**Gottsched.**
Institutiones Logicae.	
§ 1. „Philosophia rationalis seu Logica est habitus utendi facultate cognoscitiva in veritate investiganda et dijudicanda.“...	§ 17. „Die Vernunftlehre ist eine Wissenschaft, die Kräfte seines Verstandes in Untersuchung und Beurteilung der Wahrheit recht zu gebrauchen.“...
§ 2. „Mens dum cognoscit, ad certas regulas se attemperat, quas naturaliter confuse tantum percipit, atque in istarum regularum confusa	§ 19. „Gleichwohl beobachtet auch diese sich selbst gelassene natürliche Vernunft in ihren Urteilen und Schlüssen gewisse Regeln, die ein Scharfsinniger

1) Dornblüth: Observationes S. 46 flg.

perceptione consistit Logica naturalis docens, quemadmodum in illarum executione Logica naturalis utens.

auch in den Reden der Allereinfältigsten wahrnimmt. Alle diese Regeln zusammengenommen, können wir die natürliche Vernunftlehre nennen; die aber denen, so sich darnach richten, nur ganz undeutlich vor Augen schweben. Ja weil sie dieselbe nur aus der Nachahmung gelernt haben: so wissen sie gar keine Rechenschaft davon zu geben, wenn man sie darüber befraget. Daher kommt es denn, daß sie bei dem besten Mutterwitze, dessen sie sich rühmen, gar leicht wider die wahren Regeln der Vernunftschlüsse verstoßen können."

Distincta earundem regularum cognitio Logicam artificialem docentem, distincta denique earundem applicatio Logicam artificialem utentem absolvit."

§ 20. „Weil nun die natürliche Vernunftlehre uns vor Irrtümern nicht sicher genug macht, so muß man sich ihre Regeln deutlicher vorstellen lernen, damit man sie desto besser beobachten könne. Der Inbegriff derselben heißet nachmals die künstliche Vernunftlehre, und man siehet leichtlich, daß dieselbe allen Gelehrten unentbehrlich ist. Denn da die Irrtümer derselben viel gefährlichere Folgen nach sich ziehen, als andrer Leute Fehltritte, so haben sie Ursache, sich desto mehr dafür in acht zu nehmen."

§ 3. „Usus Logicae consistit 1. in inveniendo et quidem vel a posteriori seu per experientiam beneficio sensuum, vel a priori seu per rationem beneficio intellectus stricte sic dicti; 2. in dijudicando et quidem vel veritates, vel vires ad istas cognoscendum requisitas; 3. in discendo, nempe in legendis et dijudicandis libris; 4. in docendo, scilicet in convincendo, refutando et disputando."

§ 23. „Die Vernunftlehre hat einen vierfachen Nutzen Vors erste lehret sie uns Wahrheiten erfinden; und zwar entweder aus der Erfahrung oder durch lauter Vernunftschlüsse. Zum anderen lehret sie uns die bereits erfundenen Wahrheiten, imgleichen die zur Entdeckung und Erkenntnis derselben gehörigen Kräfte prüfen und beurteilen. Zum dritten lehret sie uns mit Nutzen Bücher lesen und von der Lehrart lebendiger Lehrer vernünftige Urteile fällen. Endlich zum vierten lehrt sie uns andre von Wahrheiten überzeugen, ihre Irrtümer widerlegen, und mit unsern Gegnern ordentlich disputieren: weswegen sie allen Lehrern überhaupt unentbehrlich ist."

§ 5. „Notandum itaque notionem vel esse claram vel obscuram. Clara dicitur, quae habet unde rem re-

§ 25. „Die Begriffe sind entweder klar oder dunkel. Ein klarer Begriff ist so beschaffen, daß man ihn gleich er-

praesentatam agnoscere possimus, veluti cum novimus, eandem esse, cui hoc vel istud nominis tribuatur, quam hoc vel in isto loco antea vidimus: obscura vero, quae ad rem repraesentatam agnoscendam insufficiens deprehenditur, veluti si utcunque meminerim alicujus termini technici, nec quantum satis rem denotatam agnoscere valeo.“

kennen und nennen kann, sobald er uns vorkommet. Z. B. kann ein Berg dienen, den man sogleich erkennet und mit seinen Namen zu benennen weiß, sobald man ihn siehet. Ein dunkler Begriff hergegen ist nicht gleich zu erkennen, sobald man ihn gewahr wird. Z. B. Wenn man im Dunkeln was Weißes sieht: so kann man nicht gleich sagen, ob es ein Mensch, ein Tier, ein Tuch oder ein Stein sei.“

In ähnlicher Weise entsprechen einander besonders Thümmigs §§ 7, 8, 9, 10, 11 flg., 14 flg. und Gottscheds §§ 27, 30, 31 flg., 33, 34 flg., 42 flg.; ebenso in der Ontologie Thümmigs §§ 5, 6, 7, 8, 9 und Gottscheds (durch das ganze Buch fortlaufend numerierte) §§ 219, 221, 220, 223, 222, also mit einigen Umstellungen. So geht es fast überall fort. Noch einige markante Beispiele:

Thümmigs

Institutiones Cosmologiae.

§ 22. „Etsi autem hoc in universo seu praesenti rerum ordine non omnia contingentia actum consequantur, nondum tamen exinde cum Spinosa aliisque fatalis necessitatis defensoribus inferre licet, nullum alium possibilem esse ordinem rerum, quo et ipsa ad actum perducantur: quin attendenti contrarium patet. Etenim contingentia, iis quae existunt, opposita, perinde ac eadem, quae existunt contradictionem minime involvunt, adeoque intrinsecam possibilitatem habent: quod nec Spinosa nec Fatalistae negant. Concipi autem possunt causae, a quibus perinde ac ea, quae existunt, in actu suo determinari possunt: unde possibilitas extrinseca pendet. V. gr. Dum pluit, quia ventus ab occidente spirans nubes advehit in aëre rariori resolubiles in pluviam, concipere licet, fore coelum serenum, si aër ab oriente spiret nullos vapores in nubes collectos secum trahens“...

Gottscheds

Weltweisheit I[7].

§ 337. „Es ist also falsch was Spinosa u. a. Fatalisten vorgeben: als ob nur blos dasjenige möglich wäre, was wirklich vorhanden ist oder geschieht, alles übrige aber, was noch nicht geschehen ist, auch in dieser Welt nicht geschehen wird, schlechterdings unmöglich sei. Denn entweder leugnen diese Leute die innerliche Möglichkeit eines solchen Dinges: so müssen sie beweisen, daß dasjenige, was nicht geschieht, einen Widerspruch in sich halte. Z. B. Sie müßten zeigen, daß das Regenwetter einen Widerspruch in sich halte: welches aber ganz ungereimt wäre; weil es zu andern Zeiten unzähligemal geregnet hat, auch vielleicht itzo an andern Orten regnet.“

[§ 338.] „Oder sie müssen behaupten, daß diese innerliche und an sich selbst mögliche Sache nur aus Mangel der dazu erforderten Ursachen nicht äußerlich möglich werden oder zustande kommen könne. Allein auch dieses läßt sich nicht mit Grunde sagen. Denn man kann ja Ursachen genug erdenken, daraus ein Regenwetter entstehen kann: z. E. eine Menge von Dünsten, die in den abend-

ländischen Meeren aufgestiegen; einen Westwind, der sie hergetrieben; eine leichtere Luft, die selbige nicht ertragen können, und also fallen lassen 2c. Alle diese Dinge sind zulänglich genug, ein Regenwetter zu verursachen; haben es auch schon oftmals verursachet."

Man vergleiche auch unter andern Beispielen, wie sich § 9 von Thümmigs Psychologie mit Gottsched I⁷, § 871 deckt, ebenda § 16 flg. mit dem Gottschedschen § 875. Dasselbe Verhältnis waltet auf weiten Strecken der „praktischen Weltweisheit" ob: So entspricht in der allgemeinen Sittenlehre § 9 bei Thümmig dem § 14 bei Gottsched, § 10 dem § 19, § 12 dem § 21 u. s. f. Zum Überfluß halte man Thümmigs Oekonomik §§ 12, 14 und 15 mit Gottscheds §§ 715 und 717 zusammen — zugleich ein Beispiel, was man damals mit breiter Lehrhaftigkeit logisch abzuleiten fertig brachte:

Thümmig.

§ 12. „Salus societatis consistit in non impedita promotione boni communis conjunctis viribus obtinendi. Quamobrem cum in societate nuptiali omnia ad liberorum procreationem et educationem tendunt, ut salus societatis nuptialis obtineatur, ob utroque conjuge danda est opera, ut liberi cum corporis habitu, tum animi dotibus atque virtutibus valentes Reip. sistantur cives."

§ 14. „Quoniam juri naturali non convenit nisi coitus sobolis procreandae gratia susceptus (§ 285, 286 Jur. nat.), conjugibus quoque convenit temperare appetitum circa venerem, consequenter castitas (§ 329 Eth.)." [1])

Gottsched.

§ 715. „Da die Absicht des Ehestandes vornehmlich die Erzeugung und Auferziehung der Kinder, sodann aber auch die gemeinschaftliche Beförderung der Glückseligkeit ist: so ist wohl die erste Forderung aus dieser oben gegebenen Lehre: daß man sich zur Ehe eine Person zu erwählen habe, durch welche beides, so gut als möglich ist, erhalten werden kann. Zur Erzeugung der Kinder gehören gesunde und von Natur dazu tüchtige Leute, die auch weder zu jung noch zu alt sind. Zur guten Erziehung gehören teils verständige und tugendhafte Personen, teils solche, die allen dazu nötigen Vorschub thun können" 2c. . . .

§ 717. „Weil nun der Beischlaf nur um des Kindererzeugens halber geschehen soll, wie das Recht der Natur (320. §) befiehlt: so sollen auch verehelichte Personen ihre Wollust mäßigen und selbst im Ehestande keusch sein.

---

1) Man sieht, Mephistos Spott:

„Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei" —

ist alles eher als übertrieben.

§ 15. „Quamobrem et conjuges a verbis, gestibus aliisque actionibus lascivis abstinere jubentur.“

Hieraus fließt denn, daß sie sich auch aller unzüchtigen Worte, Geberden und Kleidungen zu enthalten haben, wodurch die böse Lust gereizet und aufgebracht werden kann.“

Offenbar hat Gottsched vieles breiter ausgeführt, um die klare Faßlichkeit zu erhöhen. Diese Absicht ist ihm denn auch thatsächlich gelungen, wennschon sich manches nun noch seichter ausnimmt. Zugrunde liegt aber ganz unverkennbar in den meisten Kapiteln die Thümmigsche Fassung, so daß wir zwar nicht — wie Dornblüth — von einer bloßen Übersetzung, jedoch von einer Überarbeitung des lateinischen Handbuchs sprechen müssen.

Ein Verdienst Gottscheds besteht hier also immerhin schon darin, daß er die deutsche Sprache, und zwar auf geschickte, leicht lesbare Weise, verwendet. Das Fernbleiben von aller Tiefe beförderte wenigstens die Klarheit und Gemeinverständlichkeit. Ein lateinisches Handbuch beschränkte die Weltweisheit von vornherein in alter Weise auf den Kreis der Gelehrten und Studenten. Nun war zwar Wolf in der deutschen Abfassung philosophischer Schriften vorangegangen. Aber war es den Laien zuzumuten, für jedes Gebiet der Philosophie zu einem besondern Lehrbuch zu greifen? Gottscheds „Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darin alle philosophische Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden“ — denn so lautet der vollständige Titel — bot eine Zusammenfassung der Grundlagen des Gesamtgebietes, und dazu traten die einzelnen Teile in ihren Beziehungen geordnet hervor.

Freilich, diese innere Verknüpfung geht im wesentlichen wieder auf Thümmig zurück und ist somit im Sinne seines Gewährsmannes Wolf gehalten. Gesteht doch Gottsched selbst zu[1]), daß er die Philosophie in eben der Ordnung wie Thümmig abgehandelt habe! Auch er läßt zunächst Logik, Ontologie und Kosmologie auf einander folgen, nur daß er sie deutsch Vernunftlehre, Grundlehre und Weltbetrachtung nennt. Daran schließt Gottsched die Geisterlehre, die Naturlehre und die natürliche Gottesgelahrtheit. Thümmig hatte das letztgenannte Kapitel gleich hinter der Psychologie abgehandelt und die Naturlehre noch in zwei Teile auseinandergezogen: Experimentalphilosophie und eigentliche Physik. Von der zweiten Auflage an verselbständigt Gottsched sein Lehrbuch noch weiter durch Konzentration, indem er nun Ontologie und Kosmologie als Metaphysik zusammenfaßt, die natürliche Theologie der Geisterlehre eingliedert und diese hinter die Naturlehre stellt Doch zeigt die Anordnung bis

1) Vorrede zur Weltweisheit II[7], Nachricht von des Verfassers eigenen Schriften, unter dem Jahre 1733.

in die Unterabteilungen hinein weite Übereinstimmung mit der Quelle. — In dem praktischen Teile entsprechen einander nach Inhalt und Reihenfolge:

Thümmig.	**Gottsched.**
Institutiones Philosophiae Practicae universalis.	Allgemeine Sittenlehre.
Inst. Juris naturalis { a) Ethici b) Politici	Das Recht der Natur { a) Von den Pflichten des Menschen im Zustande der natürlichen Gleichheit. b) Von den Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers.
Inst. Phil. moralis seu Ethicae.	Tugendlehre.
Inst. Politicae seu Phil. civilis { a) partis oeconomicae b) partis politicae	Staatslehre { a) Von der Haushaltungskunst. b) Von der Herrschaft.

Unter diesen Umständen sind wir jedenfalls nicht genötigt, einen Abriß des ganzen Gottschedschen Systems zu geben: es genügt die selbständigen Partien herauszuheben und die Stellung unseres Kompilators zu den innerhalb der Wolfschen Schule schwebenden Streitfragen zu charakterisieren.

Wenn wir Gottsched einen Kompilator nennen, so sprechen wir damit seine eigene Meinung aus, während uns selbst nahezu die Bezeichnung Plagiator angebracht erscheinen könnte. Allerdings meint Gottsched in der Nachricht von seinen Schriften bis zu einem gewissen Grade nicht mit Unrecht, die Ähnlichkeit beider Handbücher rühre daher, weil beide Wolfs Lehrsätzen gefolgt seien. Ja, echt aus dem Geiste seiner Zeit beugt er schon in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Weltweisheit im Hinblick auf Thümmig allen Anklagen vor: „Bin ich auch in vielen Stücken der von ihm beliebten Lehrart gefolget: so kann dieses mir nicht übel gedeutet werden ... Ja, wenn zweene oder mehrere Verfasser solcher Auszüge in vielen Stücken übereingekommen: so hat man doch deswegen keinen einer gelehrten Dieberei beschuldiget. — Die Wahrheit nämlich ist keinem Schriftsteller eigen. Sie gehört allen Geistern, die sie einsehen, gleich eigentümlich zu." Es ist aber etwas andres, ob man in der Auffassung mit einem Vorgänger übereinstimmt oder ob man hunderte von Seiten hindurch dessen Text zugrunde legt, mag man diesen dann auch vervollkommnen. Thümmig hatte wenigstens mit umfassender Arbeit aus dem vielbändigen Wolfschen Lehrgebäude ein Handbuch herausgeschält; Gottsched macht sich die Mühe leichter, indem er aus einem Handbuch ein anderes herstellt. Nun, seinen Zweck „bei Hofe", und

damit seinen nächsten Zweck überhaupt, hat das Buch ja erreicht: schon auf dem Titelblatt und in der Vorrede zum zweiten, praktischen Teil dieser „Weltweisheit“ kann er als ordentlicher Professor paradieren.

Schüchtern noch betont Gottsched in der Vorrede der ersten Auflage des ersten Bandes, daß er auch „vielleicht in einem oder dem andern Stücke von seinen Vorgängern abgegangen“. 22 Jahre später, in der Nachricht von seinen Schriften, behauptet er kühner Abweichungen von Thümmig in Ausführung, Exempeln, Erläuterungen, „unzähligen“ Zusätzen und Vermehrungen. Beidemal aber pocht er besonders darauf, daß er schon in der Definition der Philosophie von Christian Wolf und Thümmig abgewichen sei. Ihre Erklärung der Philosophie als „Wissenschaft aller möglichen Dinge, wie und warum sie möglich sind“, erschien unserm Manne mit Recht nicht praktisch genug für weitere, ungelehrte Kreise. Dagegen „die Begierde, glücklich zu werden, ist allen Menschen angeboren“; und schon Leibniz hatte, nach dem Muster vieler Alten, die Weisheit schlechtweg als eine Wissenschaft der Glückseligkeit beschrieben. So verdeutscht Gottsched Philosophie in Weltweisheit und kehrt zu der Leibnizschen Definition zurück, bringt sie aber, was Leibniz nicht gethan, zu folgerechter Durchführung — allein schon ein bedeutsamer Schritt. Von dieser eudämonistischen Definition geht Gottsched also aus, leitet alle philosophischen Wissenschaften von ihr her und sozusagen auf sie hin: die Beförderung der Glückseligkeit wird zum Endziel alles Spekulierens und Handelns. Unser geborener Agitator spürte treffsicher voraus, daß „ein jeder begierig wird, die Weltweisheit zu fassen, wenn er höret, daß dieselbe die Mittel, sich glücklich zu machen, anweist.“[1]) So hat denn Gottsched trotz seiner bedenklichen Anlehnung unermeßlich für die Ausbreitung der Philosophie, d. h. im wesentlichen der Wolfschen Philosophie, gewirkt. Neben dem gewandten Gebrauch der Muttersprache in einem handlichen Lehrbuch ist dieser eudämonistische Zug die Ursache der weiten Wirkung. Sieben Auflagen der „Weltweisheit“ erschienen zu Lebzeiten des Verfassers, eine achte nach seinem Tode.

Doch bleibt Gottsched keineswegs bei der Berechnung auf die äußere Anziehungskraft seines Prinzips stehen: ihm ist die Philosophie nicht bloß „ein müßiges Erkenntnis“, sondern „eine ganz geschäftige und thätige Wissenschaft“, indem sie „billig auf Anwendung der Mittel dringt, wodurch man sich glücklich machen kann, d. i. auf gute Handlungen.“[2]) Namentlich die praktische Weltweisheit vermag er sich gar nicht anders vorzustellen: er hält es für eine Thorheit, „wenn man moralische Bücher

---

1) Vergl. Nachricht von seinen Schriften unter d. J. 1733.

2) Weltweisheit [= Ww.] I⁷, S. 102 (§ 5).

schreiben wollte, seine Leser nur gelehrt, nicht aber tugendhaft und fromm zu machen."[1])

Damit hört die Philosophie in der That auf, bloße interesselose Spekulation zu sein, und wird zu einem unmittelbar kulturgeschichtlichen Faktor. Wir wissen bereits, daß schon Wolf dieses Ziel ins Auge faßte: für Gottsched wird es zum *A* und *Ω* seiner philosophischen Bestrebungen. Ein praktischer Einfluß auf die Sitten und Handlungen, ein vernunft- und naturgemäßes Leben schwebt ihm als Endzweck vor: die Weltweisheit ist ihm hierfür nur das Mittel. Er lehrt insbesondere auch die Gesetze der Vernunftlehre zu dem Zwecke, damit die Menschen — wie wir übertragen sprechen — Vernunft annehmen.

In der Logik gelangt noch ein andres Prinzip zu einer neuen Ausgestaltung. Die Kritik fand Gottsched in seiner Quelle zwar berücksichtigt, aber erst er hat unter Bayles Einfluß[2]) die historische und litterarische Kritik ins philosophische System eingegliedert: „Will man als ein Kritikus", sagt er, „die Geschichte lesen und die Wahrscheinlichkeit derselben beurteilen", so muß man „sich vornehmlich die Zeit und den Ort, da der Geschichtschreiber gelebet, und seine übrigen Umstände bekannt machen, und daraus schließen, ob er die Wahrheit recht habe wissen können und ob er sie so, wie er sie gewußt, habe mitteilen wollen?" Später schließt er daran den Grundsatz litterarischer Kritik: „Wenn man Schriften anderer Leute erklären soll", muß man auch „versichert sein, daß solche Schriften nicht verstümmelt, verderbt oder sonst mangelhaft sind; welches durch Hilfe der Kritik beurteilet werden muß."

In der Ontologie interessiert vor allem Gottscheds Stellung zur Monadenlehre. Die in Königsberg geäußerten Bedenken hat er, wie wir alsbald erfuhren, nicht lange aufrecht erhalten. Wie völlig er die Segel gestrichen und auf selbständige Formulierung selbst eines solchen Lehrsatzes verzichtet hat, über den er früher eigenen Forschungen nachgehangen, zeigt eine Gegenüberstellung mit Thümmig.

Thümmig.	**Gottsched.**
Instit. Ontologiae § 75.	I[1], S. 146 flg. (§ 285).
„Quamobrem simplex aut est necessarium, aut si ortum, detur necesse est ens, quod illud in instanti produxit ob indivisibilitatem, cum antea ejus nihil esset. Suo loco ostendemus, ens simplex ne-	„Derowegen muß nun ein einfaches Ding, wenn dergleichen vorhanden ist, entweder aus nichts, durch die Kraft eines andern bereits vorhandenen Dinges, hervorgebracht, oder von aller Ewigkeit her notwendigerweise da gewesen sein.

1) Ww. II[1], Vorrede; s. auch II[7], S. 37 flg., 256 u. a. O.

2) Er weist selbst auf Bayle hin. — Siehe die Stellen (I[1], S. 103) I[7], S. 193 u. 198.

cessarium esse Deum et ab eo animas atque elementa rerum corporearum ex nihilo producta esse."

An dem gehörigen Orte soll gründlich erwiesen werden, daß das erstere wirklich stattfinde; das letztere aber nur im Absehen auf das allervollkommenste Wesen, so wir Gott nennen, zuzugeben sei: durch dessen Kraft die Elemente, Seelen und Geister hervorgebracht worden."

Die Reihenfolge der Glieder ist verschoben, sonst ist alles übernommen, selbst die Form des Hinweises: suo loco ostendemus. In der Folge hält es Gottsched in dieser Frage doch für angezeigt, wiederholt einzuschieben, daß er „des Herrn von Leibniz Meinung" wiedergebe: mit solchem Rückhalt leitet er den Kraftbegriff ab und definiert die Substanz; ähnlich spricht er auch Leibnizens Lehre nach, daß die Körper nur Phänomena seien, — ohne daß eine Ahnung von der idealistischen Tragweite dieser Auffassung durchblickt.[1])

Im Gegenteil, die Kosmologie schließt sich, in Übereinstimmung mit Thümmig, völlig der Wolfschen Auffassung an, daß die Welt eine Maschine sei, und fährt in gleichem Sinne fort:[2]) „Wer nun die Welt als eine solche Maschine ansieht und alle Begebenheiten in derselben aus der Art der Zusammensetzung ihrer Teile und nach den Gesetzen der Bewegung zu erklären suchet, der philosophieret mechanisch." Über seine Quelle hinaus fügt Gottsched an: „Man sieht daher, was zu einem mechanischen Weltweisen in der Naturlehre gehöret: und wie viele sich diesen Titel vergebens anmaßen, wenn sie die natürlichen Dinge aus lauter verborgenen Kräften der Geister oder von einem allgemeinen Weltgeiste, wonicht gar unmittelbar von Gott herleiten wollen."

Ebendahin ist die Entscheidung zu rechnen, welche Gottsched in einer zwischen Leibniz und Wolf schwebenden Streitfrage von grundlegender Bedeutung trifft. Bezeichnend genug führt er[3]) schon wie eine gleichgültige Nebensache ein, Leibniz und Wolf seien uneins, was die innerliche Kraft der Elemente für eine Kraft sei. Gottsched entscheidet sich denn natürlich — wie es uns schon aus seiner Stellungnahme zur prästabilierten Harmonie geläufig ist — für die bewegende Kraft: Leibnizens vorstellende Kraft sei nicht „gewiß", aber — „überlegungswürdig". Auch Wolf habe diese letztere nicht schlechterdings verworfen, sondern „zu weiterer Untersuchung ausgestellet". Sich selbst zu solcher weiteren Untersuchung anzuschicken, findet unser strebsamer Extraordinarius natürlich

1) Ww. I¹, S. 152 flg. = I⁷, S. 236.
2) Ww. I¹, S. 173 = I⁷, S. 249.
3) Ebd. (I¹, S. 149 flg.) I⁷, 263 flg.

keine Zeit! Soweit er vielmehr die Möglichkeit einer vorstellenden Kraft der „Elemente“ zugiebt, glaubt er sie von der bewegenden Kraft nicht erheblich unterschieden, ja aus dieser „ganz bequem“ herleitbar. Die Psychologie führt dann thatsächlich die vorstellende Kraft auf mechanische Vorgänge zurück; in Ausführung von Thümmigs Darstellung erklärt Gottsched[1]): Wir sähen „zum wenigsten in unsern sinnlichen Empfindungen, daß die Seele sich diejenigen Körper, so in ihre Gliedmaßen der Sinne wirken, innerlich vorstellet.“ Unsre Seele stelle sich „in allen ihren Empfindungen die Welt vor, insoweit die Teile derselben in ihre Gliedmaßen der Sinne wirken können.“

Der Leibnizsche Idealismus ist damit völlig preisgegeben, ohne daß man sich dessen bewußt war. Bleibt diese Halbheit, dieses unklare Lavieren unter allen Umständen bedenklich, so werden wir dennoch nicht außer acht lassen dürfen, welchen verheißungsvollen Schritt die Philosophie damit zur naturwissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart gethan hat. Gottscheds Naturlehre (Physik) spricht es, über ihre Quelle hinausgehend geradezu aus:[2]) „Wir müssen uns genügen lassen, daß wir so weit gehen, als uns die bisherigen Entdeckungen der Naturforscher führen können, das übrige aber unsern Nachkommen überlassen.“ Und mehr, die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Betrachtungsweise kommt zu sofortiger Aussprache: „eine solche Naturlehre befreiet uns von vieler unnötigen Furcht, womit sich die Abergläubigen plagen, wenn sie die Ursachen natürlicher Begebenheiten nicht wissen.“

Zwei Fragen müssen uns indes angesichts dieser mechanisch-empirischen Auffassung noch interessieren: nämlich wie Gottsched die Kunst und wie er die Religion philosophisch begründet. Die erstere Frage ist überdies angesichts der litterarisch-kritischen Wirksamkeit unseres Autors von doppelter Bedeutung. Nun, man darf sagen, aus seinem System tritt klar hervor, wie er auch die Kunst nicht metaphysisch faßt, wie er auch sie vielmehr mechanisch zu erklären sucht. „Es ist“, definiert er[3]), „in uns oder in unseren Seelen eine Kraft, sich auch die Bilder abwesender Dinge vorzustellen: diese Kraft nennet man die Einbildungskraft oder die Phantasie“... „Vermöge derselben“, fährt er fort[4]) „muß uns bei einem ähnlichen Dinge das andre, und bei einem Teile einer vormaligen Empfindung die ganze damalige Vorstellung einfallen.“ Den Gebrauch der Phantasie scheidet er einfach nach dem logischen Hauptsatz der Schule:[5]) „Die eine

---

1) Ww. I[1], S. 279 flg. — Thümmig: Inst. Psych. rationalis § 179 flg.
2) Ww. I[7], S. 280 = I[1], S. 324.
3) Ww. I[1], S 221.
4) Ebd. S. 223
5) Ebd. S. 224.

Art, sich etwas ohne Beobachtung eines zureichenden Grundes einzubilden, heißt eigentlich träumen oder phantasieren"; dahin rechnet er Einfälle, wie sie im Schlafe oder hitzigen Fieber kommen, und gleicherweise die Grotesken ungeschickter Maler wie die ungereimten Fabeln ungeschickter Poeten und Opernkomponisten. Aus Beobachtung des Satzes vom zureichenden Grunde dagegen entsteht eine „vernünftige Dichtkunst": „So pflegen geschickte Poeten die wahrscheinlichsten Fabeln, nach dem Muster der Natur . . . zu erfinden." Hier haben wir Gottscheds „Critische Dichtkunst" in nuce!

Eigentümlich bestimmt er das Verhältnis der Phantasie zum Gedächtnis. Er folgt darin seiner Quelle[1]), die er des übrigen in dieser Partie teils erweitert, teils umbiegt, doch immer so, daß sie stellenweise unverkennbar durchscheint.[2]) Das Gedächtnis nämlich ist ihm[3]) nur das Vermögen, „in uns die wiederhervorgebrachten Begriffe zu erkennen und uns zu versichern, daß es dieselben sind, die wir sonst empfunden haben"... „Da nun die Einbildungskraft schon bei Gelegenheit gegenwärtiger Dinge die vergangenen hervorbringt: so bleibt dem Gedächtnisse nur die Versicherung übrig, daß es dieselben sind." Das Gedächtnis dient damit zur Kontrolle der Einbildungskraft, ist aber nicht ohne weiteres mit ihr identisch.[4]) Bei alledem bleibt die Phantasie auf eine rein reproduktive Thätigkeit beschränkt.

Was wird in solcher mechanischen Erklärungsweise aus der Schönheit? Sie ist wenigstens von dem logischen Gebiete merklich geschieden: „Wenn vieles an einem Dinge wohl übereinstimmet, so daß es nach einerlei allgemeinen Regeln eingerichtet worden: so nennt man solch ein Ding vollkommen . . . Wenn eine solche Vollkommenheit in die Sinne fällt, und ohne deutlich eingesehen zu werden, klar empfunden wird: so heißt sie eine Schönheit."[5]) Damit ist die Kunst, im Sinne der Leibniz-Wolffschen Schule, bereits vor Baumgarten, wennschon ohne direkte Aussprache, prinzipiell der „sinnlichen Erkenntnis" zugewiesen: denn diese wird als das definiert, „was wir ohne die Einsicht in die ersten Gründe, und bloß aus der Erfahrung haben."[6])

---

1) Thümmig: Inst. Psychologiae § 46.

2) Man vergl. namentlich Thümmig a. a. O. § 45 mit Ww. I¹, § 460.

3) Ww. I¹, S 225 flg.

4) Eine neuere empirische Poetik, die von Wilhelm Scherer, geht in der Identifizierung noch weiter (S. 161).

5) Ww. I¹, S. 132 flg. Vergl. ebd. S. 239 (= I⁷, S. 495). Leider gelangt selbst die trefflichste moderne Poetik, das Werk von Wilhelm Wackernagel, nicht wesentlich über diese Erklärung hinaus. (Poetik, Rhetorik und Stilistik S. 2.)

6) Ww. I¹, S. 245 flg. (= I⁷, S. 500).

Noch weniger vermag Gottsched über die Unsterblichkeit und die Gottheit etwas Originelles beizubringen. Wiederum prägt sich die betastende Auffassung der Wolfschen Schule aus.[1]) Von Leibniz geht man aus, um seine Monaden trotz aller Ableugnung doch immer wieder materialisch aufzufassen. So erhalten wir ein geschmackloses Durcheinander von metaphysischen Vorstellungen und grobsinnlichen Auslegungen.[2]) Die Unverweslichkeit der Seele wird zunächst aus dem Begriff der Monade hergeleitet. Indem dann aber das fernere Postulat der Unsterblichkeit, das Bewußtsein seiner selbst, nachgewiesen werden soll, verbrämt sich die Darstellung mit naturwissenschaftlichen Phrasen: „Die Naturlehre zeiget, daß alle vollkommenere große Tiere aus kleinen und den bloßen Augen unsichtbaren Samentierchen entstehen ... Wie nun der Körper eines solchen Samentierchens an Vollkommenheit zunimmt: also wächst auch die vorstellende Kraft seiner Seele, und die vorigen dunkeln Empfindungen verwandeln sich in klare und deutliche." Mit der Menschenbildung soll demnach die erste große Veränderung dieser „Samentierchen" geschehen. „Der Tod unsers Körpers ist die andre merkwürdige Veränderung, die mit uns vorgehen kann, und da ist es nicht wahrscheinlich(!), daß unsre Seele alles, was sie bereits erlangt hat, verlieren und wieder in einen ewigwährenden Zustand dunkler Vorstellungen geraten sollte ... Vermutlich" (!— in spätern Auflagen: „allem Ansehen nach") „wird also unsre Seele nach dem Tode, im Absehen auf die Deutlichkeit ihrer Gedanken, in einen bessern Zustand geraten." Diese Voraussetzungen und Vermutungen sind alles eher als philosophische Spekulation oder wissenschaftliche Beweise.

Für das Dasein Gottes bedient sich Gottsched des kosmologischen Beweises;[3]) ja, er lehnt die übrigen Beweise als mangelhaft ab. — Was unser Philosoph über die vorherbestimmte Harmonie in seinem Lehrbuch vorbringt, haben wir bereits erfahren. Ebenso führt er hier die schon beim Eintritt in die Leipziger akademischen Kreise vorgetragene Ansicht durch, das Böse sei nur die Einschränkung der Dinge, ein Mangel an Vollkommenheit. So dürfe man es nicht als von Gott geschaffen ansehen, es fließe vielmehr aus den notwendigen Schranken der Kreaturen.[4])

Auch in dem zweiten Bande seines Lehrbuchs, in der „praktischen Weltweisheit" verwahrt sich Gottsched nahezu vor dem ihm ungeheuerlichen Gedanken einer Selbständigkeit. Man werde die Spuren der Alten in diesem Buche „an unzähligen Orten" finden; er folgt darin aber nur Wolf, der nach Gottscheds Meinung die zerstreuten Lehren jener in ein

---

1) Vergl. Thümmig: Inst. Psych. §§ 265 flg.
2) Ww. I[1], S. 313 flg. = I[7], S. 553 flg.
3) Ww. I[1], S. 554; I[7], S. 562.
4) Ww. I[1], S. 580; I[7], S. 585.

System gebracht.[1]) Natürlich ist wiederum der verschwiegene Hauptmitarbeiter in Thümmig zu suchen. Desto entschiedener nimmt Gottsched für seine Vortragsart Originalität in Anspruch. Im Gegensatz zu andern Philosophen sucht er „nach dem Exempel der Arzneiverständigen die bittersten Arzneien zu übergülden, d. i. die strengesten Tugendlehren auf eine angenehme Art einzuflößen."[2]) Mit Bedacht hat er sich „vor Trockenheit und Magerkeit" in der Schreibart gehütet, damit die sittlichen Wahrheiten „nicht nur ins Gehirn, sondern auch ins Herz dringen". Schon in dieser Äußerlichkeit tritt der schroffe Gegensatz zu Kants kategorischem Imperativ im schlimmen und guten Sinne stark hervor. Das große kulturgeschichtliche Verdienst, durch die anziehende, einschmeichelnde Schreibart seiner „praktischen Weltweisheit" eine sittliche Wirkung auf breite Massen des deutschen Volkes ausgeübt zu haben, darf Gottsched unbedingt für sich in Anspruch nehmen.

Die Definition der praktischen Philosophie hält uns denselben Widerstreit der beiden Jahrhunderthälften lebendig. Wie wir die theoretische Weltweisheit als Wissenschaft der Vollkommenheiten kennen lernten, deren Erkenntnis zur Glückseligkeit nötig ist, so tritt nun die praktische Weltweisheit ergänzend hinzu als „Wissenschaft von den Mitteln der Glückseligkeit, oder von dem Thun und Lassen der Menschen, dadurch sie sich glücklich machen können."[3]) Ganz abgesehen von dem Gegensatz zwischen dieser Glückseligkeitslehre und dem Kantschen Pflichtgebot, wird hier „praktisch" in ganz anderm Sinne als etwa in Kants „Kritik der praktischen Vernunft", nämlich im Sinne von angewandter Wissenschaft gebraucht, nicht selten in recht hausbackener Auffassung. Christian Wolf hat dieses Gebiet, insonderheit die Sittenlehre, zuerst systematisch als philosophische Disziplin angebaut.

Als grundlegendes „Gesetz der Natur" erscheint jener Auffassung entsprechend: „Thue alles das, was die Vollkommenheit bei dir und bei andern befördert, und unterlaß hingegen alles dasjenige, was dir oder andern zur Unvollkommenheit gereichet."[4]) Man verkenne nicht die Tragweite dieses Sittengesetzes: die Ethik hört damit auf, metaphysisch zu sein. Das religiöse Gebot wird denn auch erst nachträglich als bestärkend herangezogen und schon unmittelbar nach Aussprache jenes „Gesetzes der Natur" die Verbindlichkeit desselben auch für jeden Atheisten mit Nach-

1) Vorrede zur Ww. II[1].
2) Ebd.
3) Ww. II[1] wie II[7], S. 3 flg.
4) Ww. II[1], S. 24 = II[7], S. 21. — Vergl. Thümmig: Inst. Phil. pract. univ. § 24.

druck betont:[1]) „Will er das aber kein Gesetz nennen, wo er keinen Gesetzgeber sieht: so mag ers immerhin eine Pflicht, eine Regel der Vernunft und Klugheit nennen, oder wie er sonst will. Genug, daß er allemal verbunden ist, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, wo er nicht seine eigene Glückseligkeit hassen und verlieren will.“ Nun erst folgt der Zusatz, daß allerdings das Gesetz einen Urheber habe, nämlich Gott. „Folglich ist man, auch (!) durch diese willkürliche göttliche Verbindlichkeit, verbunden, das Gesetz der Natur zu beobachten.“[2]) Gottsched steht hierin auf einem besonders exponierten Standpunkt; Thümmig insbesondere betont von vornherein, die natürliche Moral der Atheisten beruhe auf einer falschen Voraussetzung, „quod nulla daretur natura rerum, si Deus esset nullus.“[3])

Selbst die scheinbare Abschwächung, die Gottsched in der Schlußerklärung der allgemeinen Sittenlehre anfügt, hält sich genau im selben Geiste: „Schließlich merken wir noch an, daß alle bisher gegebene Lehren und vorgeschlagene Mittel, tugendhaft zu werden, noch weiter zu nichts als zu einer philosophischen Tugend verhelfen werden. Die Absicht der philosophischen Sittenlehre ist nur, durch den natürlichen Gebrauch der Vernunft die vernünftigen Einwohner der Welt zu rechten Menschen zu machen ... Obgleich ein christlicher Weltweiser die Offenbarung und ihren großen Wert sehr wohl kennet: so hütet er sich doch billig vor der Vermengung zweier unterschiedener Lichter, und überläßt die höheren Tugendlehren denen, die aus der Heil. Schrift selbige zu lehren berufen sind.“[4]) Er „hütet“ sich — das ist der treffende Ausdruck für Gottscheds Gesinnung gegenüber der Offenbarung.

Im Naturrecht macht sich zunächst eine arge Philistermoral breit. Man lese nur Banalitäten wie: „Bei einem Tugendhaften soll alles übereinstimmen, folglich muß auch die Gattung der Speisen und des Getränkes mit dem Stand und Vermögen eines Menschen übereinstimmen. Nun giebt es allerdings Speisen, die so selten zu finden oder so teuer sind, daß ein gemeiner oder armer Mensch sie weder haben noch bezahlen kann. Es ist also eine Pflicht der Vornehmern und Reichern, sich dieselben auf ihre Tafeln zu verschaffen rc.“[5]) Noblesse oblige! Eine Seite weiter wird allen Ernstes philosophisch hergeleitet: „So sind wir auch zum Schlafe verbunden“! Es kommt aber noch besser: auch die Notwendigkeit von Notlügen wird mit dem berüchtigten 1, 2, 3 bewiesen:

---

1) Ww. II^7, S. 23 (ähnlich II^1, S. 25 flg.).
2) Ww. II^7, S. 24 flg. (II^1, S. 28 flg.).
3) Inst. Phil. pract. univ. §§ 21 flg.
4) Ww. II^1, S. 112 = II^7, S. 88.
5) Ww. II^1, S. 139 = II^7, S. 109.

„Zuweilen schaden sie niemanden; ja sie können bisweilen wohl gar uns und andern nützlich sein. Nun sind wir verbunden, unser eigenes und andrer Leute Bestes auf alle Weise zu befördern: folglich sind wir auch verbunden, in gewissen Fällen die Unwahrheit zu sagen.“[1])

Selbständiger oder doch vorgeschrittener erweist sich Gottscheds Staatsphilosophie. Wohl war die Auffassung allgemein, das Staatswesen auf Vertragsverhältnis zu basieren. Die Konsequenzen dieser Auffassung trägt Gottsched erst in die deutsche Philosophie hinein. Er steht hier namentlich unter dem Einfluß von Miltons „Defensio pro populo Anglicano“. Es wollte im Jahre 1734 immerhin etwas bedeuten, unbeirrt zu folgern: „Wenn der eine Teil sein Versprechen nicht erfüllet, so ist auch der andre nicht gehalten, das seinige zu beobachten.“[2]) Ebenso unbefangen richtet diese Philosophie gegen die unbeschränkte Monarchie ihre Pfeile: weil die Regenten „doch auch Menschen“ seien.[3]) „Aber selbst gesetzt“ — fährt Gottsched fort — „daß sich ein Staat einem unumschränkten Herrn unterworfen hätte: so wäre er gleichwohl nicht gehalten, denselben länger für sein Oberhaupt zu erkennen, als derselbe seiner Pflicht nachkäme und das natürliche Grundgesetz aller Republiken vor Augen hätte“ — natürlich: salus publica suprema lex; Republik ist hier im damals vorherrschenden Sinne von Staatswesen überhaupt zu nehmen. Weiter noch[4]): „So darf man es auch kein Laster der beleidigten Majestät nennen, wenn ein ganzes Volk diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben hat, bei verspürtem Mißbrauche derselben, wieder zurücknimmt.“ Ja, bei beschränkter Gewalt könne sogar der Regent „ein Verbrechen der beleidigten Majestät begehen, wann er in die Rechte des Volkes Eingriffe thut.“

Ebenso giebt Gottsched im kirchlichen Teil der Staatslehre sehr vorgeschrittene Ansichten kund. Er fordert Freiheit der Wissenschaft, insbesondere für die Universitätslehrer.[5]) Ja, im Anschluß an Lockes Briefe von der Toleranz verlangt er Duldung aller Religionen: seien doch die wenigsten Regenten überführt, daß ihre Religion die einzig wahre; nur dürfte keine Lehre zu dulden sein, die der natürlichen Religion — d. i. der Ethik — oder der gemeinen Ruhe zuwider ist.[6]) Selbst wer gar keinen Gott glaubt, sei nur dann zu unterdrücken, „wenn er

1) Ww. II^1, S. 164 = II^7, S. 128. — Vergl. Thümmig: Inst. Juris natur. § 119.

2) Ww. II^1, S. 247 = II^7, S. 190.

3) Ww. II^1, S. 269 flg. = II^7, S. 207 flg.

4) Ww. II^1, S. 275 flg. = II^7, S. 212.

5) Ww. II^1, S. 518 = II^7, S. 395.

6) Ww. II^1, S. 533 flg. = II^7, S. 407.

solches öffentlich gestünde und wohl gar seinen Irrtum fortzupflanzen suchte", — also wesentlich bei offener atheistischer Agitation. Andernfalls sei mit der Beschuldigung des Atheismus „behutsam zu verfahren, und nicht ein jeder, der irgend eine andre Meinung von Gott und göttlichen Dingen hat, als wir, zum Gottesleugner zu machen."[1]) Insbesondere schade man „dem Fortgange der Wissenschaften" wie dem Ansehen der Religion, wenn man einsichtsvolle Weltweise der Gottesleugnung beschuldige.[2]) Thümmig läßt den Grundsatz der Toleranz vermissen, und wenn er sich auch, übereinstimmend mit Wolf, teilweise in gleicher Richtung bewegt, so geht Gottsched doch weiter. Namentlich fordert Thümmig unbeschränkt: „Athei in Republica tolerari nequeant." Freilich warnt schon er vor übereifrigen Beschuldigungen.[3]) Im ganzen ist das Verhältnis derart verschoben, daß Wolf und Thümmig sich den Anschein geben, als ob sie positiv die Bestrafung der Religionsfeinde forderten, wenn sie auch für Behutsamkeit und mildernde Umstände plädierten, — während Gottsched den orthodoxen Eifer zurückweist, wenn er auch gewisse Extreme preisgiebt.

Noch auf einen eigenartigen Zug in Gottscheds „praktischer Weltweisheit" müssen wir schließlich hinweisen. Wie er sich überhaupt zu pädagogischen Zwecken sehr viel in bewußten Wiederholungen ergeht, schärft er sowohl im „Naturrecht" wie namentlich in der „Tugendlehre" die Notwendigkeit und Heilsamkeit von Leibesübungen ein: „Es ist sehr dienlich", heißt es da,[4]) „daß man junge Leute im Laufen, Springen, Tanzen, Schwimmen, Ringen, Fechten, Reiten, ja im Ballspiele und Kegelspiele übe, um ihnen dadurch, nach Art der Alten, einen dauerhaften Leib zu verschaffen." Der Umfang der hier aufgezählten körperlichen Übungen ist nicht gering, und überhaupt zeugt es von gesundem, vorurteilslosem Weitblick, die Leibesgymnastik als ernste Pflicht hinzustellen.

Nicht bei solchen dankenswerten Anregungen, die nebenher gingen, sondern bei der philosophischen Grundrichtung der Gottschedschen „Weltweisheit" verweilte die Kritik. Schon am 6. Dezember 1732 urteilt Wolfs Freund Karl Gottlieb Ehler in Danzig über die ihm vorgelegten Bogen: Wie ihm werde dem Schulhaupt selbst Gottscheds Arbeit sehr angenehm sein; sie werde nicht wenig zur Empfehlung der Wolfschen Philosophie beitragen. Dennoch hat Ehler im einzelnen gar mancherlei

1) Ww. II¹, S. 535 = II⁷, S. 408.
2) Ww. II¹, S. 536 = II⁷, S. 409.
3) Inst. Politicae § 201 flg., vergl. § 205.
4) Ww. II¹, S. 380 = II⁷, S. 292.

gegen Gottscheds Ausführungen auf dem Herzen: „Ne tamen quid dissimulem, quodque pace tua monere liceat, vir doctissime, reperi nonnulla, in quibus celeb. Wolfii mentem non satis adsecutus videris.“ Der sklavisch Wolfianische Standpunkt des Beurteilers ist damit klar bezeichnet. Als erstes Beispiel der Abweichung rügt er, daß Gottsched die Körper gelegentlich Substanzen genannt habe, während sie doch Aggregate von Substanzen oder Elementen seien. Kein Wunder, daß Gottsched in der Klassifizierung der Körper schwankte, nachdem Wolf die Monaden als körperliche Atome gefaßt und schon Leibniz das Problem, wie ausdehnungslose Substanzen zu einem Körper zusammentreten, dadurch gelöst hatte, daß er diese als bloße Phänomena faßte. — Ferner weist es denn Ehler auch zurück, daß unser Autor jenen Substanzen oder Elementen die bewegende Kraft beilegt, statt sie als Phänomene im Körper zu fassen. Schon in seinen Abhandlungen über den physischen Einfluß hatte Gottsched die hier bemängelte mechanische Auffassung kundgegeben. — Wenn Ehler des weiteren wünscht, daß in der „Weltweisheit“ die Bewegungsgesetze und manches andre, was in der Wolfschen Philosophie von nicht geringer Bedeutung ist, etwas klarer entwickelt wären: so könnte diese Forderung wundernehmen, wenn wir der ermüdenden Weitschweifigkeit des Werkes gedenken; auch ist das Monitum im allgemeinen gegenstandslos, aber in der That waren die philosophischen Prinzipien hie und da eher breitgetreten als erwiesen. — Natürlich mutzt der Danziger Wolfianer auch die Abweichung von der präſtabilierten Harmonie auf: wenigstens hätte Gottsched Wolfs und Bülfingers Auffassung derselben mitteilen sollen, um dem uneingeweihten Leser zu zeigen, daß dies System von der Wahrheit nicht so weit entfernt sei, wie sich die meisten einbilden. — Noch eine Bemerkung trägt diese vertrauliche Kritik vor. Die Breite der Gottschedschen Vortragsweise bringt es mit sich, daß seine Beweise überladen werden und gerade dadurch an Exaktheit zu wünschen übrig lassen. Mit Recht fällt dem Mentor diese Zerflossenheit besonders in der Logik auf.

Lenkt uns eine solche eindringende Kritik seitens eines philosophisch geschulten Mannes auf manche Mängel der „Weltweisheit“ unseres Autors hin, so lassen Äußerungen vorurteilsloser Theologen nicht minder klar erkennen, wie die Zeitgenossen den fortgeschrittenen Charakter des Werkes unmittelbar empfanden. Mosheim schreibt am 7. August 1734: „Der zweite Teil der Philosophie Ew. Hochedelgeb. ist z. t. von mir gelesen worden. Noch bin ich nicht fertig. Was ich gelesen, gefällt mir sowohl von seiten der Sachen als des Vortrags. Ich kann nicht sagen, daß ich in allen Stücken völlig das glaubte, was Ew. H E.: allein ich sehe doch auch wohl, daß es wenig Mühe kosten werde, unsere Gedanken zu vereinigen. Dieses schreibe ich“ — fährt er nun bezeichnend fort —

„als ein Weltweiser und als Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Wenn ich als ein Lehrer der geistlichen Wissenschaften sprechen soll, der alles nach einer gewissen Regel zu beurteilen verbunden ist, die er nicht ändern kann, so würde ich hie und da etwas zu verbessern finden. Man muß überaus fromm[1]) in Leipzig sein und allgemach gut Helmstedtisch[2]) werden, sonst würden gewisse Sätze so frei nicht durchgehen. Doch duo cum faciunt idem, non est idem. Hr. M. Clodius[3]) hat zum teil eben das gesaget und büßen müssen." Der Schreiber dieser Zeilen, der Abt Mosheim, den Gottsched selbst zu den hervorragendsten deutschen Prosaisten zählte, hatte unsern unternehmenden Mann sogar in seinem wunderlichen Vorhaben bestärkt, die Weltweisheit „in den Habit der Teutschen Dichtkunst einzukleiden", und es „vor ganz was Schickliches" gehalten, „daß auch die Wahrheiten der Weltweisheit in der angenehmen Zierde der Poesie aufgeführet werden".[4]) — In gleichem Sinne wie Mosheim äußert sich der Senior der „Teutschen Gesellschaft" in Jena, der Professor der Geschichte G. Stolle (13. März 1734): „Dero Philosophie gefällt mir recht wohl. Doch wundert mich, daß die Theologi dazu stilleschweigen. Sie können sonst nicht leiden, daß man sage: eine Welt ohne alles Übel sei unmöglich; und ich gestehe auch, daß sie Ihnen einen Einwurf machen können. Sie können sprechen: Können die Frommen nach diesem Leben wie die Engel im Guten bekräftiget werden, daß sie nicht mehr sündigen, warum hätte Gott nicht gleich eine Welt machen können, darin die geschaffenen Kreaturen sogleich im Guten bekräftiget worden und also ohne alles moralische Böse geblieben wären?" Wir wissen, daß Gottsched in der hier angefochtenen Darlegung nur Leibniz gefolgt war, der gerade in diesem Punkte besonders vielen Anfeindungen ausgesetzt war. Noch 1763 in der fünften Auflage der deutschen Theodicee bemerkt Gottsched[5]): „Die wunderliche Meinung, daß eine Welt ohne Sünde besser sein würde als die gegenwärtige, hat noch neulich Hr. Crousaz, Professor zu Lausanne, in seiner Widerlegung der Belle Wolfienne des Hn. Prof. Formey zu Berlin aufgewärmet."

Imponierte also die Kühnheit, mit der Gottsched manchen herrschenden religiösen Auffassungen entgegentrat, selbst hervorragenden Zeitgenossen, so konnte weiterhin das Verdienst anziehender Darstellung unserm ersten

---

1) Hier natürlich in der Bedeutung von sanftmütig, und nicht im religiösen Sinne. — Vergl. im übrigen Danzel S. 25 flg.

2) In Helmstedt wirkte Mosheim selbst tonangebend.

3) Geht auf Christian Clodius (1694—1775), der auch schon 1722 über die reorganisierte „Deutschübende poet. Gesellschaft" geschrieben.

4) Nach dem Schreiben von Joh. Kasp. Lessel, Brieg, den 30. April 1734.

5) S. 112.

deutschen Handbuch der gesamten Weltweisheit von keiner Seite bestritten werden. Der Geschichtschreiber der Wolffschen Philosophie Karl Günther Ludovici urteilt dementsprechend über das Werk:[1]) „Da Hr. Gottsched zu einem Redner geboren ist, und er dieses natürliche Geschicke durch eine gründliche Philosophie in die größte Vollkommenheit versetzet hat, so wird ein jeder dessen lebhaften Vortrag der schwersten Wahrheiten in der angeführten Einleitung[2]) nicht sowohl bewundern als vielmehr vor bekannt annehmen."

Namentlich in adligen und fürstlichen Kreisen erregte oder befestigte Gottscheds „Weltweisheit" das Interesse für Philosophie. Die Gräfin Keyserling geb. v. Truchses-Waldburg unternahm eine französische Übersetzung des Buches.[3]) Die Herzogin von Sachsen-Gotha, überhaupt eine Freundin der Wolffschen Philosophie, war so entzückt („charmée") von Gottscheds Lehrbuch, daß sie es jeden Morgen in Gegenwart von zwei oder drei Hofdamen las, denen sie es „wie ein Professor" erklärte.[4]) — Auch sonst fehlt es nicht an günstigen Stimmen, selbst in der Schweiz. Aus Luzern schreibt Göldlin den 23. Oktober 1748 an Bodmer über einen Streit mit Dr. Kapeler: „Es ist dieser Herr Dr. Kapeler noch immer auf Gottscheds Seiten, weil er nicht leiden kann, daß dieser ehrliche Mann, der in allen Wissenschaften so große Merite hat, eine so schöne Weltweisheit geschrieben, sich in seinen Büchern so artig ausdrückt und eine natürliche, ungekünstelte Schreibart liebet und darum anbefiehlet, von denen Zürichern so grob, so unverschamt und so ehrvergessen darum angezapft worden, weil er ihre Künsteleien, ihre harte Aussprach nicht erheben und billigen wollte." Natürlich sollte dieses Urteil nur aus Kapelers Sinn heraus citiert klingen; doch warnt Hauser in Luzern (20. Januar 1751) die Züricher Freunde vor Göldin selbst. — Überhaupt aber war unser selbstbewußter Autor mit dem Beifall, den dieses Werk fand, sehr zufrieden. Seine Frau[5]) bezeugt das noch im Jahre 1753, wobei sie dem praktischen Teil den Vorzug giebt; doch erkläre ihr Mann, er habe vieles, wie z. B. den theoretischen Entwurf von der Kinderzucht und dergleichen, nur „esquissiert". Neben den 8 Auflagen (bis 1777) beweisen die Über-

1) Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Wolfischen Philosophie. 3. Aufl. (1738), § 171.

2) Das sind die „Ersten Gründe der gesammten Weltweisheit".

3) Vergl. außer den hierauf bezüglichen Ausführungen in meiner Abhandlung „Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache" auch die an die Gräfin gerichtete Widmung zur 6. Auflage der „Weltweisheit".

4) So giebt v. Globig am 13. September 1743 an Gottsched eine Mitteilung Manteuffels wieder.

5) Briefe der Frau Gottsched, II. Teil, S. 166 flg.

setzungen ins Französische, Dänische und Polnische die Brauchbarkeit des Handbuches. 1766 erschien die Logik besonders als „Erste Gründe der Vernunftlehre".

So haben noch viele hervorragende Männer, die während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die geistige Entwickelung eingriffen, aus Gottscheds Werk die grundlegende Allgemeinbildung erworben. Karl Philipp Moritz erzählt in seinem autobiographischen Roman „Anton Reiser"[1]) vom Helden: „Er hatte sich von dem Bücherantiquarius unter anderem Gottscheds Philosophie geliehen, und so sehr auch in diesem Buche die Materien durchwässert sind, so gab doch dies seiner Denkkraft gleichsam den ersten Stoß — er bekam dadurch wenigstens eine leichte Übersicht aller philosophischen Wissenschaften, wodurch sich die Ideen in seinem Kopfe aufräumten. . . Er schmeckte zuerst die Wonne des Denkens. . . Er vergaß hierüber fast Essen und Trinken und alles was ihn umgab, und kam unter dem Vorwande von Kränklichkeit in einer Zeit von sechs Wochen fast gar nicht von seinem Boden herunter. . . Was hierbei seinen Eifer nie erlöschen ließ, war das beständige vor Augen Halten des Hauptinhalts — und das immerwährende Unterordnen und Klassifizieren der Materien in seinem Kopfe sowohl als auf dem Papiere." Mag der „Anton Reiser" noch so überschwenglich gehalten, mag dem regsamen Streben des Jünglings auch ein gut Stück dieses tiefgreifenden Eindruckes zuzuschreiben sein, die charakteristischen Vorzüge der Gottschedschen „Weltweisheit" kommen in dieser Wirkung zur vollen Geltung.

Von größerer praktischer Bedeutung als diese individuellen Wirkungen und Nachwirkungen hätte der Eindruck werden können, den der preußische König Friedrich Wilhelm I. von Gottscheds Werk empfing. Etwas zu weit geht die Meldung, die J. Böldike aus Spandau erst am 21. Januar 1746 an Gottsched gelangen ließ: er habe „von einem großen Manne und Liebling Ihro Majestät unsers allergnädigsten Königes, der die Ehre gehabt, die Wolfische Philosophie zuerst bei ihm zu introduzieren, gehöret, daß der hochsel. König Friedrich Wilhelm sich entschlossen, aus Dero edierten Weltweisheit wegen der großen Deutlichkeit die Wolfischen Sätze zu fassen. Dero angenehmer Vortrag wird also vermutlich verursachet haben, daß die ins Elend vertriebene Wolfische Weltweisheit wieder zurückberufen worden." Zu dem Umschwung in des Königs Stellung gegenüber der Wolfschen Philosophie wirkten bekanntlich verschiedene Gründe zusammen. Immerhin nahm ihm Gottscheds Buch manche Vorurteile gegen die Mode-Philosophie. Hören wir einen Eingeweihten: Graf

1) III. Teil, S. 24 flg.

Manteuffel schreibt an Frau Gottsched (Berlin, 7. Oktober 1739): „Vous pouvez compter que le Roi d'ici lit lui-même l'abrégé philosophique de votre ami. Ce qui l'y a déterminé, c'est qu'il s'est d'abord laissé persuader, d'en lire, par manière d'essor, le beau dialogue de l'unité de Dieu.[1]) Il en a été si édifié qu'il a d'abord résolu de lire tout le livre, et qu'il a dit à plusieurs reprises qu'il n'avait pas cru qu'un partisan de Wolf pût avoir des idées si justes du bon Dieu."[2]) Ausführlicher und lebendiger ist der Bericht, den Manteuffel dem Grafen Brühl erstattet.[3]) Vom 30. September 1739 datiert zunächst eine thatsächliche Meldung über den König: „Ce prince avait fait venir, par un exprès, deux exemplaires de l'Abrégé Philosophique de Gottsched. J'ai su depuis, qu'il les a fait venir pour les donner à lire aux jeunes princes ses fils, lui-même en étant pourvu et en ayant lu quelques pages tous les matins depuis 8 ou 10 jours. Et comme, à la persuasion de son médecin, qui lui sert aussi d'explicateur, il a commencé par la Logique, et qu'il y a trouvé quelques règles de la justesse des raisonnements, il en est devenu inopinement si amoureux, qu'il les applique dans la plupart de ses correspondences particulières. C'est ce qui occasionne tous les jours quelque scène des plus comiques, dont je rapporterai deux ou trois échantillons." Folgen einige der in dieser Korrespondenz unvermeidlichen Anekdoten. Bissiger wird Manteuffel am 28. Oktober: „L'on dit que Sa Maj. Pr. est un peu fachée contre l'Abrégé Philosophique de Gottsched, et qu'il dit que sa Logique est, à la vérité, trèsbonne, mais que sa Morale ne vaut pas le diable. En effet il y est démontré p. e. — après Wolf et après tous les bons Philosophes — qu'un homme dominé par l'avarice est de tous les hommes le moins raisonnable, et qu'un souverain ne mérite pas de l'être dès que son but n'est pas le bonheur de ses peuples, dès qu'il ne reconnaît pas les loix de la raison et de l'humanité, et dès qu'il n'est pas bienfaisant et équitable: faut-il s'étonner après cela qu'il y en ait qui trouvent une telle doctrine ridicule?" — Über den Geiz handelte die Weltweisheit in der That anzüglich genug:[4]) „Dieses Laster ist desto schändlicher, je vermögender diejenigen sind, denen es anklebet. Sind es aber gar Fürsten und Könige, so ist es unerträglich." Manches

---

1) Erster Anhang zur praktischen Weltweisheit.

2) Vergl. schon Danzel S. 45 flg.

3) Die Geheim-Korrespondenz, für welche der verschwenderische gräfliche Freund der neuen Philosophie von Brühl einen Sold aus den politischen Fonds erhielt, liegt handschriftlich auf dem Königl. Sächsischen Staatsarchiv in Dresden.

4) II[7], S. 305.

andere wird Friedrich Wilhelm I. wohlgefälliger betrachtet haben, als der sächsische Agent ihm unterschiebt: das Glück seiner Völker schwebte doch sicher dem König als höchstes Ziel vor; auch hielt er selbst wohl seine Handlungsweise für recht und billig. Freilich lernten wir Gottscheds Staatslehre als sehr frei kennen; mußten aber nicht dem König Friedrich Wilhelm I. Darlegungen wie die folgenden[1]) ganz aus der Seele gesprochen sein? Zunächst stellt Gottsched als Hauptregel der Gerechtigkeit den Wahlspruch der Hohenzollern hin: „Einem jeden das Seine!" Ferner hieß es da: „Ein kluger Fürst muß schon im Frieden Geld zum Kriege sammeln." Ebenso war gefordert: „Ein Regent muß auch Fremde, besonders geschickte Künstler und Handwerker in sein Land zu ziehen wissen." Das alles war wie auf den preußischen König gemünzt. Weniger Gefallen mag er an dem Schlußpostulat gefunden haben, jeder Fürst müsse den Erbprinzen zur Vorbereitung für die Regierungsthätigkeit „mit in die Beratschlagungen für das gemeine Wohl ziehen."[2]) —

Bevor wir von Gottscheds „Weltweisheit" scheiden, ist noch einiger Anhänge zu gedenken, Früchte einer Gesellschaft, die 1732—34 als Erneuerung der Leibnizschen Societas Disquirentium aus Gottsched, Lotter, Steinwehr, Stübner, May, Winkler und Ernesti bestand.[3]) Selbständigkeit und Kühnheit bekunden namentlich die dritte und fünfte Abhandlung.

Schon die Stellung des Problems ist herausfordernd. „Selbstgespräch, von einem Weltweisen an Gott gerichtet: Untersuchung der Frage: Wie sich ein Weltweiser, der von einer göttlichen Offenbarung nichts wüßte, zufrieden stellen könnte." Also eine weitere Emanzipation der Philosophie von der Theologie! „Es pflegt", heißt es in Gottscheds Angriffspunkt,[4]) „fast in allen Lehrbüchern der Gottesgelehrten behauptet zu werden: daß man sich aus der Vernunft ohne ein Erkenntnis einer geoffenbarten Religion nicht zufriedenstellen könne." Er läßt nun einen Weltweisen sprechen, wie er „an sich selbst und an seine Pflichten, an seinen Schöpfer und an seinen Zustand nach dem Tode gedenkt." Dieser Weltweise schließt unbeirrt:[5]) „So bleibe ich denn bei dem Sichersten, das ist bei dem, was mich das reine Licht der Vernunft von dir, o Gott! und meinen Handlungen lehret."

Eine notwendige Ergänzung erfährt diese immerhin bedeutsame Rationalisierung religiöser und moralischer Begriffe durch die Untersuchung: „Ob man die geoffenbarte Theologie in mathematischer Lehrart ab-

---

1) Ww. II⁷, S. 419, 437 und 393.
2) Ww. II⁷, S. 440.
3) Vergl. Ww. I⁶, Vorrede; II⁷, S. 442.
4) Ww. II⁷, S. 485.
5) Ww. II⁷, S. 492.

handeln könne". Die nicht minder bedeutsame, auf kommende philosophische Ereignisse vordeutende Antwort lautet:[1]) Nein! „Es sind Sätze, deren Wahrheit ich nicht aus eigener Deutlichkeit, nicht durch Demonstrationen, sondern aus Zeugnissen annehme. Daher ist nun alles, was daraus folget, von eben solcher Beschaffenheit, d. i. ein bloßer Glauben, und keine synthetisch erwiesene Wissenschaft."

c) Nach Erscheinen seiner „Weltweisheit" hat Gottsched nur noch vereinzelt durch kleinere Schriften in die philosophische Bewegung eingegriffen, nicht selten in eindrucksvoller, wenn auch nicht immer in unbedingt rühmlicher Weise. So lebhaft er sich bemüht zeigte, die Philosophie von religiösen Dogmen zu befreien, so geflissentlich sucht er doch — ganz im Geiste seiner Zeit — Deckung gegen Angriffe seitens der Orthodoxen und Pietisten. Insbesondere durch den Vorwurf des Spinozismus suchten Wolfs Gegner die Modephilosophie zu verketzern.[2]) Auch unserm Gottsched mochte Gefahr drohen; so hielt er es für angezeigt, den „Makel" des Spinozismus von der Leibniz-Wolfschen Philosophie durch eine Serie von Programmen abzuwehren: „Foedam Spinozismi maculam a recentiori philosophia aliquot programmatibus amovendam indicit J. Ch. Gottschedius." 1737 hebt er seinen Defensivkampf an. Aus der mathematischen Methode sei dieser Vorwurf entsprungen. Aber schon von Euklid rühre sie her, und Descartes habe sie auf philosophische Wahrheiten angewandt. Spinoza sei ihm nur darin gefolgt; hätte er nur die Methode nicht in seinen gottlosen Irrtümern mißbraucht! Sind aber deshalb alle unter Theologen, Juristen und Medizinern des Atheismus verdächtig, welche sich derselben Methode bedienen? Gottsched will zuerst zeigen, wie wenig Spinozas Ethik den Regeln entspricht, die Wolf über die mathematische Methode aufgestellt, und alsdann einen Vergleich der Spinozistischen Definitionen mit denen durchführen, die Leibniz und Wolf in der Metaphysik überlieferten.

„In amovenda a philosophia recentiori foeda spinozismi macula pergit J. Ch. Gottschedius" (1738). Der Verfasser unternimmt, das in der ersten Dissertation aufgestellte Programm auszuführen. Namentlich werden die Spinozistischen Attribute vom Standpunkte Wolfs kritisiert und dabei der Klarheit und Festigkeit der neuern Philosophie angebliche Unklarheiten und Zweideutigkeiten Spinozas gegenübergestellt. Leichter fällt es des weiteren, unter Hinweis auf den Gottes-

---

1) Ww. II⁷, S. 512.

2) Vergl. Vorrede zur Ww. II⁷ über die Schriften d. J. 1738; ferner Danzel S. 33 flg., Max Koch S. 7.

begriff Spinozas die Wolffsche Philosophie an jeder Gemeinschaft mit dieser Definition als völlig unschuldig („innocentissima") nachzuweisen. Ebenso stechen beide Philosophen in der Auffassung der Freiheit und Notwendigkeit sowie der Ewigkeit merklich ab.

Die Kluft zwischen der Lehre Spinozas und der Leibniz-Wolffschen Philosophie ist für uns heute zu augenfällig, als daß wir nicht begriffen, wie Gottsched in fortlaufenden Programmen auch weiterhin glücklich die Abweichungen verfolgen konnte. Endgültig macht ein Programm von 1742 diese „Philosophiae recentioris a Spinoziana differentia" augenfällig. Der Satz: „Una Substantia non potest produci ab alia Substantia" ziele dahin, die Idee einer Schöpfung sowohl dieses Alls wie jeder endlichen Substanz zu zerstören. Leibniz habe sich dagegen immer fern von solcher Ewigkeit der Materie gehalten, habe immer die Schöpfung der Substanzen gelehrt. Auch Wolf nehme natürlich eine Schöpfung des Alls an.

Wenn Gottsched auf solche Weise auch indirekt seine Selbstverteidigung führte, hoffte er doch namentlich, „in vielen Gemütern der Gelehrten" zu Wolfs Rechtfertigung beizutragen, in einer Zeit, da gerade sein Prozeß in Berlin zur Revision stand.[1]) Der Propst Reinbeck, Wolfs wohlgesinnter Richter, spendete Gottscheds Ausführungen Beifall, ebenso der Graf Manteuffel.[2]) Den Angriffen der Frommen wie den Berufungen der Atheisten auf Wolf glaubte man dadurch ein Ziel gesetzt. Manteuffel schreibt in diesem Sinne am 9. Januar 1743 an das Schulhaupt, indem er sich erkundigt, ob dieser Gottscheds Programme überzeugend ausgeführt finde. Erst am 21. erwidert Wolf gelegentlich eines andern Federkrieges, daß er sich „ganz passive verhalten" wolle, indem — wie er naiv erklärt — „ich diejenigen nicht mag zu Feinden haben, die dabei interessiert sind und Gelegenheit finden, an hohem Ort unvermerkt Widriges zu insinuieren, dagegen man sich nicht verantworten kann: wie denn auch derowegen mit dem Unterschiede meiner Lehre und des Systematis Spinosae nicht viel Lermen machen mag, nachdem ich mich in dem andern Teile meiner Theologiae naturalis aus eben dieser Absicht genug erkläret". Ehrender für Wolf und beschämend genug für unsern Gottsched ist eine Äußerung des Meisters vom 26. April 1745 an dieselbe Adresse: „Spinoza ist durchgehends als der größte Atheist beschrien, und weiß ich niemanden, der anderer Meinung von ihm gewesen, als den Hn. v. Tschirnhausen, der viel auf ihn hielt und ihm in vielem nachzuahmen suchte; unterdessen ist doch bekannt, daß er viel

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1738.

2) Vgl. Danzel S. 35.

ehrlicher, aufrichtiger, dienstfertiger und uninteressierter gewesen, als alle stolze Heiligen unserer Zeiten und die meisten Orthodoxen." —

Noch zweimal bot sich für Gottsched Gelegenheit, für die Ehre der Leibniz-Wolffschen Philosophie in die Schranken zu treten. Das Preisausschreiben der Berliner Akademie über die Berechtigung des Popeschen Wortes „All is right", dasselbe Ausschreiben, welches die Protestschrift „Pope ein Metaphysiker!" von Lessing und Mendelssohn zeitigte, forderte auch unsern Mann zu einer prophetischen Warnung vor einer Anti-Leibnizschen Entscheidung heraus:[1]) „De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Anglo, tacite autem G. G. Leibnitio, perperam licet, inusta" (1753). Die Akademie habe Pope ein neues und bisher unerhörtes Verbrechen zugeschoben, dieses Verbrechen des Optimismus sei aber nicht schmählich, sondern ehrenvoll. Habe nicht Leibniz lange vor dem englischen Dichter dasselbe gelehrt? Offenbar sollte seine Auffassung dieser Welt als der besten aller möglichen Welten getroffen werden. Gottsched weist nach, daß Zeugnisse für solchen Optimismus über alle Jahrhunderte verstreut seien. Er mahnt deshalb die Vorsteher der Akademie, bei der Preiskrönung zu verhüten, daß mit der eigenen Ehre zugleich die christliche Religion und die wahre Weltweisheit unersetzlichen Schaden litte.

Drei Jahre später ist es der direkte Vorwurf des Heidentums, den Gottsched von sich und seiner Schule abzuwehren genötigt ist. Als Exdekan und Rektor läßt er ein Programm ausgehen, worin er „Genuinam gentilismi notionem sistit". Über Veranlassung und Ziel der Schrift spricht sich Gottsched am 5. des Wintermonds 1757 gegen Abraham Kästner aus[2]), mit dem er jetzt wieder in freundlichem Verkehr steht: „Mein neuliches Programm hat mich gegen einen Crusischen[3]) Vorwurf des Heidentums rechtfertigen sollen, den er mir in dem Programmate zu Doktor-Promotion, wiewohl tecto nomine, gemacht hatte. Ich habe ihn also auch nicht genennet, wiewohl hier jeder mit Fingern auf ihn weist. Der gute Mann wäre gern der Leipziger Papst, zumal da er itzo der Professione Primaria Theologiae so nahe ist und sich noch schmäuchelt, er werde sie bekommen, da er doch gewiß noch ein Tertianer war, als Stemmler und Ernesti schon akademische Lehrer waren. Weil er nun den Einwurf seines Vorfechters Reinhards, den ich doch schon

---

1) Vergl. Anhang zur Ww. II⁷, S. 483.

2) Handschrift im Kestner-Archiv.

3) Christian August Crusius suchte vergebens die Vernunft mit der Offenbarung in völlige Übereinstimmung zu setzen. Er tritt besonders gegen den Satz vom zureichenden Grunde auf. Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie sowie Wuttke S. 31 u. 200.

im Neuesten, in den Erfurter Zeitungen und den Freien Urtheilen beantwortet[1]), nochmals aufgewärmet: so habe ich ihm doch zeigen müssen, er wisse noch nicht, was ein Heid für ein Ding ist. Ich könnte ihm noch mit bessern Gründen zeigen, daß er selbst ein Heid ist; da er so abergläubisch ist als die Heiden gewesen, Gespenster und Prophezeiungen u. d. m. glaubet. Im neulichen Weihnachts-Programm, welches er nomine Rectoris schreiben muß, hat er sich nicht enthalten können, seine apokalyptische Prophezeiungssucht mit einfließen zu lassen: gerade als ob der Leipziger Rektor auch unter den Propheten oder ein apokalyptischer Seher wäre. Wo das so fortgeht, so wird der Mann der deutsche Jurien werden. Er mag sich aber in acht nehmen, daß ich nicht sein Bayle werde." — Crusius wurde natürlich allgemein als Zielscheibe von Gottscheds Pfeilen erkannt. Auch der Konsistorialrat v. Globig nennt ihn geradezu, indem er am 24. Dezember 1756 den autoritativen Wunsch äußert, daß Gottsched nicht, wie schon oft, amtliche Programme zum Austrag seiner Privatstreitigkeiten benutze!

Die Bezeichnung Gentilismus — so führte Gottsched aus — werde von Verläumdern mißbraucht. Er geht deshalb auf die ersten Anwendungen dieses Wortes zurück, um zu zeigen, daß es mit Paganismus identisch gebraucht wurde. Heiden heißen aber nur „Polytheismi statores, Idolorumque cultores"; als Heidentum gilt Anbetung von Gestirnen, von Tieren oder von Heroenbildern. Was hätten die neuern philosophischen Ansichten mit diesen Lehren gemein?! Zum Überfluß zieht er die Definitionen des Heidentums bei Copernicus, Hygen und Newton heran, um jeden Verdacht des Heidentums gegen die herrschende Philosophie als hinfällig erscheinen zu lassen. Diplomatisch sucht Gottsched somit den neuen Inhalt, den die Frommen dem Begriff Heidentum gaben, zu desavouieren. Sie mochten die neuere Philosophie nun als unorthodox oder als unpietistisch bezeichnen, Heidentum durften sie ihr nicht eigentlich mehr vorwerfen. Freilich hätte die Negation „unchristlich" nach wie vor genügt, wenn es eine Denunziation der Modephilosophie galt.

Unbeirrt behandelt Gottsched auch naturwissenschaftliche Gegenstände in philosophischem Geiste. In einer „Gedächtnisrede auf Nikolaus Copernicus" feiert er 1743 seinen vor zwei Jahrhunderten gestorbenen Helden als „Muster einer wahren Freiheit im Philosophieren", der „zu der Verbesserung der ganzen Weltweisheit und zur gründlichen Erkenntnis der Natur die erste Bahn gebrochen".

---

1) Adolf Friedrich v. Reinhard, dessen Schrift über den Optimismus 1755 den Preis der Berliner Akademie davontrug. -- „Freie Urtheile" (Hamburg) XIII, 745 flg. („Neuestes" VI, 511 flg.).

d) Noch vielerlei philosophische Lohnarbeit hat Gottsched sein lebelang geleistet, sowohl durch Übersetzung als besonders durch Herausgabe fremder Werke. Über Gottscheds eigene philosophische Überzeugung geben deshalb seine Vorreden und Anmerkungen zu solchen Editionen nicht selten wichtige Aufschlüsse.

Der erste fremde Autor, dem Gottsched derartige Bemühungen zuwandte, war der glatte Stilist Fontenelle. Schon 1726 übersetzte unser Mann, von seiner Neigung zur Erkenntnis des Weltgebäudes getrieben[1]), die „Gespräche von mehr als einer Welt".[2]) Durch dieses Werk knüpften sich Gottscheds lebenslängliche Beziehungen zum Verleger Breitkopf an. Ein Jahr später folgen die „Gespräche der Toten". 1730 ließ er Fontenelles „Historie der heidnischen Orakel" deutsch erscheinen. Diese von Gottsched ins Deutsche übertragenen Werke des Franzosen wurden als „Auserlesene Schriften" gesammelt.[3]) Bei diesen Ausgaben waltete indes das stilistische Interesse vor. Eine Ergänzung des vom Philosophen Gottsched entrollten Bildes gewähren sie kaum.

Die umfangreichste und bedeutsamste Herausgeberthätigkeit widmete Gottsched dem „Dictionnaire" von Bayle. Noch ehe er etwas von Bayles Schriften gelesen, wurde unser Mann selbst von vielerlei Zweifeln angefochten. Da fiel ihm die Theodicee in die Hände. Seinen Eindruck faßt er in die Worte zusammen: „Hier lernte ich die Schwäche der Schwierigkeiten einsehen, die mir sowohl als Baylen unauflöslich geschienen hatten."[4]) 1734 preist er alsdann in einer eigenen, für uns ins Gewicht fallenden „Oratio pro utilitate et necessitate metaphysicae in contemtores ejus" die Metaphysik als diejenige Disziplin, mit deren Waffen allein jene mehr als Lernäische Hydra bekämpft werden könne.[5]) Bayles Lehre bezeichnet er dabei als „impia et nefanda", doch preist er dessen Fähigkeiten: die Kühnheit, die Gewandtheit im Disputieren, die geistreiche Fülle und Leichtigkeit des Stils.[6])

Hätte Gottsched nun aus eigenem Antrieb eine Verdeutschung des Skeptikers unternommen, so wäre dies Beginnen von vornherein als epochemachende Wendung zu verzeichnen. Veranlaßt[7]) wurde das Unternehmen jedoch durch einen Advokaten Namens Königslöwe, der für eine

---

1) Vorrede zur Ww. II[7].
2) 3. Auflage 1738.
3) 1751, 2. Auflage 1760.
4) Vergl. seine Bayle-Ausgabe, III. Teil, Vorrede.
5) S. 14.
6) S. 13.
7) Ww. II[7], Vorrede, sub 1740 flg. — Vorreden zum I. u. IV. Teil des deutschen Bayle.

Übersetzung Bayles das kurfürstliche Privileg erlangt; Breitkopf findet genug Pränumeranten, erhält auch die Erlaubnis des Kirchenrats, doch sollen alle der Religion nachteilige Stellen mit Anmerkungen und Warnungen versehen werden. Da nun der Übersetzer als bloßer Jurist hierzu nicht im stande war, ersuchte der Verleger seinen hervorragendsten Autor, die Aufsicht und Kommentierung zu übernehmen. Gottsched revidiert in erster Linie den Text der Übersetzung; Anmerkungen liefert er, seiner ursprünglichen Versicherung nach,[1]) nur, weil der Verleger sie „ausdrücklich von ihm gefordert, um gewisse Leser vor einigen anstößigen Stellen zu verwahren". Später[2]) giebt er sich eine orthodoxere Miene: „Habe ich nun dadurch dieses Wörterbuch nur in etwas unanstößiger und unschädlicher gemacht; habe ich dadurch nur Gelegenheit gegeben, weiter nachzudenken und den nichtigen Schein der manichäischen Zweifel zu entdecken, so werde ich mich für vollkommen belohnet halten." Gottscheds Kunstgriff stempelte Bayles Wörterbuch zu einem Werke, auf welches sich das prägnante Urteil der Xenien anwenden läßt:

„Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!"

Nichts von dem Bayleschen „Gift" wird unterschlagen, sein Skeptizismus wie seine schlüpfrigen Histörchen kommen zum vollen Recht: nur wird der Kommentator nimmer müde, als Gegengift langatmige, meist recht lahme Widerlegungen oder gar Abstrafungen anzufügen. Andere Anmerkungen verdanken, gleichfalls auf Breitkopfs Wunsch, gar nur dem Streben nach Raumausfüllung ihre Entstehung. So finden sich einschränkende Anmerkungen namentlich auch bei nachdrücklichen Lobsprüchen auf französische Schriftsteller, wo sich Gottscheds deutsch-patriotischer Stolz herausgefordert glaubte; ebenso ist häufig zu Vergleichen mit unsern deutschen Zuständen Gelegenheit genommen.

Die Bayle-Übersetzung[3]) ist ein rechtes Beispiel von Gottscheds fabrikmäßigem Betrieb der Schriftstellerei.[4]) Königslöwe lieferte zwar den größten Teil der Übersetzung, zwölf bis fünfzehn Quernen sind aber von andern Gottschedschen Klienten verfaßt: gleich im I. Bande von seinem Schildknappen Schwabe, ferner von Joh. Christian Müller und Anton Ibbeken; einen ziemlich starken Artikel, „der von sehr tiefsinnigen metaphysischen Materien handelte und in die Theologie selbst einschlug,

---

1) Vorrede z. I. Teil.

2) Vorrede z. III. Teil.

3) Herrn Peter Baylens . . . Historisches und Critisches Wörterbuch, nach der neuesten Auflage von 1740 ins Deutsche übersetzt. IV Teile, Leipzig 1741 bis 1744.

4) Vergl. Vorrede zum IV. Teil.

wo sie die größte Behutsamkeit in Ausdrücken erforderte", rühmt sich Gottsched selbst übersetzt zu haben. Gegen Ende des Werkes traten noch Gellert und Gärtner als Mitarbeiter ein. Schwabe übersetzte auch die Anmerkungen aus der Bibliothèque Française, der junge Breitkopf die Erinnerungen von La Croze. Die erste und dritte Korrektur sah Schwabe durch, während Gottsched selbst die Revisionsbogen las. Frau Gottsched verbesserte zuerst allein das Manuskript der Übersetzung, las es dann ihrem Manne vor, während er den Grundtext vor Augen hielt; sie hat an den Verbesserungen „keinen geringen Anteil"; im ganzen hat sie dreimal die Übersetzung durchgelesen;[1]) auch hat sie einige fremde Zusätze übertragen. Das Register rührt von Gärtner her. Durch solche Heranziehung billiger Hilfsarbeiter gelang es unserm Organisator, ein damals ungewöhnlich hohes Honorar für sich selbst herauszuschlagen. So konnte er nach Schluß der vierjährigen Arbeit sich und seiner Frau 1744 eine Erholungsreise nach Königsberg gönnen.[2]) Zwanzig Jahre später stattete er mit dem am Bayle erschriebenen Gelde seine Nichte aus.[3])

Inhaltlich galt es für Gottsched zunächst natürlich, religiös anstößigen Stellen wohl oder übel zu widersprechen. Deshalb ist sein Kommentar wesentlich ein Anti-Kommentar. Seine Tonart ist wie folgt: „Hier hebt Hr. Bayle an, auf eine listige Art die Vernunft und Offenbarung wider einander gleichsam aufzuhetzen und einen Widerspruch zwischen beiden festzusetzen. Es ist aber bei den besten Gottesgelehrten eine nicht nur angenommene, sondern gründlich erwiesene Wahrheit, daß die NB. gesunde Vernunft der NB. wahren und recht verstandenen göttlichen Offenbarung nicht zuwider sein kann. Beide kommen ja von Gott. . . Gott kann sich auch selbst nicht zuwider sein." Folgen Zeugnisse „berühmter Männer".[4]) Das hieß denn doch — um Gottscheds Lieblingsphrase einmal auf ihn selbst anzuwenden — den Knoten mehr durchschneiden als lösen. Ebenso wenig selbständige Widerlegung des großen Skeptikers bietet Gottsched, wenn er im Sinne Leibnizens wiederholt einwirft: „Alle Gottesgelehrten behaupten, daß selbst die Geheim-

1) Siehe außer der Vorrede z. IV. Teil auch das Leben der Gottschedin von ihrem Mann, in der Ausgabe ihrer „Kleineren Gedichte". — Vergl. Schlenther, Frau Gottsched, S. 24 flg.

2) Leben der Gottschedin, sub 1744.

3) Nach hs. Brief an diese vom 4. August 1764 „Wenn ich von meinem Professions-Salario hätte leben wollen, würde ich eine schlechte Figur gemachet haben. Mein Bücherschreiben hat mir ebenso viel, ja noch mehr eingetragen. Selbst das, was ich Ihnen geschenket, habe ich, in vier Jahren, mit dem Bayle verdienet."

4) I, S. 69.

nisse nicht wider, sondern über die (so!) Vernunft sind."[1]) Auch begnügt er sich, die übliche theologische Wendung nachzusprechen, wo er gegen Bayle leugnet, daß unsere Glaubenslehren solchen unauflöslichen Schwierigkeiten unterworfen sind, daß man nur sagen könne: Vernünftle nicht, glaube nur! „Der Gott der Wahrheit und Vater des Lichtes", predigt er hier, „hat uns auch die Offenbarung verliehen, nicht die Vernunft abzuschaffen und umzustoßen, sondern ihr aufzuhelfen und ihre Mängel zu ergänzen."[2]) — In vielen anderen Fällen begnügt er sich, Leibnizens Einwürfe abzudrucken oder sich auf ihn zu berufen. Genug, selbst hier verharrt Gottsched auf dem Standpunkt der Theodicee. Auch sonst tritt die Halbheit seiner philosophischen Überzeugung oft genug hervor. Z. B. findet er nicht recht, daß Bayle an Anaxagoras die Verachtung der Reichtümer lobe: „Hätte er hier nicht", schwankt Gottscheds Philistermoral, „einen Unterschied machen sollen unter der Verachtung der überflüssigen Schätze ... und unter der Versäumung des Notwendigen?"[3])

Allein man muß unserem Kommentator zugestehen, daß er seinen Autor durchschaut. Bayles Art wird treffend dahin charakterisiert, „daß er die Einwürfe der Vernunft erst auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit treibt, hernach aber, wenn er die Auflösung derselben geben soll, sie nur mit der Offenbarung mehr zu Boden schlägt, als beantwortet",[4]) wobei man Ursache hat zu glauben, daß er spotte.[5]) Überdies fällt manches Wort, das auch Gottsched als vorgeschrittenen Geist erkennen läßt. Wo Bayle den Scotismus eine verborgene Spinozisterei nennt, merkt jener sogar in Übereifer an: „Hr. Bayle tritt auch zu der Sekte derer, die alles, was ihnen in philosophischen Sätzen anstößig ist, zu Atheisten machen wollen: allein es kleidet ihn dieser Eifer so wenig, ja noch weniger, als andere."[6]) Selbst indem er zwischen der Vernunft-Philosophie und der Religion zu vermitteln sucht, drängt sich das Gesetz der Natur in den Vordergrund. Bayle suchte unter anderem zu beweisen, „daß die Lehre von einer natürlichen und blinden Verbindung der Tugend mit der Glückseligkeit und des Lasters mit der Unglückseligkeit mehr Wirkung über den Menschen thun würde, als die Lehre der Christen wegen der Vorsehung." Dagegen sieht Gottsched keinen eigentlichen Widerspruch in diesen beiden Lehrsätzen: trotz einzelner will-

1) I, S. 407.
2) II, S. 157.
3) I, S 210.
4) II, S. 756.
5) III, S. 211; vergl. auch besonders III, S. 310.
6) I, S. 20.

kürlichen Strafen, wie Donner und dergleichen, sei gewiß, „daß meistenteils die Tugenden und Laster sich selbst, durch ihre natürlichen und notwendigen Folgen belohnen und bestrafen. Denn eigentlich" — lautet die ausschlaggebende Begründung — „ist eine Handlung nur darum gut oder böse, weil sie solche Folgen nach sich zieht, die ihrem Urheber oder anderen vernünftigen Geschöpfen etwas Böses oder Gutes zuwegebringen... Ich weiß wohl, daß der Wille Gottes die Regel des Guten und Bösen ist; allein da Gott nichts ohne Grund will oder hasset, so muß dasjenige, was er will, schon antecedenter ad voluntatem ejus, noch ehe er es will, gut, und das, mas er hasset, muß schon antecedenter oder ehe er es noch hasset, böse gewesen sein. Da nun Gott nach seiner Güte die Glückseligkeit und Vollkommenheit seiner vernünftigen Geschöpfe wünschet und, soviel an ihm ist, befördert: so will er alles, was dieselbe wirken und vergrößern kann; er will hergegen alles das nicht, was selbige hindert oder vermindert."[1]) Also Gott will das Naturgesetz. Damit ist in der That eine Harmonie ausgesprochen, — nur daß die von der Religion geforderte Gesinnung des Handelnden außer Acht bleibt.

Des ferneren wendet sich Gottsched nicht nur gegen Bayles Skeptizismus, sondern auch gegen seine Resignation: „Wer nur nach seiner Einsicht alles Mögliche thut, die Wahrheit zu erkennen, der wird allemal besser dabei fahren, als welcher blindlings glaubet"[2]) — Besonders ernst ist es unserm Kommentator wohl mit seinem Widerspruch gegen Bayle, wenn dieser „den wenigen Einfluß des Verstandes in den Willen und der Meinungen in die Handlungen der Menschen darthun" will.[3]) Das wichtigste positive Element der deutschen Aufklärung galt es damit zu retten. Und so darf man überhaupt sagen, daß Gottscheds Anmerkungen, soweit nicht äußere, kirchenpolizeiliche Rücksichten maßgebend waren, dem innern Trieb entsprangen, die optimistische Zuversicht gegen die Zweifel des gewaltigen Skeptikers siegreich aufrecht zu erhalten. Bei alledem steht der oppositionsgierige Erläuterer dem Verfasser des „Dictionnaire" näher als er Wort haben will: erst wenn wir zu Gottscheds Anmerkungen die dahinterstehende Leipzig-Dresdener Inquisition hinzudenken, erscheinen sie uns in richtiger Beleuchtung.

So manche Berührung zwischen Gottsched und Bayle offenbart sich in der gleichzeitigen deutschen Ausgabe einer kleineren Schrift des Franzosen: 1741 erschienen in Hamburg „Herrn Peter Baylens Verschiedene Gedanken bei Gelegenheit des Cometen, der im

1) IV, S. 246.
2) III, S. 510.
3) II, S. 64.

Christmonate 1680 erschienen.“ Schon ein paar Jahre vorher hatte Gottsched dies Buch deutsch zu liefern versprochen, um die Furchtsamen, welche aus Himmelserscheinungen Unheil fürchteten, von ihrer Bangigkeit zu befreien. Wegen Zeitmangels trug er die Übersetzung seinem Schüler Johann Christoph Faber auf, der ihm wenig zu verbessern übrig ließ. Wie hier die Initiative von Gottsched selbst ausgeht, so tritt er auch meist für Bayle ein. Er weist dabei auf die befreienden Thaten des Thomasius hin und findet den wahren Ursprung des Aberglaubens in der Unwissenheit über natürliche Dinge. Namentlich die religiöse Ausbeutung abergläubischer Furcht vor Kometen, Sonnen- oder Mondfinsternissen befehdet Gottsched aufs schärfste.[1]) — Neben solchen Stellen fehlt es natürlich nicht an Verwahrungen gegen atheistisch klingende Behauptungen Bayles, namentlich wenn er leugnet, „daß die Kenntnis eines Gottes die lasterhaften Neigungen eines Menschen bessere.“[2]) — Anzuerkennen ist, daß Gottsched hier den Mut findet, den von Bayle als Thatsache wiedergegebenen Klatsch über Spinozas Ende zurückzuweisen: durch dessen Biographen Johann Coler sei erwiesen, daß Spinoza nie gefürchtet, er werde sich im Todeskampf bekehren, und dergleichen.[3])

Bayle blieb nicht der einzige französische Aufklärer, den unser betriebsamer Mann edierte. Trotz innerer Verwandtschaft merklich von der deutschen Aufklärung geschieden wie Bayle, aber positiver als dieser, trat auch Helvetius mehr äußerlich in Gottscheds Interessenkreis. Der Leipziger Litterator hatte zwar im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ Auszüge aus diesem Philosophen veröffentlicht, aber manche Stellen zu bedenklich gefunden. Unverhofft kam der „Diskurs über den Geist des Menschen“ 1760 in deutscher Übersetzung von Johann Gabriel Forkert nach Leipzig in Druck. Seinem Inhalte nach mußte das Buch in Gottscheds Zensur. Hätte er sie verweigert, wäre es vielleicht anderswo gedruckt worden. So rät er dem ihm lange bekannten Verleger David Siegert in Liegnitz, es mit einer warnenden Vorrede von ihm, dem Zensor selbst, ans Licht stellen zu lassen! Erkennt Gottsched doch in dem Werke „überaus viel gründlich ausgeführte Wahrheiten und neue Betrachtungen über das menschliche Geschlecht, sonderlich über die Quellen seines Thuns und Lassens.“ Der Verfasser habe die Gedanken und Neigungen der Menschen, seine Gesinnungen und Empfindungen so genau geprüft, wie seit Locke vielleicht niemand.

---

1) S. 156 und 160 vergl. Hinweise auf Königsberger Vorfälle.
2) Vergl. besonders S. 452, 456, 490 flg.
3) S. 654.

Was Gottsched zurückweisen mußte, war insbesondere der Materialismus des Helvetius. Er lehnt es natürlich ab, den Geist als eine bloß leidende Kraft zu betrachten, da er ja in ihm sogar eine Art bewegender Kraft suchte. Er kann ferner nicht zugeben, daß der ganze Abstand der menschlichen Seelen von den tierischen aus dem Unterschied der physischen Bildung herleitbar. Alles Geistige glaubte er von Helvetius zum sinnlichen Gefühl, den Menschen zu einer herba sensitiva erniedrigt, — er konnte aber nur zugestehen, daß alle anschauenden Urteile (judicia intuitiva) aus dem Gefühl kommen, wenn das Fühlen vom Empfinden überhaupt, und zwar von einem Empfinden verstanden wird, „wie es mit dem Bewußtsein in einer lebhaften, geschäftigen Seele, nicht aber in einem fühlbaren Kraute befindlich ist.“ Gottsched läßt hier nur außer acht, daß auch Helvetius eine erregende Berührung der Sinnesnerven voraussetzte.[1]) Jedenfalls ist klar, daß unser Herausgeber seinem Autor in der Materialisierung der Seele nicht weiter folgen will als Christian Wolf vorangegangen, auf den er denn auch wiederholt verweist. — Daß er dagegen politisch mit der Zeit fortschritt, bekundet er hier wiederum. Indem Gottsched — teils aus patriotischem Stolz, teils aus Rücksicht auf die Machthaber — den Vorzug der deutschen politischen Zustände vor den französischen preist, giebt er einen bemerkenswerten Hinweis: „Haben wir nicht vor kurzem ein deutsches Buch, welches nicht minder wichtige, aber verhaßte politische Wahrheiten auf eine eindringende Art vorträgt, mit dem größten Beifall gelesen und ihm den Lauf lassen gesehen? Dieses vortreffliche Werk des Herrn Mosers würde gewiß in Frankreich mit dem Buche des Herrn Helvetius einerlei Schicksal gehabt haben.“ Eben ein Jahr vorher war Friedrich Karl v. Mosers bedeutsame, von seinem Landsmann Goethe schön gewürdigte Schrift „Der Herr und der Diener geschildert mit patriotischer Freiheit“ erschienen. —

In der Vorrede zum letzten Teil seines Bayleschen Wörterbuches verspricht Gottsched eine Ausgabe von Leibnizens Werken; auch korrespondiert er darüber mit dem Stettiner Gesinnungsgenossen Gohr.[2]) Doch nahm er sich schließlich nur der Theodicee an, als des „besten und einzigen kräftigen Gegengiftes“ gegen Bayle.[3]) 1720 war eine deutsche Übersetzung des Werkes erschienen, die als solche unsern Sprachmeister nicht befriedigte. Professor Richter in Leipzig hatte dieselbe in der zweiten Auflage mit Glück zu verbessern gesucht. Seit der vierten Auf-

1) Vergl. Max Dessoir: Geschichte der neueren deutschen Psychologie, Bd. I (1894), S. 241; siehe auch S. 57, 60 u. 190.

2) Vergl. Danzel S. 57 flg.

3) Ww. II^{7}, Vorrede sub 1744.

lage von 1744 besorgt nun Gottsched die Verbesserung und Herausgabe der Übersetzung. Eine fünfte Auflage läßt er 1763 erscheinen.

Außerdem benutzt er eine akademische Einladungsschrift, um einige Leibnitiana zu edieren: „Anecdota quaedam Leibnitiana in lucem protrahit J. Ch. Gottschedius“ (1750).[1]) Es sind zunächst zwei Schreiben von Leibniz an den Rektor Daum in Zwickau, die Gottsched ein Jahr vorher auf seiner berühmten Reise nach Karlsbad und Wien in der Zwickauer Gymnasial-Bibliothek gesehen, ferner ein deutsches Gedicht des großen Philosophen zum Gedächtnis von Johann Brunnemann.

Noch nach mancherlei anderer Richtung hat Gottsched eine geschäftige Herausgeberthätigkeit entfaltet. So übersetzte und erläuterte er des Freiherrn Jakob Friedrich v. Bielfeld „Lehrbegriff der Staatskunst“ (1761, abermals 1764, verbessert von Meusel 1773—77), so leitete er eine Übertragung von Musschenbroeks „Grundlehren der Naturwissenschaft“ (1747).[2]) Ohne neue Bausteine zu seiner Charakteristik beizubringen, beweisen sie die Vielseitigkeit seiner Interessen

3. Gottscheds agitatorische Stellung in den philosophisch-theologischen Zeitkämpfen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß (a) Gottscheds Weltanschauung auf allen Gebieten seiner Wirksamkeit zur Bethätigung gelangte. Namentlich auch (b) in den litterarischen Kämpfen tritt sein rationalistischer Standpunkt klar hervor. Es ist begreiflich, daß (c) die evangelische Orthodoxie ihn unter diesen Umständen teils offen, teils insgeheim verfolgte, besonders ihm amtliche Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Mehr entgegenkommend erwies sich das damalige Bildungsstreben der Katholiken, so daß unserm Manne (d) eine leise aufklärerische Wirkung nach den katholischen Gauen Deutschlands möglich wurde. Daneben unterhielt Gottsched (e) enge Beziehungen zu den meisten andern Vorkämpfern der Aufklärung, die ihn in ihre Interessen und Kämpfe hineinzuziehen wußten.

a) Für rationalistische Propaganda stand unserm Gottsched zunächst sein Katheder zur Verfügung. In jahrzehntelangem Wirken hat er ganze Generationen aufgeklärter Schüler entlassen. Obgleich ordentlicher Professor dieses Gebietes, las Gottsched — sonderbar genug — „die Philosophie“, d. h. die Einführung in die Weltweisheit, von 1750 bis 1764 gar nicht; doch traktierte er die Theodicee.[3])

1) Exemplar der Königl. Universitäts-Bibliothek Kiel.
2) Exemplar des Physikalischen Instituts der Universität Kiel.
3) Nach Gottscheds Brief an seine Nichte v. 17. Windmond 1764.

Man darf ferner sagen, daß über alle seine Schriften der aufklärerische Geist verbreitet ist. Graf Manteuffel versichert ihm bereits am 14. August 1737: „Je puis vous assurer sans exagération, qu'ayant lu plusieurs de vos ouvrages tant en vers qu'en prose, je n'ai pu me lasser d'admirer le zèle et la netteté, avec laquelle vous avez toujours taché de conduire les hommes à un but si salutaire. Toujours attentif à les mettre sur la véritable voie du Bon et du Vrai, vous leur avez enseigné si clairement les moyens d'y arriver qu'il n'y a qu'un siècle aussi fertile en esprits follets que le nôtre qui puisse les empêcher d'y acquiescer."

Namentlich seine moralischen Wochenschriften waren nach dieser Richtung von unberechenbarem Einfluß, wie diese Gattung Zeitschriften überhaupt Bildung und unabhängige Gesinnung im Bürgertum verbreitete. Gleich „Die vernünftigen Tadlerinnen" eifern gegen die abergläubische Furchtsamkeit vor vielen unschädlichen Dingen, die daher rühre, daß die Menschen „dem Hörensagen ihrer alten Mütter, Muhmen und Ammen zu viel trauen; weil sie keine Empfindung von einem guten und falschen Schlusse haben und alle Ursachen für gültig annehmen, sie mögen so abgeschmackt sein, als sie wollen".[1]) Ebenso läßt Gottsched schon hier[2]) ausdrücklich unentschieden, ob sich ein Sittenlehrer mancher nebensächlichen Bewegungsgründe zur Tugend, außer dem Wert derselben an sich, bedienen dürfe. Jedenfalls gründet sich die Tugend auf „einen wahren Begriff von dem, was gut oder böse ist". Die Wollust sei etwa nicht bloß von der christlichen Religion verboten; auch auf heidnische Zeugnisse weist Gottsched hin: es sprächen eben die Vernunft und das Gesetz der Natur gegen das Laster.

Im „Biedermann" nimmt der Kampf gegen den Aberglauben einen noch breiteren Raum ein. Die Entdeckungen der Gelehrten preist er als vom Aberglauben immer mehr abführend: man suche nun vor allen Dingen in der Natur selbst die Ursachen auch außerordentlicher Ereignisse.[3]) In solchem Zusammenhang verteidigt Gottsched seinen Bayle gegen den Vorwurf der Atheisterei: Der Mann zeige mehr Haß gegen Aberglauben als Neigung zum Unglauben.[4]) Neben Bayle rühmt Gottsched wiederum in begeisterten Worten Thomasius als „großen Helden in Ausrottung des Aberglaubens": „Er hat den Blocksberg wüste und den Satan mit seinem Anhange ohnmächtig gemacht. Er hat uns von der Furcht vor Kobolden, vor Erscheinungen und Be-

1) Auflage von 1738, I. Teil, S. 362.
2) II, 179 und 58 flg.
3) II, 43.
4) II, 81.

schwörungen alter Betteln befreiet. Man höret nunmehro von keinen Besessenen; man hält auf Schatzgräber und andere solche Betrüger nichts mehr."[1]) Ganz treffend wird betont: „Je mehr Gewalt man dem Satan in der Welt einräumet: desto mehr Macht entzieht man dem allerhöchsten Wesen."[2]) — In gleicher Tendenz empfiehlt „Der Biedermann" die Philosophie als „das Nützlichste, so ein junger Mensch auf hohen Schulen treiben kann. Das sind Freunde der Dummheit und des Unverstandes, die solches hindern... Sie lehret uns Gott, die Welt und uns selbst recht kennen."[3]) Auch den sonstigen Lieblingsideen Gottscheds begegnen wir hier. Namentlich durchklingt die intellektuelle Auffassung moralischer Fragen die ganze Zeitschrift als Leitmotiv; schon auf der ersten Seite des ersten Bandes heißt es: „Wer seinen Verstand von der Natur des Guten und Bösen mehr und mehr zu unterrichten suchet, der arbeitet auch unvermerkt an der Besserung seines Willens." Sollen wir aber nicht aus Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung Gott dienen? Eine solche Gesinnung sei nicht zu tadeln, aber ohne genugsamen Einfluß auf den Willen. Die Entstehung der Laster liege „freilich an einem bösen Willen. Allein woher kommt dieser? Ohne Zweifel von einem unwissenden und schwachen Verstande. Man ist von den Wahrheiten nicht sattsam unterrichtet und überführet, die einen Einfluß in die Handlungen haben."[4]) Wiederum ist damit Bildung, Aufklärung als wesentlichstes Mittel, als Vorbedingung der Tugend hingestellt.

Alle Dokumente des Gottschedschen Kreises atmen diesen Geist der Aufklärung. 1733—1736 erschienen in zwölf zwanglosen Stücken „Neufränkische Zeitungen von Gelehrten Sachen, darinnen alle die sinnreichen Einfälle der heutigen Gelehrten, die in andern Zeitungen nicht Raum haben, der galanten Welt zur Belustigung enthalten sind. Leipzig, auf Kosten der scherzhaften Gesellschaft druckts B. C. Breitkopf".[5]) Jedes Stück enthält eine Widmung zum Geburtstage eines Gliedes des Gottschedschen Kreises und stellt ein scherzhaftes, übrigens meist ziemlich banales Geburtstagsangebinde für jeden Einzelnen seitens der Genossen

1) II, 108.
2) II, 48.
3) II, 122.
4) II, 89 flg.
5) Exemplar der Königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. Es enthält als handschriftliche Eintragung folgendes Citat aus dem Catalogus bibliothecae Jo. Joach. Schwabii (Lips. 1785): „Diese Zeitungen sind nur wenigemal abgedruckt und blos unter Freunde verteilet worden; daher man sie selten sieht und fast niemals zusammen findet." In Gottscheds Briefwechsel mehrfach erwähnt, besonders durch C. L. v. Hagedorn am 3. Mai 1734.

dar. Das 6. Stück ist unserem Gottsched selbst zum 2. Februar 1734 gewidmet. Auch diese „Neufränkischen Zeitungen“ nun kämpfen auf ihre Weise für die Aufklärung. In dem mit Vorliebe gewählten parodischen Ton wird angeblich ein Buch für den Gespensterglauben empfohlen. „Man hat eine eigene Abhandlung von der Stärke folgender Beweise beigefüget: Ich habe es ja mit meinen Augen gesehen! Ich werde ja nicht im Wachen träumen! Was hätte ich davon, daß ich's sagte, wenn's nicht an dem wäre? Wenn man der Frau nicht glauben soll, so weiß ich's nicht u. s. w.“[1]) Parodiert wird ebenso das Eifern gegen die „schädliche Philosophie der Neuern, darin der Verstand durch nichts als Regeln und, wie ihre Anbeter vorgeben, ordentlich zusammenhängende Sätze zur Erforschung der Wahrheit angeleitet wird“.[2]) In gleicher Maske der Dunkelmänner wird empfohlen, „diesem täglich mehr und mehr einreißenden Übel der sogen. Gründlichkeit und demonstrativen Erkenntnis zu steuern“.[3]) Das letzte Stück trägt die Widmung: „Allen über die Vorurteile des Pöbels erhabenen Geistern“. In der Geburtstagsgabe für die Dichterin Frau Christiana Mariana von Ziegler werden diejenigen parodiert, die fordern, „daß das Frauenzimmer nichts lernen solle, was über den Horizont ihrer Küche oder ihres Putzwesens stiege.“[4]) Einmal[5]) heißt es lakonisch: „Man schreibt itzo, zumal in den politischen Zeitungen, das Wort allerhöchste, welches sonst nur von Gott gebraucht worden, auch von Menschen.“ Genug, auch der scherzhafte gesellige Verkehr des Gottschedschen Kreises bewegt sich in den Formen der Aufklärung. —

Unter Gottscheds poetischen Schöpfungen führt ein besonders gedrucktes Festgedicht den bezeichnenden Titel: „Der durch die gesunde Weltweisheit gestürzte Aberglauben, bei Gelegenheit des von Sr. Hochfürstl. Durchlauchtigkeit, Hrn. Joh. Friedrichen, reg. Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, erneuerten und durch ein neues Lehramt der Weltweisheit und Mathematik ansehnlich verstärkten Gymnasiums zu Rudolstadt besungen.“[6]) Dem entsprechend lautet der Anfang:

„Wo seid ihr nun, ihr trüben Zeiten!
Darin des Aberglaubens Nacht,
Die Welt im Narrenseil zu leiten,
Mit Fleiß die Völker dumm gemacht?...

1) S. 108.
2) S. 106 flg.
3) S. 53.
4) S. 150 flg.
5) S. 57.
6) 2. vermehrte Auflage. Leipzig 1764. — Exemplar der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden.

Der Klosterzellen frommer Plunder
Erstickte Wahrheit und Vernunft.
Wie starrten nicht des Laien Blicke
Bei allem, was sich Seltnes wies?
Man sprach von schwerem Ungelücke,
Wann Sonn und Mond verfinstert hieß...
Erschien ein Nordlicht: was für Heere
Beströmten nicht die Welt mit Blut?
Als ob der Feind am Thore wäre,
Entfiel dem Kühnsten auch der Mut...
Gespenster tobten allenthalben!
Und wieviel galt der Blocksberg nicht?...
Gottlob! die Nächte sind verschwunden,
Darin die Dummheit herrschend war."

Tritt schon hier das Streben der freien Wissenschaft hervor, die Menschheit furchtloser, glücklicher zu machen, so entwickeln die folgenden Strophen historisch den Segen der Aufklärung, wobei die Einführung der deutschen Sprache in die Wissenschaft nachdrücklich betont wird:

„Ein bessrer Zeitpunkt fing mit Sprachen
Der Knaben Witz zu läutern an.
Allein, was nützten solche Sachen
Dem tappenden gemeinen Mann?
Von Huttens Spott wollt keinen schonen,
Der Klosterbruder selbst ward fein:
Halb Wälschland schrieb wie Ciceronen,
Doch, Dummheit blieb; und sprach Latein!"

Begeistert werden alsdann Erasmus und Melanchthon gepriesen. Es folgt die Emanzipation vom Aristotelismus:

„Nur blos das Joch des Stagiriten
Beschwerte noch des Schülers Hals:
Doch seht: auf Josuas Gebieten
Erschien die Ruh des Sonnenballs.
Copernicus that solch ein Wunder."

In gleichem Lehrton zählt der Verfasser nunmehr die Thaten der Galiläi, Descartes, Kepler, Guericke, Tschirnhaus u. s. w. auf:

„So fiel der alte Weltbau weg.
Mehr! Leibniz und Thomas' erschienen,...
Die Weisheit neuen Wuchs erfuhr.
Die Dummheit floh, die Hexen wichen...
Kaum hub man an, auf deutsch zu lehren,
Zum Trotze der Lateiner-Zunft!
Gleich stieg der Wahrheit Glanz zu Ehren;
Der Pöbel selbst bekam Vernunft!
Ein Sturm und Wolf, erhabne Männer!
Verkündigten sie jedermann;
So, daß nun auch ein halber Kenner
Unmöglich sie verfehlen kann."

Damit ist das Ziel des Rationalismus erreicht. Man muß gestehen, daß hier mit weitem Blick der Zusammenhang und die Bedeutung der modernen geistigen Befreiungsthaten erkannt ist.

Gleiche Klänge sind aber in Gottscheds Gedichten nicht selten. Da ruft er, indem er die Errungenschaften der modernen Wissenschaft aufzählt:[1])

„O himmlisch wirkende Vernunft!“

Da preist er in ähnlicher Auffassung die Reformation:[2])

„Seitdem des Aberglaubens Nacht,
Durch Luthers treuen Dienst, verschwunden,
So, daß der Wahrheit Wundermacht
In halb Europa Platz gefunden.“

Dem nachmaligen Abt Jerusalem, seinem Schüler, widmet er zur Promotion ein versifiziertes Schreiben,[3]) in welchem es heißt:

„Der Thorheit warst du feind, und hast vor Lust gebrannt,
Der wahren Weisheit Kern und Innerstes zu schmecken...
... Des großen Leibniz Lehren
Bewogen dich zuerst, sie fleißig anzuhören.
Jemehr du dies gethan, jemehr empfand die Brust
An ihrer Gründlichkeit und Überzeugung Lust.“

Hierdurch ist uns zugleich ein Blick in Gottscheds akademische Lehrthätigkeit eröffnet. — Seine Lehrgedichte behandeln mit Vorliebe philosophische und theologische Themata:[4]) „Daß der Mensch selbst an seiner Verdammung Schuld ist“, „Die verbesserte Lehrart der Evangelischen im Predigen“, „Ob ein künftiger Arzt sich auf die Philosophie legen müsse?“ „Die rechte Art zu predigen“, „Daß ein heutiger Gottesgelehrter auch in der Vernunft und Weltweisheit stark sein müsse“, „Daß Gott der Menschen Schicksal von Ewigkeit bestimmt habe“ — wobei der freie Wille übrigens doch zu einem gewissen Rechte kommen soll. Schon die Fassung der Themata bekundet den Geist des Autors.

b) Nicht genug, daß Gottscheds poetische Übungen die Aufklärung besingen: sein Rationalismus greift auf litterarischem Gebiete tiefer und macht sich in der ganzen Auffassung der Poesie bemerkbar. Einen

1) Gedichte, herausgegeben von Schwabe (Leipzig 1736), S. 140.

2) Ebenda S. 166.

3) Ebenda S. 549 flg.: „Als Hr. Johann Friedrich Wilhelm von Jerusalem die philosophische Lehrwürde in Wittenberg annahm. 1731.“ Jerusalem hatte also damals das Adelsprädikat noch nicht völlig abgelegt, zu dessen Führung die Familie berechtigt war (zur Berichtigung bezw. Ergänzung der Angabe in der Allgemeinen Deutschen Biographie). Die in den „Werther“ übergegangene Ausweisung des Sohnes aus der Gesellschaft des Grafen v. Bassenheim bedeutet also nicht nur ein Vergehen, sondern auch einen Fehler!

4) Siehe Gedichte S. 583, 588, 592, 599, 629, 633.

Prüfstein seiner philosophischen Klassifizierung derselben muß vor allem der „Versuch einer critischen Dichtkunst" bilden. Rein rationalistisch giebt sich namentlich das Kapitel „Von dem Wunderbaren in der Poesie". Man lese nur gleich am Anfang: „Je aufgeklärter die Zeiten wurden, desto schwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden."[1]) Oder man prüfe, wie Gottsched die Auffassung der Dichtergabe als Gottesgabe herleitet oder vielmehr zurückweist: „Die dummen Leute, die irgend eines mittelmäßigen Poeten Verse höreten, dachten sogleich: das ginge nicht natürlich zu, daß ein solcher Mensch, wie sie, dergleichen ungemeine Dinge aus seinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war also richtig: haben sie es nicht von sich selbst, so hat es ihnen ein höheres Wesen, eine Gottheit oder eine Muse eingegeben."[2]) Was bei Homer, Virgil, Ovid aus den Grenzen der Natur heraustritt, wird mit der Begründung abgewiesen: „Alle diese Wunder sind entweder ohne Not, oder nicht mit genugsamer Wahrscheinlichkeit erdacht."[3]) Manches Wunderbare der Poeten ist auch „mit der herrschenden Meinung ihrer abergläubischen Zeiten" zu entschuldigen.[4]) „Miltons Erfindungen sind nicht viel besser ausgesonnen ... Dieses Wunderbare ist viel zu abgeschmackt für unsere Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können."[5]) An dieser Stelle drängt sich besonders klar die Überzeugung auf, daß es neben sprachlichen Differenzen der philosophische Gegensatz war, der Gottsched in den Kampf mit den Zürichern trieb. Wie die Wunderwelt der Alten und der Engländer, weist unser Autor aber auch die Romantik der Franzosen zurück. „Die Contes de fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen und witzarmer Stutzer, führen aber auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit in sich ... Die Welt ist nunmehr viel aufgeklärter."[6]) Schließlich geht Gottsched den „Unwahrscheinlichkeiten" unserer heimischen Dichtung zu Leibe. Merkwürdig genug ist es, welchen poetischen Stoff er dabei in den Vordergrund schiebt: „Das Märchen von D. Fausten", betont er, „hat lange genug den Pöbel belustiget: und man hat ziemlichermaßen aufgehört, solche Alfanzereien gern anzusehen."[7]) In gleichem Sinne hatte schon 1723 unser Königsberger Jüngling in einer Ode gejubelt:[8])

---

1) 4. Auflage (1751), S. 170.
2) Ebd. S. 172.
3) S. 181.
4) S. 182.
5) S. 182 flg.
6) S. 183.
7) S. 186.
8) Gedichte, S. 99 flg.

„Des Aberglaubens Anker bricht...
Der aufgeklärte Geist der Welt,
Dem keine Thorheit mehr gefällt,
Wird nun nicht, wie vorhin, vor eitler Angst verderben.
Wie bebte vormals Stadt und Land,
Wenn eine freche Zauberhand
Sich murmelnd in den Kreis beschworner Zeichen zirkte?
Wenn Faust auf seinem Mantel fuhr
Und zur Beschimpfung der Natur
Mehr Wunder in der Welt, als Moses Stecken, wirkte.
Nun steht der kahle Blocksberg leer."

Nicht nur daß diese Angriffe die Beliebtheit des Faust-Stoffes bezeugen, sie markieren zugleich scharf den geistigen Gegensatz zwischen der ersten und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Es ist bekannt genug, wie Gottscheds Kampf gegen die Oper dem gleichen Vernunftprinzip entsprang; folgerecht gelangt er so zum platten Naturalismus: „Vernünftige Leute", lautet ein charakteristischer Ausspruch, „würden lieber eine Dorfschenke voll besoffener Bauern in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaktion solcher Opermarionetten spielen sehen".[1]) Deshalb fordert Gottsched positiv vor allem Wahrscheinlichkeit in der Poesie. Er versteht darunter „nichts anders, als die Ähnlichkeit des Erdichteten mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt; oder die Übereinstimmung der Fabel mit der Natur".[2]) Eine geistlose Auffassung der Aristotelischen Nachahmungstheorie kam solchen naturalistischen Bestrebungen entgegen. Wollen wir die Gefolgschaft, die Gottsched dem Stagiriten auf dem Gebiete der Poetik zu leisten beflissen ist, in rechter Beleuchtung sehen, müssen wir uns überdies gerade in unserm Zusammenhang gegenwärtig halten, daß er auf allen andern philosophischen Gebieten eine Emanzipation von Aristoteles erstrebte.

Wenn wir die platte Nüchternheit in der Poesie Gottscheds und seiner Schule mit Recht belächeln, mögen wir uns nach alledem erinnern, daß solche Afterdichtung zu den notwendigen Folgen der rationalistischen Weltanschauung gehört, und mögen dabei des geistigen Fortschrittes, den diese Richtung herbeiführte, dankbar eingedenk sein. Tragikomisch ist freilich die Stellung der Gottschedschen Dichterschule: wenn der Poet sich zu höherm Schwung erheben, wenn er überhaupt erdichten möchte, zupft ihn der Rationalist am Ohr und stellt seine herabdrückende Forderung: Natürlichkeit, Wahrscheinlichkeit! Dann hilft sich der ertappte Dichter wohl mit der halb seufzend, halb pharisäisch beschränkenden Ausrede:

---

1) Critische Dichtkunst[4], S. 189.

2) Ebd. S. 198. Vergl. dort überhaupt das Kapitel „Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie".

„Dörften wir, nach Art der Alten,
Durch der Dichter Fabelreich,
Menschen noch für Götter halten ...“

oder dergl.[1])

Gottscheds Poetik erweist sich schon dadurch als rationalistisch, daß sie die Regeln der Dichtkunst a priori aus der Vernunft deduzieren will.[2]) Mathematisch im Stile der Wolfschen Philosophie, mit logischer Nötigung will er diese Regeln herleiten, überhaupt die Dichtung dem System des Meisters einreihen. Wie er immerhin dem Schwulst und der Verzerrung vom Standpunkte der Vernünftigkeit und Natürlichkeit wirksam entgegentrat, so hat auch seine theoretische Zusammenfassung der Kunstregeln in deutscher Sprache eine notwendige Grundlage für das System und die Methode der Dichtkunst geschaffen. Befriedigen konnte der Versuch freilich nur, solange bloße Verstandesmenschen die Geheimnisse der Poesie zu begreifen und deren mechanische Ausübung zu erlernen suchten.

Verheißungsvoll genug klingt schon der Titel „Critische Dichtkunst“. Erweckung der Kritik im Sinne seiner philosophischen Lehre war thatsächlich das bedeutsame Ziel unseres Gottsched. Seine „Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ verfolgten als ausgesprochenen Zweck: „die Beförderung der deutschen Litteratur, und die Einführung einer gesunden Kritik in allen schönen Wissenschaften“.[3]) Ebenso erklärt er seinen „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst“ „ganz philosophisch, oder welches mir gleichviel dünket, vernunftmäßig“ abgefaßt.[4])

Philosophischer Ableitung seiner litterarischen Grundsätze begegnen wir in allen einschlägigen Schriften Gottscheds. In seiner „Weltweisheit“ selbst rät er, um vor Unkeuschheit zu behüten, die Orte zu meiden, „wo man zur Wollust gereizet wird, als Opernbühnen und unehrbare Komödien, darinnen verliebte Romanstreiche, Zoten und Narrenteidungen der beste Zierat sind. Man lese keine Liebesgeschichte und andere unzüchtige Schriften der Poeten, die ein besonderes Gift einzuflößen pflegen“.[5])

In seinen Wochenschriften eifert Gottsched gegen den Wunderglauben selbst in der Sage und Poesie, weil es eben galt, den Aberglauben im Leben auszurotten. „Ganz andre Dienste“, meint er,[6]) „können die Poeten dem menschlichen Geschlechte thun, wenn sie Weltweise zugleich sind; d. i. ihre Vernunft und ihren Willen gebessert haben. Sie haben eine Gabe,

1) Gedichte S. 307.
2) Vergl. Danzel S. 10.
3) Vorrede z. Ww. II⁷.
4) Vergl. J. Reicke S. 16 flg.
5) Ww. II⁷, S. 294; ebenso S. 416.
6) Der Biedermann II, 57.

die tiefsinnigsten Wahrheiten der Philosophie und Moral auch unstudierten Leuten begreiflich zu machen. Anstatt subtiler Vernunftschlüsse ... erdenken sie lebhafte Bilder, die besser in die Sinne fallen. Sie gebrauchen die Fabel zum Dienste der Wahrheit ... Er malet die Tugend so reizend, und das Laster so garstig, daß jene bei allen Hochachtung und Liebe, dieses hergegen nichts als Ekel und Abscheu in den Gemütern der Menschen wirket." Wie einen intellektuellen Ursprung sehen wir somit auch einen moralisierenden Zweck der Poesie aus philosophischen Rücksichten abgeleitet. Ebenso erklärt er schon frühzeitig[1]) hämisch, es sei nicht Bodmers Entdeckung, „daß eine wahre Beredsamkeit sich auf eine gute Philosophie gründen müsse". Desgleichen: „Ein sprachverständiger Mann kann niemand werden, ohne die Kritik studiert zu haben. Die Kritik aber ist ganz auf philosophische Gründe gebauet und muß alle ihre Regeln aus der Vernunftlehre herleiten."[2])

Das sechste Stück der „Neufränkischen Zeitungen", das unserm Gottsched gewidmet ist, bringt die scherzhafte Ankündigung einer „allerneuesten Anweisung zur musikalischen Dichtkunst, nach den Regeln der Wolfischen Philosophie eingerichtet". Bezeichnend heißt es darin:[3]) „Die strenge Richtigkeit der Gedanken, so die Vernunftlehre in einem Gedichte erfordert, will er in der Dichtkunst gar nicht gelitten, sondern als eine Tyrannin und Unterdrückerin so mancher hübschen Einfälle verbannet wissen." Der ähnlichen Vorankündigung einer „Harlequinologia" schieben die „Neufränkischen Zeitungen" unter:[4]) „Die Vernunft bekommt bei dieser Gelegenheit einen vortrefflichen Wischer, daß sie sich auch in die Schauspiele mischen wolle. Man sagt ihr rund heraus: So wenig man ihr erlauben wolle, dem Aberglauben Eintrag zu thun, so wenig stünde ihr es auch an, die Thorheit in ihrem verjährten Rechte zu beunruhigen." Wie tief Gottscheds Theaterreformen in seiner Weltanschauung wurzeln, kommt hier zu unmittelbarer Aussprache.

In dasselbe Horn stieß die litterarische Schule Gottscheds. Schönaich spottet mit dem Meister um die Wette über die „fromme Schwärmerei" der „heiligen Poesie" Klopstocks.[5]) Reichel[6]) weist auf den Gegensatz der Klopstockianer zu Wolf hin: „Zeither hat man vernünftige Gedanken von der Seele, vernünftige Gedanken von dem Ursprunge des Bösen ... u. s. w. geschrieben", wie ja die Wolfschen Büchertitel

1) Ebd. II, 22.
2) Ebd. II, 122.
3) S. 9 des besonders paginierten Stückes.
4) S. 143.
5) Vergl. auch Schönaichs Brief an Gottsched v. 15. Dezember 1753.
6) Erläuterungen über die ganze Ästhetik in einer Nuß, S. 84.

lauteten. Jetzt werde man dies in „Träume" umdrucken müssen! Frau Gottsched geißelt gleich in ihrem ersten Drama die „Pietisterei im Fischbeinrocke". — Andererseits weiß Gottsched die philosophisch-theologischen Gesinnungsgenossen für seine litterarische Agitation zu verwenden. Namentlich treten die französischen Wahrheitsfreunde in ihren Zeitschriften für seine schönwissenschaftlichen Leistungen ein.[1]) Genug, die litterarischen Reformen Gottscheds gehen mit seiner rationalistischen Propaganda Hand in Hand.

c) Die Zeit bot unserm Gottsched genug Gelegenheit, seine Weltanschauung im Kampfe zu erhärten. Wie gewöhnlich, übernahmen auch damals die Orthodoxen jeder Konfession die Verfolgung ihrer eigenen freier denkenden Religionsverwandten am fanatischsten. Gottscheds Stellung zur lutherischen Orthodoxie deutet seine geschickte Helferin und Gesinnungsgenossin recht klar an:[2]) „Ich gestehe es ganz gern, daß bei dem Vorgeben, unsere lutherische Religion sei die wahre, mir allemal ein Einwurf beifällt, der mir nicht möglich zu heben ist. Daß wir nämlich D. Luther für einen vollkommenen Mann dadurch ausgeben, der gar nicht hat irren können. Ja, dessen Werk so vollkommen ist, daß es auch durch die vielen Mängel, die die Verderbnis der Zeit ihm wieder angehangen hat, noch nicht schadhaft genug geworden ist, um daß es nicht allen andern vorzuziehen wäre. Gewiß ein Satz, den man auch nicht einmal den Werken des Schöpfers selbst einräumt!" Bezeichnend für die Gesinnung, die in Gottscheds Kreis gehegt wird, ist gleichermaßen die Erwiderung des Grafen Manteuffel auf dieses Geständnis.[3]) Auch er findet Luthers „Système" — wie er in rein philosophischer Auffassung konsequent sagt — „très-susceptible de réformation". Doch steht es ihm der „bonne religion" näher als die andern Religionen, pourvu que Messieurs les Orthodoxes n'excluent pas ma boussole, c'est à dire l'usage de la raison". Daß auch Gottsched einen neuen Luther für nötig hielt, erfuhren wir bereits, als er sich auf Kreuschners Prophezeiung einer kommenden Reformation berief. In jenem Bekenntnisbriefe an Borowski[4]) führt der greise Gottsched überhaupt eine kühne Sprache, die uns zu längerem Verweilen einlädt. „So leichtsinnig", heißt es hier, „Tellers Buch und ganze Schreibart ist, und so wenig es eine Sekte stiften wird: so viel Schwäche zeiget es doch unsern theologischen Lehrgebäuden, welches auch Basedow thut.

---

1) Vergl. Mauclercs Brief an Gottsched v. 12. August 1740, überhaupt die Korrespondenz mit Mauclerc, Formey und Pérard.

2) An Manteuffel den 15. Oktober 1739.

3) Vom 21. Oktober 1739. — Vergl. Danzel S. 37.

4) Vom 18. des Windmonds 1764 (Kestner-Archiv).

Diese Dinge nun werden doch gelesen, machen Eindruck und schleichen so im Stillen fort, bis sie einmal zu gelegener Zeit ausbrechen. Wie wollten auch so viele philologische Entdeckungen in Erklärung des Alten und Neuen Testamentes, so eine Menge philosophischer Wahrheiten, die heute zu Tage bekannt geworden, und selbst bis unter die Unstudierten und das Frauenzimmer gedrungen: wie wollten, frage ich, dieselben ohne Frucht und Nutzen bleiben? Das wenige Licht, das zu Luthers Zeiten in den schönen Wissenschaften aufgegangen war, wirkte eine Reformation. Setzen Sie, dieser große Mann wüßte heute zu Tage alles, was ein Michaelis in Sprachen, ein Reinbeck, Mosheim und Basedow in der Philosophie wissen: Meinen Sie, daß er nicht eine neue Reformation anfangen würde? Es ist noch alter Sauerteig genug auszufegen. Diesen können die gemeinen Theologen zwar künstlich überkleistern; aber eine zarte Nase, oft auch bei Ungelehrten, riecht ihn doch. Ich habe dieser Tage eine Rede vom Glauben getaufter Kinder gehöret. Mein Gott! welch ein Elend herrschet in den theologischen Beweisen dieses Satzes! Fordern die Theologen zum Glauben Notitiam, Assensum et Fiduciam, so haben sie recht. Sollen aber die getauften Kinder glauben: so haben sie weder eins noch das andre, noch das dritte. Und doch soll es wider des Kuckucks Dank ein Glaube heißen! Sind das nicht Armseligkeiten? sowohl als die ganzen Beweise von der Kindertaufe. Doch manum de tabula! Ich bin kein Luther, und will es auch nicht werden. Aber dies dient nur zum Beweise, wie nötig wir noch eine Reformation haben. Die Herren Königsberger werden aber freilich alle diese Ketzereien nicht stiften. Sie sind hübsch orthodox und flicken an dem alten Rocke der Theologie, so gut sie können. Indessen sind es brave Leute, die das thun, was man sie heißt ... Hat sich Hr. Trescho an D. Ernesti gewaget: was schadet's? Er ist ja kein Papst. Mohrungen ist ein Nazareth, daraus ja auch noch wohl etwas Gutes kommen kann ... Durchs Kritisieren und Widerlegen gewinnt die Erkenntnis der Wahrheit. — Voltairens Schrift von der Religionsduldung ist besser als sein Candide und seine Pucelle: aber der voltairische Freigeist und Unchrist gucket doch allenthalben hervor. Was will er mit seiner Toleranz anders haben als eine Indifferenz gegen alle Religionen, eine Freidenkerei, die an keine Regel gebunden ist?.. " Schließlich sendet Gottsched allen ihm bekannten Landsleuten Grüße: „Aber sagen Sie nicht, daß ich so ein Ketzer bin." — So gewiß Gottsched auf litterarischem Gebiete schnell überholt wurde, erwecken doch solche Auslassungen wahrlich nicht den Eindruck, als ob er hinter der religiösen Bewegung in Deutschland zurückgeblieben. Vom wissenschaftlichen Standpunkt berührt es besonders wohlthuend, die Luthersche wie

die künftige Reformation mit richtigem historischen Blick zu den wissenschaftlichen Fortschritten und deren populärer Verbreitung in Beziehung gebracht zu sehen. Dabei tritt der Abstand der vernunftreligiösen deutschen von der religionsfeindlicheren, kritischeren französischen Aufklärung offen hervor. Nebenher klingt der Hinweis auf Mohrungen wie eine Prophezeiung: war doch Mohrungens größter Sohn, Herder, überdies Treschos Famulus! — An Tellers Kämpfen bekundete Gottsched auch sonst reges Interesse. Die Widerlegung, die jenem auf sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" hin vom eigenen jüngeren Bruder zuteil wurde, nennt Gottsched „ein wortreiches, schwatzhaftes Geschmier", das er nicht durchlesen möchte: er würde sich zu sehr ärgern.[1]) Freilich hatte ja der jüngere Teller ungefähr gleichzeitig in Gemeinschaft mit Bahrdt auch Gottsched angegriffen; „diesen beiden naseweisen Jünglingen" selbst schrieb unser spürsinniger Mann alsbald das Pamphlet „Etwas an Hn. M. K. F. Bahrdt, dessen verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend," zu, worin er und sein Kollege Bel mutwillig angegriffen.[2]) In Gottscheds Munde war es natürlich keine Schmeichelei, wenn er damals diesen M. Teller den „jungen D. Faust" nannte.[3])

Charakteristisch trat in dem Brief an Borowski Gottscheds Feindschaft gegen die herrschende geistliche Beredsamkeit und überhaupt gegen die übliche theologische Beweisführung hervor. Auf diesem Gebiete schossen Gottscheds sprachliche und philosophische Interessen schon seit Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit zusammen. Es ist uns bekannt[4]), wie schonungslos herausfordernd er in der „Redekunst" gegen die Künsteleien und den Schematismus der homiletischen Methode vorgeht. Einige Leipziger Geistliche verleumden den hier einmal erstaunlich kühnen Autor deshalb bei dem Oberkonsistorium in Dresden. Gottsched wird zu seinem Schrecken dorthin vor den Königlichen Kirchenrat zitiert, der ihm aufgiebt, selbst vorzuschlagen, wie sich der Schaden heben ließe. Eingeschüchtert verspricht er, in einer bald folgenden Auflage alles, was von der geistlichen Beredsamkeit handelt, auszulassen, ferner in irgend eine Einladungsschrift zu oratorischen Vorlesungen mit einfließen zu lassen: daß er es nicht widerriete, auch homiletische Vorlesungen zu hören.[5]) Auf

1) Im Brief an Viktorine Grohmann vom 28. des Windmonds 1764.

2) Vergl. einen elf Tage früher an dieselbe Nichte gesandten Brief: Bahrdt hatte nämlich das uns schon entgegengetretene deistische Andachtsbuch „Der Christ in der Einsamkeit" von Martin Crugot in orthodoxem Sinne unter dem Titel „Der wahre Christ in der Einsamkeit" überarbeitet.

3) Ebd.

4) Vergl. meine Abhandlung „Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache" sowie Danzel S. 22flg.

5) Ww. II[7], Vorrede sub 1736.

Vorhaltung seines philosophischen Freundes Graf Manteuffel stellt Gottsched seine Nachgiebigkeit als möglichst harmlos hin[1]): „Ich habe mich nur anheischig gemacht, einige satirische Ausdrückungen und scherzhafte Gleichnisse auszulassen, wodurch ich die heilige Homiletik lächerlich gemacht haben soll!" Schließlich lassen die neuen Auflagen der „Redekunst" die geistliche Beredsamkeit ganz bei Seite. Doch will er auf Manteuffels Plan eingehen, das Ausgelassene besonders drucken zu lassen.[2]) Trotzdem erlebt Gottsched die Genugthuung, einen vernünftigeren Ton auf den Kanzeln anschlagen zu hören.[3])

Sofort aber nimmt das Gottschedsche Ehepaar unter Anfeuerung des gräflichen Protektors den offen abgeschnittenen Kampf hinter einer schützenden Vermummung wieder auf. Allerdings leiht jetzt die „geschickte Freundin" ihre Hand: bekleidete Frau Gottsched doch keine Stellung, deren man sie — wie etwa ihren Mann — entsetzen konnte. Dennoch wählt sie vorsichtig Anonymität. Zunächst erschien durch Manteuffels Vermittlung im Druck: „Horatii, als eines wohlerfahrenen Schiffers, treumeinender Zuruf an alle, auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer." Auf eine Antwort von Engelke, derzeit Rektor der Universität Rostock, sendet sie dem Grafen noch 1738 ein travestierendes „Responsum theologicum auf die Bittschrift der Wolfischen Philosophie an die Universität zu R — — k".[4]) Indem Manteuffel bald darauf[5]) seinen Leipziger Bundesgenossen beim Minister Brühl einlobt, behauptet er einen Beweis in Händen zu haben, daß die orthodoxen Gelehrten Gottsched gern anderswohin berufen sähen, um seine Stelle mit einem von ihren „créatures pédantesques" zu besetzen: Gottsched mißfalle ihnen, „parce qu'il a fait voir, peutêtre un peu trop palpablement, en plusieurs endroits de ses écrits philosophiques le ridicule de l'ancienne Philosophie et celui d'un esprit de chicane et d'intolérance en fait de Religion, et dans ses leçons d'éloquence le ridicule de la très-ennuyante homélie ou manière de prêcher de la plupart de nos Prédicateurs". In gleichem Sinne berichtet Manteuffel an Holtzendorff als Präsidenten des Konsistoriums.

---

1) 26. Oktober 1737.

2) 31. Mai 1738. — Im übrigen vergl. Danzel S. 25.

3) Ww. II[7], Vorrede sub 1736.

4) Siehe Leben der Gottschedin in ihren „Kleineren Gedichten"; Schlenther: Frau Gottsched, S. 41flg. u. S. 44; Danzel S. 37 u. 39. Vergl. Gottscheds und seiner Frau Briefe an Manteuffel vom 22. November 1738. Eine Abschrift des Manuskriptes als Beilage in den Abschriften der Gottschedschen Korrespondenz (K. öff. Bibliothek in Dresden).

5) 26. März 1739 (Geheim-Korrespondenz des Grafen Brühl im K. Sächs. Staats-Archiv).

Die Orthodoxen witterten — trotz Gottscheds scheinbarem Verstummen — mit Recht in ihm einen unversöhnlichen Feind. Ließ er sich doch dazu bestimmen, anonym eine rationalistische Homiletik zu schreiben.[1]) Als Friedich Wilhelm I. gegen Ende seines Lebens für die Wolffsche Philosophie gewonnen war, beauftragte er den Propst Reinbeck, ein Lehrbuch der Predigtkunst für Studierende zu schreiben. Gerade die Verfolgung der Gottschedschen Redekunst wies Reinbeck auf unsern Autor hin. Graf Manteuffel unterstützt wiederum als Eifrigster die Bitte seines geistlichen Freundes. Unter manchem Zögern des auf jeden Schreckschuß fassungslosen Professors kommt das Werk zustande. Gottsched sucht den Anschein zu erwecken, als rühre es von einem Geistlichen her. Um vor jedem Verrat sicher zu sein, läßt er die einzelnen Bogen von seiner Frau abschreiben und sendet erst diese Abschriften an Manteuffel zur Weiterbeförderung in die Druckerei. Die beiden Berliner Freunde schalten nur einige Anmerkungen ein. Außerdem setzt Reinbeck unter eigenem Namen eine Vorrede voran und läßt die königliche Kabinettsordre abdrucken, wodurch die Abfassung eines homiletischen Lehrbuchs nach Wolfs Prinzipien befohlen war. Das Buch erschien unter dem Titel: „Grund-Riß einer Lehr-Arth / ordentlich und erbaulich zu predigen / nach dem Innhalt / der Königlichen Preußischen / allergnädigsten Cabinets - Ordre / vom 7. Martii 1739 / entworffen. / Nebst / Hrn. Gustav Reinbecks / Consistorial-Rath und Probsts zu Cölln / an der Spree / Vorbericht / und / kurtzen Einleitung / wie eine gute Predigt / abzufassen sey. / Berlin, zu finden bey Ambrosius Haude. / 1740.“[2])

Schon vor dem Erscheinen der Homiletik stimmt Manteuffel eine überschwengliche Lobeshymne an[3]): „Le Commentaire Homilétique sera un livre excellent, .. et j'ose soutenir ... que l'auteur ... rend par là à la Vérité, à la Religion et à toute la Société Chrétienne le service le plus essentiel qui leur ait jamais été rendu.“ Selbst Christian Wolf läßt sich zu einem Lob herbei, das durch einen persönlichen Zusatz noch ehrenvoller für den Verfasser wird[4]); nachdem er das Buch eines anderen Autors zurückgewiesen, schreibt er: „Das Buch von der überzeugenden Lehrart im Predigen finde ich gegründeter und dabei viele Gelehrsamkeit, welche bei einem dergleichen Werke sehr nötig ist. Unterdessen dörfte ich das wenigste auf dem Katheder sagen, so würde gleich ein Land-Geschrei werden, daß ich nichts thäte, als mich über die

---

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1738 und Danzel S. 41 flg.
2) Exemplar der K. Universitäts-Bibliothek Kiel.
3) An Gottsched 23. Februar 1740.
4) An Manteuffel 7. Juni 1743.

Religion aufhalten und der Schrift zu spotten (so!)." — Baumgarten legte in Halle sogar dies Buch seinen Vorlesungen zugrunde.[1])

Werden wir diesen Erfolg gerechtfertigt finden können? Wenigstens werden wir ihn für jene Zeit verstehen. Denn was Gottsched bot, war der auf Paragraphen gezogene krasse Rationalismus. Wer dessen Wesen kennt und gar noch Gottscheds „Redekunst" studiert hat, findet in unserm „Grundriß" nichts Neues. Alle Regeln der „Redekunst" sind eben auf homiletisches Gebiet übertragen. Mit gut geheuchelter Objektivität zitiert sich Gottsched denn auch wiederholt selbst, z. B. in folgender Tonart: „Es hat dieses schon der bekannte Hr. Prof. Gottsched zu Leipzig in der 1. Auflage seiner Ausführlichen Redekunst . . . angemerket, und es würde ja uns Geistlichen eine Schande sein, wenn wir uns solche Dinge erst von weltlichen Lehrern der Redekunst wollten sagen lassen. Wenn sie es indessen aus guter Absicht und Eifer vor die Ehre der Religion thun, so haben wir es mit Dank zu erkennen."[2]) Man merkt der flüchtigen Arbeit ordentlich die Lust an, mit der überhaupt statt neuer Ausführungen Zitate eingeflickt sind. Natürlich marschieren hier alle charakteristischen Lieblinge Gottscheds auf: da ist Wolf, da sind Mosheim, Reinbeck und Sack, wiederholt wird auf Kreuschner verwiesen, Pietsch, „einen unserer besten Poeten",[3]) nicht zu vergessen. Um sich für alle Fälle den Rücken zu decken, hat der Verfasser daneben des „berühmten Hrn. D. Marperger" Lehr-Elencho wiederholt „bestens anpreisen wollen",[4]) obgleich Marperger als Feind der Aufklärung und Gegner Reinbecks auftrat, — der Mann war aber Oberhofprediger in Dresden. Als abschreckendes Beispiel muß dagegen Abraham a St. Clara herhalten.[5])

Die Regeln entsprechen ganz der Königl. Kabinetts-Ordre; forderte diese doch für die Studierenden der Theologie: „Es sollen dieselben bei Zeiten in der Philosophie und einer vernünftigen Logik, als z. E. des Professoris Wolfens, recht fest setzen, damit sie lernen recht deutliche und klare Begriffe von der ganzen Theologie . . . zu machen." Dem entsprechend bezeichnet Gottsched als Pflichten eines erbaulichen evangelischen Redners[6]): „Er soll 1. deutlich erklären, 2. gründlich erweisen, 3. der Gegner Einwürfe widerlegen, 4. alles Dunkle und Schwere erläutern, 5. die Gemüter durch Bewegungsgründe lenken und 6. die Affekten teils dämpfen, teils erregen." Ausdrücklich wird für die geist-

---

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1738.

2) Siehe S. 97; ähnlich S. 119, 162, 485.

3) S. 160.

4) S. 266 flg., ebenso S. 277 u. a.

5) S. 182 flg. und 188 flg.

6) S. 37..

liche Beredsamkeit dieselbe Vortragsart wie für die weltliche gefordert.[1]) Über die Vortragsart hinaus greifen Gottscheds Ausführungen in den Geist der Religion ein. Er meint ganz im Sinne seines philosophischen Lehrbuches, die geistlichen Gegner der Weltweisheit überlegten nicht, daß diese uns „die wichtigsten Wahrheiten der natürlichen Religion gründlich vorträgt, darauf sich die geoffenbarte berufet, und damit sie völlig übereinstimmen muß, wenn sie aus einer wahrhaftigen Offenbarung herfließet"[2]), — was einer völligen Rationalisierung der Religion gleichkommt. Leichtlich setzt sich unser Autor über den Gegensatz zwischen Naturtrieb und Sittlichkeit hinweg, über jenen Gegensatz, den Kant in voller Schärfe erfaßte, den erst Schiller einer Versöhnung entgegenführte. Gottsched behauptet flott[3]): „Die Moral des Neuen Testaments enthält nicht eine einzige Pflicht in sich, dazu der Mensch nicht schon durch das Gesetz der Natur verbunden wäre . . . Und obwohl in der Offenbarung verschiedene höhere Bewegungsgründe dazu kommen, die einem Christen einen weit stärkern Antrieb geben, dieser reinen Sittenlehre gemäß zu handeln: so bleiben doch allemal die Begriffe der Tugenden und Laster eben dieselben, wie sie in der philosophischen Moral vorkommen." Freilich will er nur die Moral und nicht — wie es noch in unserm Jahrhundert möglich war — auch die Dogmen des Christentums philosophisch aus der Vernunft herleiten: „hier muß freilich die göttliche Offenbarung die einzige Quelle bleiben".[4]) — Der Göttingische Professor Joachim Oporin veröffentlichte 1741 eine Gegenschrift: „Theologisches Bedenken über den Grund-Riß . . ., nach der Wahrheit, Bescheidenheit und Liebe abgefaßt". Namentlich wendet er sich nicht ohne Grund gegen die vernunftgemäßen Beweise auf der Kanzel und die Vorherrschaft des Naturgesetzes in der Moral.

Gleichzeitig mit der Homiletik erschien ebenfalls mit einer Vorrede Reinbecks eine von Frau Gottsched verfaßte Übersetzung von „Eachard's Untersuchung der Ursachen und Gelegenheiten, welche zur Verachtung der Geistlichen und der Religion Anlaß gegeben".[5]) Der Name der Übersetzerin blieb ungenannt Auch jener Engländer bekämpfte nämlich die prahlerische Gelehrsamkeit, die verwegenen Metaphern und kindischen Gleichnisse, sowie die künstlichen Erläuterungen, in denen sich die Geistlichkeit gefiel; daneben zieht er ihre Unwissenheit und Armut, schließlich

1) S. 45.
2) S. 65.
3) S. 196 flg.
4) S. 224 flg.
5) Berlin bei Haude 1740. — Exemplar der K. Universitäts-Bibliothek Kiel. — Vergl. Leben der Gottschedin in ihren „Kleineren Gedichten".

ihr ärgerniserregendes Leben als Ursachen der Verachtung, in der sie stehen, heran. Reinbecks Vorwort weist auf die Parallelität der deutschen Zustände hin.

War das Gottschedsche Paar während der Jahre 1739 und 1740 im Dienste der Aufklärung besonders thätig, so werden die wiederholten Verfolgungen, denen es gerade um diese Zeit ausgesetzt war, verständlich. Man ergriff jede Gelegenheit, bei der Gottsched hervortrat, um ihn anzuschwärzen. Zunächst mußte seine Gedächtnisrede auf Opitz herhalten.[1]) Zur Feier von dessen 100. Todestag bedient sich Gottsched einer auf der Leipziger Universität gestifteten Lectio Prutenica, die er als geborener Preuße gegen eine vom Magistrat ausgezahlte geringe Entschädigung schon viele Jahre hinter einander gehalten hatte. Er erklärte vor einem täglich wachsenden Hörerkreis im philosophischen Hörsaal des Schlesiers Lobgedicht auf Vladislaw. Als er für die vierte und letzte Stunde seine Lobrede auf jenen Vater der neueren deutschen Poesie ankündigte, fanden sich einige hundert Zuhörer ein; zu Gottscheds Glück befand sich unter den geladenen Gästen neben dem Rektor und dem Dekan auch der zufällig in Leipzig anwesende Graf Manteuffel. Es war an Opitzens Todestag selbst; die Vorlesung fand wie an den vorhergehenden Tagen von 2—3 statt. Leider war das Datum ein Tag vor dem sächsischen Bußtag, so daß die Festrede in die Zeit des Vorbereitungs-Gottesdienstes fiel. Gerade als die Andacht beendet, sieht D. Florens Rivinus, Professor in der juristischen Fakultät, die Studenten aus Gottscheds Auditorium strömen. Sofort denunziert er die vermeintliche Sabbatschändung in Dresden. Als Gottsched bald darauf in der Residenz weilt, erfährt er, daß Bericht von der Universität eingefordert sei. Zwar giebt er alsbald mündliche Aufklärung, reist aber doch schleunig zurück, um einen günstigen Bericht zu bewirken. Thatsächlich melden Rektor und Senat, daß diese Handlung mehr Beifall als ungnädige Empfindung verdiene; überdies sei es Werkeltag gewesen, an dem auch Markt abgehalten und die königlichen Gebäude, wie Steuer und Gericht, geöffnet gewesen.[2]) Zum Überfluß bearbeitet Manteuffel unter Berufung auf seine Anwesenheit den Präsidenten des Konsistoriums, v. Holtzendorff.[3]) Man muß es Manteuffel lassen, daß er sich die Verteidigung Gottscheds mit ernstem Eifer und überzeugender Gründlichkeit angelegen sein ließ. Er bezeichnet selbst sein Schreiben als „tirade Anti-Tartuffe“ gegen die

---

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1739.

2) Nach den Akten im K. Sächsischen Staats-Archiv (Acta, die Lectiones Prutenicas an der Universität zu Leipzig betreffend, Nr. 1794).

3) Brief vom 25. September 1739, abschriftlich im Gottschedschen Briefwechsel.

„insinuations malignes que ces antipodes de la Raison ont osé faire contre la harangue Opizienne de Mr. Gottsched“. Der Redner habe weder die Religion oder auch nur die Theologen verspottet, noch von einer Jubelfeier gesprochen, für die der Tag vom Denunzianten unschicklich bezeichnet war ꝛc. Nach einigen Tagen übermittelt Holtzendorff in Leipzig dem Beschuldigten mündlichen Bescheid „Ich ward“, berichtet Gottsched dem gräflichen Beschützer am 10. Oktober, „auf eine ganz gnädige und freundliche Art empfangen. Es hieß, ... daß die Nachrichten wider mich gar zu milde eingerichtet gewesen, welches soviel als strenge bedeuten sollte. Und was meine Rede beträfe, so hätte er auch nichts Anstößiges darin befunden. Es würde also wohl nichts weiter zu bedeuten haben.“ An Holtzendorff, als altem Freund Manteuffels, besaß Gottsched überhaupt einen um so wertvolleren Rückhalt, als der Oberhofprediger Marperger unsern Mann mit Mißtrauen überwachte, so sehr dieser nach allen gymnastischen Regeln solcher Kunst vor dem Kirchenfürsten kroch.

Bald erregte Gottsched von neuem den Neid der Dunkelmänner. Hören wir zunächst den Bericht der Frau Professorin[1]): „Den 2. Februar haben die Auditores Collegii philosophici meines Mannes demselben zu seinem Geburtsfeste eine öffentliche Musik mit Fackeln, Pauken und Marschällen gebracht. So unschuldig nun auch diese Sache ist, welche von einer ungezwungenen Zuneigung seiner Auditorum zeiget (so!), so zweifle ich doch nicht, daß sie gewissen Beschützern der Obscurorum Virorum abermals als ein Strepitus vorkommen werde: zumal man in Leipzig kein Exempel hat, daß diese Ehre einem Professori geschehen wäre. Es sind viel junge von Adel dabei gewesen, darunter ein Herr von Einsiedel die Anrede hielt.“ Auch der Gefeierte selbst fürchtet, daß ihm diese Ehre wieder viel Neid und Verleumdung bei seinen Obern zuziehen werde. Ad declinandum invidiam sucht er die Studenten aufzumuntern, daß sie dem Rektor bei Ablegung seines Amtes eine gleiche Ovation darbringen möchten.[2]) Die Befürchtungen erwiesen sich trotzdem als gerechtfertigt. Vom Ober-Konsistorium erging auf Denunziation ein Befehl an die Universität, zu berichten, ob auch Exzesse dabei vorgefallen wären? Das Gottschedsche Paar sah in diesem Verfahren eine Tücke Marpergers.[3]) Die Universität antwortete, daß bei ihr keine Beschwerde vorgebracht wäre; doch sei bei der „solennen Musik“ geschrien worden und man habe den Haufen durch Stadtknechte auseinander-

---

1) An Manteuffel 6. Februar 1740.

2) An Manteuffel 10. Februar 1740.

3) Siehe Schreiben von Frau Gottsched an Manteuffel den 28. Februar 1740 und Akten des K. Sächs. Staats-Archivs über die Universität, Nr. 1783.

treiben müssen. Darauf erfolgte der Befehl, daß für solche Aufzüge künftig eine besondere Erlaubnis erforderlich[1]).

Es wird überall klar, daß um das Jahr 1740 Gottscheds Ruhm gipfelte. Johanni sollte unser beliebter Redner zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst die Festrede halten. Vergebens setzt Gottsched alle Hebel an, die Paulinerkirche für seine Rede zu gewinnen; Marperger hielt dies für eine Entweihung. Selbst die Fürsprache der Gräfin Brühl erwies sich als machtlos.[2]) Das philosophische Auditorium konnte aller Voraussicht nach für die Zuhörerschar nicht hinreichen. Wollen wir Gottsched im Triumph über seine Gegner sehen, so mögen wir immerhin einen Blick in seinen Bericht über die Feier werfen, um so mehr als seine Rede und Kantate zu diesem Fest die Buchdruckerkunst als Dienerin der Aufklärung feierte. „Meine neuliche Jubelrede", meldet er am 3. Juli 1740 dem bekannten hohen Patron, „ist bei unsäglichem Zulaufe des Volkes am vergangenen Montage gehalten worden, und mir wenigstens nach Wunsch gelungen. Es hat auch geschienen, als ob meine Zuhörer mit mir zufrieden gewesen wären. Außer dem Rektore und ein paar jungen Grafen v. Reuß und v. Hoym sind wohl 50 bis 60 Graduierte aus allen Fakultäten darinnen gewesen: und die Menge der Studenten ist so groß gewesen, daß auch eine Wache von 25 Mann ihnen zu widerstehen nicht vermögend war. Unter anderen ist Dr. Rivinus" (der Denunziant der Opitz-Rede), „der mir wegen der Paulinerkirche am meisten zuwider gewesen, auch keine Wache dabei haben wollen, so ins Gedränge gekommen, daß man ihn bald erdrücket hat, und seinen Grafen Hoym, den er mit sich ins Auditorium führen wollen, in dem Schwarme verloren, ja gar besorgen müssen, daß derselbe als ein junger zarter Herr ums Leben kommen könnte. Es ist aber weder ihm noch sonst jemand ein merklicher Schade geschehen, ohngeachtet viele um ihre Hüte, Haarbeutel, und einige Katecheten um ihre Mäntel gekommen, auch Herr Professor Teller sehr viel im Gedränge gelitten. D. Börner und D. Olearius haben wieder umkehren müssen, weil sie unmöglich durchgekonnt: denn der ganze Platz im großen Fürsten-Kollegio, ja bei der Niklaskirche hat noch vollgestanden, als inwendig schon alles voll war. Die Leute sind an den Fenstern mit Leitern aufgestiegen, und auch hinter der Katheder haben auf dem Walle am Fenster eine Menge Leute gestanden und mir durch dasselbe zugehöret ... Nun muß ich nur noch besorgen, daß wieder ein Befehl von Dresden komme, daß die Universität berichten solle, was für ein Lermen bei der Rede

---

1) Akten des K. Sächs. Staats-Archivs ebenda.

2) Siehe Danzel S. 68. Im übrigen vergl. Ww. II [7], Vorrede.

gewesen, wie ich schon bei mehreren Gelegenheiten erfahren habe. Denn meine Feinde und Neider werden nicht ermangelt haben, wunderlich Zeug nach Dresden zu schreiben, wie sie sonst gewohnt sind." Die Universität hatte sich aber präjudiziert, indem sie schon vorher, als es sich um Empfehlung der Paulinerkirche als Ort des Festaktes handelte, ohne Erfolg günstig nach Dresden berichtete.[1])

Die Gegner hielten sich schadlos. Zu Gottscheds Rektorschmaus kamen 1739 Manteuffel und Reinbeck angereist. Nun meldet die Frau Professorin dem Grafen am 23. Juli 1740: „Unsere Leipziger haben sich auf eine sehr listige Art von der Gefahr losgemacht, bei einem künftig zu befürchtenden Rektorschmause meines Freundes wiederum eine so erschreckliche Erscheinung zu haben, als vorm Jahre im Sommer geschahe. Denn es ist vor kurzem (und wie man glaubt, auf Angeben einiger solchen Herren, die den Freunden der Vernunft nicht gerne näher kommen, als diese ihnen gekommen ist) ein königlicher Befehl eingelaufen, nach welchem alle dergl. Rektorschmäuse eingestellt sein sollen." Wir dürfen den Feinden des Rationalismus schon solche kleine Genugthuung gönnen, nachdem sich die drei „Wahrheitsfreunde" bei jener wie noch einer anderen Veranlassung an der Verlegenheit der Gegner geweidet hatten. Auch der Schmerz war diesen nämlich zuteil geworden, daß Gottsched in Manteuffels Namen sämtliche Werke Wolfs der Universität als Geschenk überreichte und schadenfroh die Feinde des Rationalismus ihren Ärger hinunterschlucken ließ.

d) In desto besserem Einvernehmen stand Gottsched mit der katholischen Geistlichkeit. Allerdings verbreitete sich um die Wende der Jahre 1737 und 1738 von Halle nach Berlin das Gerücht, Gottsched sei auf den Sonnenstein in Gefangenschaft geführt, weil er durch eine Schrift den Dresdener Jesuiten mißfallen habe[2]). Aber der Nächstbeteiligte war über „eine so seltsame Zeitung" mit gutem Grund sehr befremdet. „Meines Wissens", schrieb er dem besorgten gräflichen Freunde[3]), „habe ich den Herren P. P. S. J. seit vieler Zeit keinen Anlaß gegeben, über mich zu klagen: es müßte denn irgend meine im Jahr 1730 herausgegebene Jubelode, oder die Fontenellische Historie der Orakel, die aber noch viel älter ist, dazu Gelegenheit gegeben haben. Doch ich glaube nicht", schließt er mit richtiger Witterung, „daß diese Herren ihren Vorteil so wenig verstehen sollten, daß sie gleich anfangs ihre Sachen mit Gewalt und Macht zu befördern suchen würden". Die

1) Gottsched an Manteuffel 4. Mai 1740.

2) Nach Manteuffels Brief an Gottsched vom 1. Januar 1738.

3) Am 1. Februar 1738.

Ode „Auf das andere Protestantische Jubelfest, welches wegen des zu Augspurg übergebenen Bekenntnisses i. J. 1730 gefeiert worden", hatte man weder in Leipzig noch in Gotha zu drucken gewagt, weil Gottsched in ihr sehr ausgiebigen Gebrauch von Luthers Kraftwort „Babylonische Hure" für die römische Kirche gemacht. Erst als von Gotha eine Abschrift nach Hamburg gekommen, wurde sie daselbst gedruckt und darauf sogleich in Berlin, Danzig, Königsberg und im Hannoverschen nachgedruckt.[1]) Später bereitete dies Gedicht seinem Verfasser thatsächlich auch direkt in katholischen Kreisen Ungelegenheit: machte es doch die Widmung des I. Bandes seiner neuen Gedicht-Ausgabe an die Fürstin Trautson in Wien unmöglich![2])

Wir wissen bereits, daß einige Religionssticheleien das Verbot des Februarstückes 1754 vom „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" und des „Reineke Fuchs" herbeiführten.[3]) Aber wir kennen auch die gewaltige sprachliche und so indirekt kulturelle Wirkung, die Gottsched auf das katholische Deutschland, namentlich auf Österreich ausübte. Wie die „Redekunst" unseres Autors in der katholischen Geistlichkeit Anklang fand, so verfehlte auch die Homiletik in gleichen Kreisen ihres Eindrucks nicht. Der Ordensgeistliche Rudolf Graser schreibt an P. Placidus Amon unterm 30. Oktober 1755, selbst ohne den von ihnen verehrten Gottsched als Autor zu ahnen[4]): „Ich hätte Lust, die Reinbeckische Lehrart ins Kurze zu bringen, indem ich alle überflüssigen, ekelhaften und unkatholischen Stellen, und was dergleichen Dinge sind, weglassen wollte. So würde das Werkchen sehr klein werden, und vor meinen Predigten gesetzet werden. Ich weiß nicht, haben Ew. H. besagte Lehrart selbst gelesen, oder nicht? Ich meines Teiles habe sie etliche Male durchgelesen, und ich kann nichts anders sagen, als daß sie unvergleichlich ist."

Gottscheds treuer und fähiger Mitarbeiter auf sprachlichem Gebiete P. Placidus Amon konnte sich doch nicht enthalten, einen leisen Bekehrungsversuch an dem ketzerischen Freund zu machen. Sehr interessant und zur Erkenntnis von Gottscheds Geist wichtig ist die Antwort, die der Leipziger Professor erteilt[5]): „Ich pflege meinen Gönnern und Freunden dergleichen wohlgemeinte Ratschläge nicht übel zu nehmen, wenn ich sie gleich nicht annehmen oder billigen kann. Es ist wahr,

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1730.

2) Schon in meiner sprachgeschichtlichen Darlegung verwies ich hierauf.

3) Ebendort.

4) Siehe Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienserorden, Bd. X, S. 659.

5) Vom 25. Mai 1752, — s. a. a. O. X, 103 flg.

daß mir sowohl der Hr. v. Scheyb als der Hr. Baron v. Petrasch vorhin schon eben dergleichen Versuchungen überschrieben ... Allein diese hatten wohl beide nichts aus eigenem Triebe, sondern auf Veranlassung eines großen kaiserlichen Ministers gethan, dessen Absichten wohl sein mochten, mich unter dieser Bedingung nach Wien zu ziehen. So gern ich mich daselbst zu einem Werkzeuge in Beförderung der Künste und Wissenschaften hätte brauchen lassen: so war es mir doch nicht möglich, den Widerspruch meiner Vernunft zu dämpfen, die mir immer zurief, daß ich eine Thorheit begehen würde ... Ich will Ew. H. nur gestehen", lautet nun die charakteristische Begründung, „daß, wenn ich gleich die Theologie niemals getrieben und die Gründe des evangelischen Lehrbegriffes niemals eingesehen hätte, mir dennoch die Philosophie allein die katholische heutige Art des Gottesdienstes zum Abscheu gemachet haben würde. Was muß wohl ein Mensch denken, der von Jugend auf gelernet hat, und durch Vernunft und Erfahrung überzeuget worden: daß nur das einzige höchste Wesen, der Schöpfer und Erhalter der Welt, die Ehre der Anbetung fordern könne, — was muß er denken, frage ich, wenn er in ein katholisches Land kömmt und daselbst alle Straßen und Bäume voller Abgötter und Götzenbilder sieht ..., wenn er gar in eine katholische Kirche kömmt, darin er eine größere Menge von Altären toten Menschen zu Ehren als dem wahren Gott aufgebauet sieht ...? darin auf den Kanzeln mehr von den sogenannten Heiligen als von Gott geprediget, mehr Legenden und Fabeln als wahre Sittenlehren vorgetragen und gelehret werden?" — Gewiß spricht hier der Rationalismus aus jedem Satz, aber auch eine gewisse religiöse Wärme und ehrenwerte Überzeugungstreue. Von der religiösen Indifferenz der französischen Aufklärer ist Gottsched frei. Diese Gesinnung konnte dennoch nicht verhindern, daß auf die Ehren hin, die Gottsched in Wien genoß, durch die evangelische Orthodoxie das Gerücht ging, er wäre zur römischen Kirche übergetreten.[1])

e) Zu hervorragenden Theologen und Philosophen unterhielt Gottsched von Leipzig aus andauernd enge Beziehungen. Schon seine litterarischen Bestrebungen brachten ihn Gottesgelehrten und Weltweisen nahe. Seit 1728 steht er in Briefwechsel mit Mosheim, der damals zum Mitgliede der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig ernannt wurde. Der Verkehr gestaltet sich um vieles enger, als Mosheim nach Burkhard Menckes Tode 1732 aus der Ferne die Präsidentschaft der Gesellschaft übernimmt. Die Freundschaft beider Männer überdauert Gottscheds Austritt aus der „Deutschen Gesellschaft"; erwies sich doch

---

1) Vergl. Danzel S. 312 flg.

der berühmte Kanzelredner stets als toleranter, weitherziger Christ. Dabei war er keineswegs ein Anhänger Wolfs, nahm überhaupt an den philosophischen Schulstreitigkeiten wenig Interesse; eher neigte er zu Berkeleys Idealismus.[1]) Daß er bei alledem selbst Gottscheds philosophische Leistungen zu würdigen weiß, bekundete er uns ja angesichts der „Ersten Gründe der gesammten Weltweisheit“.

Auch der Leiter der Teutschen Gesellschaft in Jena, der Historiker und besonders Kirchenhistoriker Gottlieb Stolle, erwies sich ohne Parteinahme duldsam gegen die Wolfsche Philosophie. War er doch eins von den zwei Mitgliedern der philosophischen Fakultät, die es bei dem großen Ketzergericht über Wolf unbedenklich fanden, das Lehren über die Wolfsche Philosophie freizugeben, wenn nur den älteren Professoren nicht zugemutet werde, ihre Lehrart zu ändern.[2])

Dagegen hatte ein anderer Korrespondent und entfernter Verwandter Gottscheds, der Kanzler D. Pfaff in Tübingen, sogar die Leibnizsche „Theodicee“ unwirsch abgewiesen: Leibniz habe, nur in feineren Wendungen, eigentlich doch genau dasselbe gesagt, was Bayle in derberen Ausdrücken vorgebracht.[3]) Ebensowenig fiel sein und überhaupt der Tübinger Theologen Gutachten über die Wolfsche Lehre günstig aus.[4]) Bei alledem war Pfaff ein echter Geistesverwandter des Thomasius. —

Direkt zu den Orthodoxen rechnete Gottsched einen seiner eifrigsten Korrespondenten, den Pastor Brucker in Kaufbeuren, später in Augsburg, den Herausgeber biographischer Sammlungen, namentlich des „Bildersaals heutiges Tages lebender . . . Schriftsteller“. Für seine Historia critica philosophiae fragt er bei Gottsched an, ob das Gerücht wahr, daß Wolf in seiner Jugend ein Erzspinozist gewesen. Unser Mann ist naiv genug, die Anfrage Wolf selbst übermitteln zu lassen, der mit jener Vorsicht, die wir an ihm Spinoza gegenüber bereits kennen lernten, die Antwort erteilt: Herr Brucker solle seine Schriften durchlesen, da würde er sehen, ob die Beschuldigung Grund habe.[5])

Von hervorragenden Theologen bekennt sich Jerusalem direkt als Gottscheds Schüler; ja gelegentlich[6]) versichert er „die aufrichtigste Erkenntlichkeit, mit welcher ich alle meine Wohlfahrt einzig und allein der

---

1) Vergl. Danzel S 106 flg.

2) Vergl. Karl Biedermann II, 1, S. 417.

3) Vergl. Karl Biedermann II, 1, S. 265, s. auch S. 242 flg.

4) Ebd. S. 417. — Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie, Art. Ch. M. Pfaff, und Hettner: Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert, I⁴, S. 218 flg.

5) Vergl. Danzel S. 68 und Büsching: Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I, S. 49.

6) 17. März 1738.

Gewogenheit und der getreuesten Anweisung zuschreibe, die ich von Ihnen in Leipzig zu genießen habe das Glück gehabt." Noch 1746 wiederholt er seinen Dank; steht es doch fest, daß der spätere berühmte Abt Gottscheds Unterweisung in besonders vertraulicher Weise genossen.[1])

Daraus ergab sich eine Lebensbeziehung, die für unsern Mann zwar keinen direkten Vorteil mit sich brachte, ihm aber jedenfalls überall zum Ruhme gereichte, denn Jerusalem verstand es, sich mit einer Sphäre von Korrektheit und Vornehmheit zu umgeben. Bedenklicher konnte sich für Gottsched eine Berührung mit dem anrüchigen Wertheimer Bibelübersetzer Johann Lorenz Schmidt gestalten. Am 18. Juli 1736 beruft sich dieser auf Gottscheds Beifall: „Wenn das Gerücht, welches mir zu Ohren gekommen, nicht ganz falsch ist: so hat meine biblische Arbeit das Glück gehabt, bei Ew. H. einigen Beifall zu finden. Aus dieser Ursache nehme ich mir die Freiheit, Denselben hiermit ein paar neue Schriften zu übersenden, welche zur Verteidigung derselben aufgesetzet worden. Ich erfahre wohl, wie sehr die Finsternis sich gegen das Licht wehrt, daß es nicht aufkommen und den Menschen die Augen erleuchten soll. Jedoch hoffe ich, Gott werde die Wahrheit noch siegen lassen." Ein solcher Appell an die Wahrheit mußte einem Gottsched zu Herzen sprechen. Um wie viel sympathischer mußte er sich noch berührt fühlen, wenn Schmidt seine Übersetzung zu einem der vornehmlichsten Gottschedschen Lebensinteressen in Beziehung setzte! Er fährt nämlich fort: „Ich werde diesen Herbst eine vollständige Sammlung der Streitschriften drucken lassen, welche bei Gelegenheit meiner Übersetzung zum Vorschein gekommen sind. Da wünschete ich nun, eine gründliche Abhandlung zu haben und dieser Sammlung mit beizufügen, worinnen ausgeführet und nachdrücklich erwiesen würde: wie ungereimt es sei, bei der Gottesgelehrsamkeit eine besondere Sprache zu führen; was dieses für eine schlechte und unfruchtbare Erkänntnis wirke; wie nötig allenthalben und noch viel mehr bei den göttlichen Wahrheiten ein natürlicher Ausdruck sei, und was daraus für Nutzen für die Menschen entstehe. Hiebei könnte einige Anwendung auf meine biblische Arbeit gemacht, oder, nach Gutbefinden, auch wohl weggelassen werden. Wenn ich nicht zu viel bitte: so wollte ich Ew. H. gehorsamst ersuchen, durch einen von Dero Schülern eine solche Abhandlung unter Dero Aufsicht verfertigen zu lassen: und diese wollte ich nachgehends ohne Meldung eines Namens oder Orts meiner Sammlung mit einverleiben. Ich hoffe, dieses sollte vieles beitragen, der Welt in der gegenwärtigen Dunkelheit

1) Siehe Jerusalems Brief vom 3. April 1746 und Rosenbergs Brief (aus Mertschütz im Fürstentum Liegnitz) vom 21. März 1746.

die Augen aufzuthun, und den guten Geschmack auch in diesem Stücke zu befördern." — Gottsched lieferte nichts, ließ sich jedoch insoweit mit dem Wertheimer ein, als er ihn ermunterte, sich an Fortsetzung seines Werkes durch die kleinen Kläffer nicht abhalten zu lassen. Dieser Brief vom 10. Januar 1737 lief erst am 28. Februar in Wertheim ein, als Schmidt bereits in Haft saß, so daß auch Gottscheds Schreiben der Untersuchungskommission überliefert wurde.[1]) Glücklicherweise blieb diese Verwicklung für Gottsched ohne Folgen. Schon am 13. April 1737 meldet sich Schmidt aus der Haft selbst wieder brieflich. Ob die Verfolgung des Wertheimers das Gottschedsche Paar stutzig machte? Oder nimmt es in Äußerungen nach Berlin auf Reinbecks scharfe Angriffe gegen Schmidt Rücksicht? Jedenfalls sucht es ihn später kräftig abzuschütteln. Am 11. Juli 1739 klagt die Frau Professorin dem Grafen Manteuffel: „Hr. Canz[2]) wird der Wolffschen Philosophie durch den 4. Teil seiner Schriften eben die Dienste thun, die ihr der Wertheimer mit seiner Bibelübersetzung gethan hat: Wenn man anfangen will, solche gefährliche Sätze und Irrtümer für Lehren oder Wirkungen dieser Philosophie auszugeben, so darf man sich auch nicht wundern, wenn man sie, als eine Zerstörerin der Religion, auszurotten sucht." Die Wahrheitsfreunde hatten allen Grund, eine Schädigung ihrer Sache durch das enfant terrible in Wertheim zu befürchten: berief sich doch Schmidt fortgesetzt zu seiner Verteidigung auf die Wahrheit, die der ganze Grund seiner Sache, ja für die er alles zu erdulden bereit sei.[3]) —

Nicht so eng wie man voraussetzen könnte, gestalteten sich Gottscheds direkte persönliche Beziehungen zu Christian Wolf. Wir hatten einzelner gelegentlicher Berührungen beider Männer zu gedenken. Zwar kannte Wolf unsern Autor das ganze letzte Vierteljahrhundert seines Lebens[4]) aus der Ferne; indessen wickelt sich ihr Verkehr meist durch Mittelsmänner, namentlich Ehler in Danzig, den Grafen Manteuffel, sowie Madai und Pauli in Halle ab. Dieser indirekte Verkehr wurde seit Manteuffels Übersiedelung nach Leipzig, während das Schulhaupt in Halle wirkt, besonders lebhaft und fortlaufend.

---

1) Kammerrat J. W. Hoeflein in Wertheim meldet so an Johann Kaspar Schneider in Kitzingen, der die Hiobspost unterm 7. März 1737 an Gottsched weitergiebt.

2) J. G. Canz, Professor in Tübingen, wurde später der Fortsetzer von Reinbecks Hauptwerk: „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Konfession enthaltenen . . . Wahrheiten." — Vergl. über ihn Allgemeine Deutsche Biographie.

3) Vergl. Hoefleins und Schmidts Briefe an Reinbeck in Büschings Beyträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I, 166 und 183.

4) Siehe Gottsched: Historische Lobschrift des Frh. v Wolf, Vorerinnerung, S. II.

Im Jahre 1740 tritt dann Wolf unmittelbarer in Gottscheds Interessenkreis. Ergeht doch sogleich nach Friedrichs des Großen Thronbesteigung an den einst schmählich Vertriebenen der Ruf zur Rückkehr an seinen früheren Wirkungsort Halle. Unser Leipziger Professor zeigt sich auffallend besorgt: offenbar fürchtete er von einer Rückkehr Wolfs, daß Halle sein Leipzig völlig in Schatten stellen würde. So vergißt er sich bis zu nachstehenden Malicen[1]): „Herr Wolf, wenn er nach Halle kömmt, wird wohl keine andere Absicht haben, als D. Lange zu Tode zu ärgern, und noch bei dessen Leben über ihn zu triumphieren. Denn sonst sehe ich in der That nichts, was ihn dazu bewegen kann. Wenigstens wird er sich in Verfertigung seiner lateinischen Schriften sehr hindern; teils durch die Veränderung des Ortes, die ihm leicht ½ Jahr verderben kann; teils durch die Schwächung seiner Kräfte, die dabei zu besorgen ist; teils durch die mehrere Arbeit, die er sich in Halle im Lesen zuziehen wird. Anstatt daß er in Marburg 20 oder 30 Zuhörer gehabt, wird er in Halle 300 oder mehr haben; und für 2 oder 3 Stunden, die er itzo liest, wird er in Halle 5 oder 6 lesen müssen. Also sollten von rechtswegen alle Alethophili wünschen, daß er bliebe, wo er ist. Endlich steht es auch noch dahin, ob der liebe (!) Mann, in den Jahren, die er hat, seinen alten Ruhm im Lesen noch wird behaupten können" rc. Man sieht, unser Gottsched ist ein Gemütsmensch! Offenbar hoffte er, Manteuffel werde diese Befürchtungen an die richtige Adresse weiterbefördern. Der Graf dagegen widerspricht diesen Gründen Punkt für Punkt[2]), nicht ohne die Albernheit der Argumente gebührend aufzumutzen. Besonders sei es ein Irrtum, daß Wolf nur deshalb nach Halle zurückkehre, um Lange zu Tode zu ärgern. „Je l'estimerais beaucoup moins que je ne fais, s'il était susceptible d'une faiblesse si peu philosophe, pour ne pas dire si puérile".

Bald gewann Gottsched selbst Grund, die Übersiedelung Wolfs gutzuheißen. Schon am 19. Oktober meldet dieser dem Grafen, daß man Gottsched gern an seine Stelle ziehen möchte. „Da nun hier mit wenigem Gelde viel besser zu leben, als man in Leipzig mit vielem nicht ausrichten kann, ... so hielte die Station nicht unrecht vor ihn." Die vorherrschend wohlwollende Gesinnung Wolfs für unsern Mann verleugnet sich auch hier nicht. Für Gottsched spielt nun sein Bruder in Kassel den Mittelsmann, um dort die Verhandlungen zu führen. Hatte dieser schon im förmlichen Auftrage vielvermögender Gönner gehandelt, so bietet der Sekretär Widela im Namen der Kasseler Geheimen Räte mit Vor-

---

1) Brief an Manteuffel vom 13. August 1740.

2) An Frau Gottsched 19. August 1740.

wissen des Statthalters am 10. November 1740 dem Leipziger Philosophen die Professur Wolfs mit 700 Thaler Gehalt und wertvollen Viktualien, sowie dem Prädikat Hofrat an. Da Gottsched aus seiner Leipziger Professur und den Kanonikaten schon 700 Thaler bezog und er die Einnahme aus den Vorlesungen auf wenigstens 300 Thaler veranschlagte, von den andern Vorteilen Leipzigs zu geschweigen[1]), so verlangte er 1000 Thaler Fixum, womit man nicht herausrücken wollte.[2]) So blieb er in seinem Leipzig.

Erst 1747, sieben Jahre vor seinem Tode, trifft Christian Wolf persönlich mit Gottsched zusammen, als er in Leipzig bei Manteuffel zum Besuch weilt. Der Meister stattete damals Gottsched eine Visite ab; auch speisten sie verschiedene Male zusammen. Die ganzen acht Jahre von Manteuffels Aufenthalt in Leipzig, von Ende 1740 bis zu seinem Tode, weiht aber dieser gemeinsame Freund unsern Gottsched in seinen engen Briefwechsel mit Wolf ein, so daß er ihm wöchentlich die Schreiben von beiden Seiten zeigt. Nach des Grafen Tode endlich kam unser Mann selbst in einen fortlaufenden, wenn auch nicht gerade lebhaften oder ergiebigen Briefwechsel mit Wolf. 1753 besuchte unser Autor das Schulhaupt in Halle auf der Durchreise.[3])

Als ein Jahr darauf Wolf im Sterben lag, bezeichnete er nicht nur Gottsched, dessen Wünschen entsprechend, als seinen Biographen, sondern hoffte noch auf eine letzte mündliche Unterredung über die Angelegenheit. Welche Rolle Gottsched immerhin spielte, bekunden die aus jenen Tagen stammenden Zeugnisse recht lebendig. Wolfs Arzt, Hofrat Prof. Madai, dessen Tochter sich später mit Wolfs Sohn vermählte, spricht am 3. April 1754 von Gottscheds unmittelbar bevorstehendem Besuch in Halle, indem er nach Leipzig meldet, daß es seinem Patienten wieder etwas besser gehe. Diese Nachricht scheint Gottscheds Reise verzögert zu haben. Sechs Tage später meldet Prof. Pauli den eben eingetretenen Tod, mit dem Hinweis: „Letzten Donnerstag ging die Rede, Halle würde die Ehre Dero Zuspruchs haben, um sich mit dem Hn. Baron v. Wolf noch einmal zu unterreden.“ Gleichzeitig berichtet Madai: „Ew. H. Herüberkunft haben am abgewichenen Bußtag sowohl unser lieber Herr Kanzler als ich mit großer Sehnsucht erwartet. So schwach der liebe Mann auch zeither gewesen, so schien er doch denselben Tag alle seine wenigen Kräfte zusammenzuraffen und anzuspannen, damit er das Vergnügen haben möge, mit Ew. H. zur guten letzte eine ausführliche

---

1) Aus Widelas nach Leipzig übermitteltem Brief an den Kasseler Gottsched vom 1. November ersichtlich.

2) Vergl. Brief des Kasseler Bruders vom 29. Dezember.

3) Vergl. Gottscheds Lobschrift, S. 145.

Unterredung zu halten; da ihm aber diese Hoffnung fehlgeschlagen, so hat er mit zitternder Hand einige wenige Zeilen aufgesetzet, welche denselben, wo nicht eher, doch in der Messe zuzustellen die Ehre haben werde. Seitdem lieget er ganz entkräftet, ohne ein Wort zu sprechen . . . Bei diesen kläglichen Umständen habe ich ihm weder Ew. H. noch des Hn. v. Voltaire Schreiben vorlesen können . . . Wegen der Briefe belieben Ew. H. ohne Sorge zu sein. Der Hr. Sohn haben versprochen, mir dieselben z. s. Z. zuzustellen." — Ebenfalls noch am selben Tage schreibt Wolfs Verleger: „Vor einigen Wochen erwehnte er gegen mir, daß er Ew. H. vor den würdigsten hielte, der sein Leben beschreiben und ihm ein Denkmal stiften könnte." — Pauli fügt dem noch im April einen Bericht von glaubwürdiger Seite an: „Der Hr Prof. Gottsched ward wirklich seinem Versprechen gemäß erwartet, und Freitag wartete Hr. Hofrat Madai auf ihn bis 10 Uhr mit dem Essen. Der sel. Kanzler aber ließ seinen Hn. Sohn vors Bett kommen und sagte: «Hr. Gottsched kommt, aber zu spät. Ich werde gewiß sterben, kann auch wegen großer Schwachheit mit ihm nicht sprechen. Sollte er mein Leben beschreiben, so gieb ihm folgende Data u. s. w.»" Folgen einige Wünsche und Fingerzeige. Wolfs Sohn sei nun bereit, Gottsched die nötigen Hilfsmittel für die Biographie zu schaffen. Im Juli tritt unser Mann endlich die Reise nach Halle an, woselbst ihm der junge Baron v. Wolf Briefschaften, Urkunden und flüchtige Anmerkungen über seines Vaters Leben übergiebt. Schließlich liefert ihm Bürgermeister Dr. Gehler in Görlitz, ein Schüler Wolfs, des Meisters eigne Darstellung seiner Jugend.[1])

So ließ denn Gottsched im folgenden Jahre eine „Historische Lobschrift des Freiherrn v. Wolf" erscheinen. Richtiger wäre der Titel „Lobschrift auf Wolf" gefaßt worden, wie schon Büsching 1783 anmerkt.[2]) Überhaupt erscheint diesem späteren Biographen die Leistung Gottscheds „unschmackhaft"; unwirsch meint er, die Worte, mit welchen Friedrich der Große Reinbeck aufforderte, Wolf für Preußen zurückzugewinnen und so „eine Conquête im Lande der Wahrheit" zu machen, brächten dem Philosophen mehr Ruhm als Gottscheds ganze historische Lobschrift.[3]) Bald nach Erscheinen äußert die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste"[4]), die Thatsachen seien ohne geschichtlichen Geist aneinandergereiht; überdies halte sich die Schrift in

---

1) Siehe die Briefe von Madai unterm 20. und vom jungen Wolf unterm 29. Juli 1754, sowie „Histor. Lobschrift", Vorerinnerung, S. III. — Es handelt sich um die von Wuttke herausgegebene eigene Lebensbeschreibung Wolfs.

2) Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I, S. 3 flg.

3) Ebd. S. 17 flg

4) II. Bd. (Leipzig 1757), S. 127 u. 129.

einem lächerlich affektierten, hochtrabenden Stil. Indessen überwiegen nicht ganz ohne Grund die freundlichen Stimmen; ja, in langer Zeit hatte Gottsched nicht soviel Beifall und Dank geerntet als für dieses Werk.[1]) Giebt der Verfasser doch in flüssiger, eleganter Sprache die Hauptereignisse aus Wolfs Leben wieder und fügt zahlreiche wertvolle Urkunden an. Freilich hält er sich mehr bei den äußeren Ereignissen als bei der inneren Entwickelung auf; aber in dem damaligen Stand der deutschen Geschichtschreibung begründet dieser Umstand noch kein vernichtendes Urteil. Es ist keine Würdigung, es soll eine „Lobschrift" sein, — auch der Stil erklärt sich daher.

Inzwischen sehen wir Gottscheds Freunde bemüht, ihn an Wolfs Stelle nach Halle zu ziehen. Gottsched selbst benimmt sich mit üblicher Diplomatie, indem er versteckt den Anreger, öffentlich den Bedenklichen spielt.[2]) Wie schon sechs Jahre früher, bleibt seine Hoffnung auf Halle unerfüllt. —

Von allen Vorkämpfern der Aufklärung trat niemand in so enge Beziehungen zu Gottsched wie der Graf Ernst Christoph von Manteuffel. An zahllosen Stellen von Gottscheds philosophisch-theologischer Wirksamkeit gewahrten wir den Einfluß, die Mitwirkung oder wenigstens die ideelle Anteilnahme dieses hochgestellten Mannes.[3]) Vom Sommer 1737, wo sich Gottsched ihm nähert, bis zu des Grafen Übersiedelung nach Leipzig (Ende 1740) stehen sie in engem und vertrautem Briefwechsel, an dem auch die Professorin teilnimmt. Dazwischen fallen mehrere Besuche seitens des Grafen. In Leipzig sammelt der Mäcen alsdann, wie schon in Berlin, die aufgeklärte gelehrte Welt um sich; ja, sein Haus, der Kurprinz, vor dem Peterstхore, stand allen Gelehrten offen. Sehr bedeutsam war, daß Manteuffel außerdem die jungen Adligen in sein Haus zieht: sie wurden dadurch Zeugen jener bildungs- und lichtfreundlichen Gespräche, die unmöglich spurlos an den jungen Herren vorübergehen konnten. Gottsched wird Stammgast an des Grafen Tafel, an der alle Speisen mit gelehrten Unterredungen gewürzt waren. Ebenso wenig verschmähte Manteuffel, mit seiner ganzen Familie bei dem Professorspaar zu speisen. Es entspinnt sich ein wissenschaftlicher Verkehr in freundschaftlichen Formen. Übrigens benimmt sich Manteuffel noch nach seiner Übersiedelung zunächst etwas zurückhaltend. „Ne craignez pas", schreibt er den 12. April 1741 an Reinbeck über die Professorin, „ne craignez pas que je lui dise, ou à son mari, ce qui ne leur con-

1) Siehe Briefe der Frau Gottsched II, 291.
2) Siehe Briefe Madais v. 6. u. 14 November.
3) Vergl. auch Danzel, besonders S. 18—69.

vient pas de savoir. Je sais jusqu' à quel point on peut s'y fier[1])." Aber schon vom 29. Mai 1739 datiert das Zugeständnis des Grafen gegen Wolf, Gottsched sei „en toute manière un homme de bon-sens et de mérite". — In welch engen Verkehr unsere in Leipzig vereinten Aufklärer treten, bekundet auch Manteuffels Beschreibung seiner Lebensweise[2]): „La vie que je mène, est toujours celle que j'ai menée depuis tout le temps que je suis établi ici. Je passe régulièrement les matinées à étudier, ou à vaquer à mes correspondences, quelques fois à assister aux leçons de mes amis d'entre les Professeurs, lorsque je sais qu'il s'y agit de quelque sujet intéressant. Je dîne ordinairement avec un ou deux de nos savans, et je passe les après-dînées soit à converser avec eux, soit à soigner mes affaires domestiques, et je ne me couche jamais, sans entendre quelque lecture utile." — „La thèse du meilleur monde" nennt der behäbige Mann im übrigen „une de mes vérités favorites".[3])

Das war denn in der That eine seltene Erscheinung in dem Adel jener Zeit. 1676 war Manteuffel[4]) in Pommern geboren und hatte seit 1693 in Leipzig studiert. Er ergänzte seine Studien am Reichskammergericht in Wetzlar. Dann unternahm er Reisen durch Holland und Frankreich. 1699 wurde er am Berliner Hof Kammerjunker. Allein schon 1701 mußte er nach Sachsen fliehen, weil man ihn wegen eines Spottgedichtes auf die Maitresse des Königs verhaften wollte. In Dresden stieg er zu hohen Ehren. Durch Schönheit, ansehnliche Gestalt, Repräsentierungsgabe und frohe Laune imponierte er in den zügellosen Hofkreisen. 1704 geht er als polnisch-sächsischer Legationsrat nach Kopenhagen, fünf Jahre später wird er dort Gesandter, 1711—16 bekleidet er die gleiche Stellung in Berlin. 1709 ward er zum Reichsfreiherrn, 1719 zum Reichsgrafen ernannt. Inzwischen war er 1716 als Kabinettsminister nach Dresden zurückberufen; er leitete zuletzt die auswärtigen Angelegenheiten, zugleich fungierte er als Direktor der so reichhaltigen und kostbaren Kunstsammlungen. 1730 trat er zurück. Er trieb nach der verschwenderischen Sitte der Zeit so viel Aufwand, daß er trotz seinem Jahreseinkommen von 80000 Thalern (aus Ämtern, Pfründen und Gütern) bei seiner Pensionierung Dresden mit Schulden in gleicher Höhe verließ. Auch in

---

1) Vergl Büsching a. a. O. S. 129flg.

2) An Wolf 16. Februar 1744.

3) An Gottsched 18. Januar 1740.

4) Vergl. über Manteuffel Allg. Deutsche Biographie; ferner Karl v. Weber: Aus vier Jahrhunderten, besonders Neue Folge Bd. I, von S. 106 an, Bd. II, von S. 251 an; schließlich Vehse: Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen, Bd. VI, von S. 45 an.

Berlin, wohin er drei Jahre später zurückkehrte, hielt der gräfliche Lebemann offene Tafel, 20 Pferde u. a. Luxus mehr. Ursprünglich begegnete er dem Mißtrauen Friedrich Wilhelms I., das jedoch bald einer besonderen Gunst wich. Ebenso verkehrte der Graf mit den Ministern und Gesandten sehr vertraut. Außerdem hält er aber noch einen Hofkourier in Sold, um über alle Vorgänge am Hofe genau unterrichtet zu sein. Denn der ansehnliche Mann erachtete es nicht unter seiner Würde, gegen gute Bezahlung eine geheime politische Korrespondenz mit dem Grafen Brühl zu führen, worin er an den Mann brachte, was er ausgekundschaftet, — oft genug war es übrigens harmloser Klatsch. Ja, daneben berichtete er gegen Sold nach Wien über den Dresdener Hof!

Weit wichtiger als sein Verkehr mit den geistig recht geringwertigen Inhabern der höchsten Chargen wurde damals Manteuffels Einfluß auf den Kronprinzen Friedrich, den nachmals großen König. Sie unterhalten einen Briefwechsel über Poesie, Moral, Geschichte, Christentum und andere einem jungen Prinzen nützliche Dinge. Manteuffel sucht dem Kronprinzen „des sentiments d'humanité, d'équité et de bonne foi“ einzupflanzen; ja Friedrich stand nach Manteuffels Aussage „à la tête des partisans de Wolf et du bon-sens“;[1]) jedenfalls nahm er an des Mentors lichtfreundlichen Bestrebungen lebhaftes Interesse. All das hinderte nicht, daß er wenige Monate nach seiner Thronbesteigung den Grafen aus Preußen ausweisen ließ, weil er hinter die Kundschafterthätigkeit desselben gekommen war.

Nach des Grafen Tode vereinten sich seine zahlreichen Freunde und Klienten zu einer Gedächtnisschrift, welche unser Gottsched herausgab und biographisch-panegyrisch einleitete. 1750 erschien sie unter dem Titel: „Ehrenmaal welches dem Reichsgrafen Ernst Christoph von Manteuffel ... nach seinem Ableben ... von verschiedenen seiner Freunde und Diener ... aufgerichtet worden.“ Christian Wolf bekundete in verbindlichster und eingehender Weise sein Interesse für dies litterarische Denkmal.[2]) In sehr anerkennende Worte kleidete auch die Herzogin Luise Dorothea zu Sachsen-Gotha ihren Dank für die Schrift.[3]) Indes versuchte Gottsched vergebens, trotzdem er bei Manteuffels Tod Rektor war, eine Trauerfeier in der Universität zu veranstalten: „Ici“, schreibt er an Formey[4]), „les circonstances de quelques Grands de la Cour ne permettent

1) Vergl. Weber a. a. O. N. F. II, 252, 253, 254. Ebenda von S. 240 an s. Manteuffels Briefwechsel mit Friedrich.

2) Am 11. Juli 1749.

3) Am 16. März 1750.

4) Am 15. Februar 1749 (hs. Königl. Bibliothek Berlin).

pas que l'Université fasse quelque Solemnité publique, comme nous aurions fort souhaité".[1])

Die hohen Beamten hatten in Berlin nicht ausschließlich den Verkehrskreis Manteuffels gebildet. Eine geistig bedeutendere und ihn selbst überragende Gestalt trat in dem Propst Reinbeck an seine Seite.[2]) Das Leben dieses Mannes umfaßt die Jahre 1683—1741. Bekannt ist das weitgehende Vertrauen, dessen ihn Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große würdigten, bekannt auch seine segensreiche Beteiligung an der Revision des Wolffschen Prozesses in Preußen. Anderseits war er 1736, wie Gottsched, gegen die präſtabilierte Harmonie aufgetreten. Dieser sucht nur wenige Monate, bevor er sich zu Manteuffel drängte, eine Anknüpfung mit Reinbeck. Als der Oberhofprediger Marperger in Dresden seine „Zufälligen Gedanken über eines vornehmen Theologi Betrachtungen der Augspurgischen Confeßion" gegen Reinbeck veröffentlicht hatte, bestürmt unser Agitator den ursprünglich zum Schweigen entschlossenen Angegriffenen erfolgreich, zu antworten. Zwar habe die Gegenschrift weder in Leipzig noch in Dresden Beifall gefunden; unter die Studenten sei aber die Furcht gefahren, es werde keiner, der die Wolffsche Philosophie studiert habe, in Sachsen ein Kirchenamt erhalten, so daß fast nur Juristen und Auswärtige die Vorlesungen darüber besuchten. Gottsched läßt dann von einem seiner Schüler eine Duplik wider Palm, einen andern Gegner Reinbecks, abfassen, mit der er sich vorteilhaft bei Manteuffel einführt.[3]) Später wird Gottsched vom gemeinsamen gräflichen Freunde im Dienste Reinbecks zu einer bedenklichen, zu jener Zeit freilich nicht unerhörten Mission — übrigens erfolglos — verwendet. Auf das Gerücht hin, daß ein Pamphlet gegen Reinbecks Weihnachtspredigten im Druck, erhält Gottsched den Auftrag, in Leipziger und Rudolstädter Druckereien darauf zu fahnden. „Je vous prie", schreibt Manteuffel am 15. November 1738, „de vous en informer incessamment sous quelqu'autre prétexte et sans me commettre, et de tâcher d'en attrapper un exemplaire, c'est à dire un exemplaire des feuilles qui sont achevées, quand même toute la brochure ne le serait pas encore

1) Dennoch hat Christ als Dekan der philosophischen Fakultät in einer akademischen Rede bei der Magister-Renunziation schon am 20. Februar 1749 das Andenken Manteuffels verherrlicht, ähnlich May als Prokanzellar und Gottsched als Rektor, vergl. „Ehrenmaal" in der Vorrede.

2) Siehe die Biographie bei Büsching a. a. O. sowie L. Geiger: Berlin 1688—1840, Bd. I., S. 196 flg.

3) Siehe Reinbecks Brief an Gottsched vom 22. März 1737, Gottscheds (bei Büsching, S. 188 flg. abgedruckten) Brief an Reinbeck vom 20. Juli, Gottscheds Brief an Manteuffel vom gleichen Tage und dessen Antwort vom 14. August, sowie Zedlers Universal-Lexikon, Artikel Marperger und Reinbeck.

entièrement. Ne balancez pas, même, d'y employer une récompense de quelques ducats, si vous ne pouvez l'obtenir gratis. Je vous en dédommagerai avec beaucoup de plaisir." Acht Tage später heißt es sogar: „En cas que vous en découvriez la piste, il faudrait tenter de persuader l'imprimeur, moyennant une gratification raisonnable, d'en suspendre l'impression et de nous remettre le Manuscrit." Aber Gottsched konnte die Schrift nirgends auftreiben. Doch griff in diesen Streit wohl Formey ein, indem er aus dem Mercure Suisse einen satirischen „Extrait critique de deux sermons de Mr. Reinbeck" abdruckte „avec des notes d'un Aléthophile servant de réponse à l'extrait critique." — Bald hat Reinbeck Gelegenheit, unserm Gottsched im Auftrage des Königs eine Professur in Frankfurt a. O. anzubieten, ohne selbst zur Annahme raten zu können.[1]) Von der Überrumpelung der Leipziger Dunkelmänner durch Reinbecks und Manteuffels Erscheinen auf Gottscheds Rektoratsschmaus war schon die Rede. Im Frühjahr 1741 sah unser Mann den hervorragenden Theologen kurz vor dessen Tode nochmals auf der Durchreise zum Bad Reinharz in Leipzig.[2]) Wichtiger ist ihre geistige Berührung bei Abfassung der Homiletik. Doch geht bei dieser Gelegenheit, wie sonst auch fortdauernd, ihr Verkehr meist durch Vermittelung Manteuffels.

Erscheint das Verhältnis des Grafen zu Reinbeck als ein freundschaftliches Zusammenschließen, so wußte er gegenüber einigen französischen Gelehrten Berlins mehr die Rolle des Patrons zu spielen. Besonders wies er Formey und Deschamps auf die Schriften Wolfs und Reinbecks hin. Formey begegnete uns bereits als Verfasser der „Belle Wolfienne". Reinbeck verschaffte diesem 1711 in Berlin geborenen Prediger 1739 die philosophische Professur am französischen Gymnasium, nachdem derselbe schon seit 1737 die für Beredsamkeit bekleidet. Auch Deschamps hielt philosophische Predigten. Manteuffel behauptet[3]), daß seine Franzosen Wunder thäten. „Non seulement les leçons de Mr. Formey sont de plus en plus courues; mais Mr. Deschamps continue aussi avec beaucoup de succès de faire des Sermons Wolfiens. Il en a prononcé un, entre autres, à la cour de Rheinsberg" (also vor dem Kronprinzen), „tout modelé sur la petite dissertation de Mr. Wolf qui a pour titre: De officio hominis circa injurias, juxta mandatum Christi Matth. II, 39." Gegen Wolf bezeichnet Manteuffel[4]), der die Beziehung zu beiden auch von Leipzig aufrecht erhielt, sie „sozusagen als seine Proselyten". Es

1) Vergl. Danzel, S. 52.
2) Vergl. Büsching S. 232.
3) Im Schreiben an Frau Gottsched vom 24. November 1739.
4) Am 10. Februar 1741, siehe Büsching S. 122 flg.

fehle ihnen weder an Talenten noch an gutem Willen; aber als Franzosen seien sie eitel und leichtfertig. Formey wird sonst bescheiden genannt. Wenn er auch zweifele, daß sie je große Säulen der Wahrheit werden würden, bediene er sich ihrer doch mit Erfolg, um die Wolfsche Philosophie den Refugiés schmackhaft zu machen. Wie Formeys „Belle Wolfienne“ veranlaßt Manteuffel Deschamps Übersetzung der Wolfschen Logik. Übrigens bestand zwischen beiden Franzosen dauernd Eifersucht. Formey gelangt später zu einer nicht unbeträchtlichen Bedeutung, er stieg zum ständigen Sekretär der Berliner Akademie und schließlich sogar zum Direktor ihrer philosophischen Klasse, verfaßte hunderte von Schriften, war rege journalistisch thätig und wirkte zugleich rednerisch. Sein Ansehen in französischen Kreisen Berlins war groß, selbst ein Voltaire huldigte ihm.[1]) So bereitete sich mit der Herrschaft der Aufklärung auch der Einfluß der Franzosen bereits durch Manteuffel zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms I. in Berlin vor.

Das ganze letzte Vierteljahrhundert seines Lebens steht Gottsched mit Formey in brieflichem Verkehr.[2]) 1742 trägt sich Formey eine zeitlang mit dem Gedanken, Gottscheds „Weltweisheit“ ins Französische zu übersetzen.[3]) Viel später, nach Frau Gottscheds Tode, verfaßt Formey auf Grund von Gottscheds eigner Biographie der Verewigten einen französischen Lebensabriß derselben. Gottsched unterstützt ihn darin, bemüht sich aber vergeblich nach einem Verleger, so daß er schließlich zu dem Vorschlag gelangt, das Manuskript zusammen mit der von Frau Heck besorgten französischen Übersetzung des „Triumphs der Weltweisheit“, einer kleinen Schrift seiner Frau, drucken zu lassen.[4]) Zu dem „Ehrenmaal“ für Manteuffel liefert Formey natürlich einen Beitrag. Auch wirkt er 1748 bei einflußreichen Berliner Freunden für Gottscheds Berufung nach Halle.[5]) Anderseits steht unser Mann dem deutschen Übersetzer von Formeys Verteidigung der Monaden gegen Euler zur Seite — das war kein anderer als v. Globig, damals Privatsekretär Manteuffels, der später ein noch aufgeklärterer Oberkonsistorialpräsident

---

1) Vergl. Geiger: Berlin, S. 360 flg. u. 408 flg.

2) Gottscheds Briefe an Formey handschriftlich meist auf der Königl. Bibliothek in Berlin, ein Schreiben vom 30. Mai 1764 auf der Stadt-Bibliothek in Hamburg, ein anderes vom 1. März 1750 bei Alexander Meyer-Cohn in Berlin.

3) Siehe Formeys Brief vom 3. November 1742.

4) Siehe Gottscheds Briefe vom 11. und 24. Januar 1764, 11. Februar 1764 und 8. März 1766. — Frau Hecks Übersetzung erschien 1767.

5) Siehe Formeys Brief an Manteuffel vom 2. März 1748 und Gottscheds Brief an Formey vom 6. März 1748.

wurde als Holtzendorff —, überwacht den Druck und zeigt sie sowohl in seinem „Büchersaal“ wie in der Gelehrtenzeitung „Acta Eruditorum“ an.[1])

Es handelte sich damals um die erste Anti-Leibnizsche Preisaufgabe der Berliner Akademie. 1746 forderte sie nämlich eine Untersuchung der Leibnizschen Monaden. Die gegnerische Tendenz erhellte bereits aus der vorläufigen Beantwortung, die ein so bedeutendes Mitglied der Akademie wie der große Mathematiker Euler in seinen „Gedanken von den Elementen der Körper“ gegeben. Wolf, Manteuffel, Gottsched und die ganze Schule schürten das Feuer gegen die Widersacher der Monaden, um einen ihnen günstigen Spruch der Akademie zu erlangen. Gottsched, der einst mit einer Schrift „Dubia circa Monades“ begonnen, versteigt sich jetzt (am 5. Februar 1747) gegen Formey zu folgender Äußerung: „Le temps approche où la destinée des Monades sera décidée: et j'espère que vous et vos amis influeront un peu dans cet arrêt; pour ne pas bannir de la bonne philosophie une doctrine si nécessaire pour satisfaire à une infinité de difficultés insolubles ailleurs.“ Ist doch das Bekenntnis für die Monaden in unserm Kreis jetzt ohne weiteres mit Freundschaft und Liebe zur Wahrheit, die Gegnerschaft mit Dunkelmännertum identisch.[2]) Gottsched nahm auch sonst in seinem „Büchersaal“ lebhaften Anteil an der damaligen Rettung der Monaden. Trotz Formeys und Wolfs gegenteiliger Befürchtung hatte er schon anfangs eine Zurückweisung der Eulerschen Streitschrift veröffentlicht[3]), zu großer Freude und Befriedigung Wolfs und — wie dieser versichert — aller „Wohlgesinnten“.[4]) Durch den Auszug, den er von Formeys Gegenschrift oder vielmehr von Globigs Übersetzung: „Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper“ (in Formeys Original: „Recherches sur les Eléments de la Matière“) giebt, krönt er sein Werk.[5]) Als schließlich der Advokat Justi[6]) mit seiner monadenfeindlichen Schrift den Preis errungen, giebt Gottsched eine kurze Betrachtung über diese Preisarbeit.[7]) Noch ein Jahr später wendet er

1) Vergl. Gottscheds Brief an Formey vom 5. Februar 1747 und Formeys Brief an Manteuffel vom 10. Februar 1747, ferner Danzel S. 59 flg.

2) Prof. Stiebritz ist für Manteuffel wegen seiner Verteidigung der Monaden „un homme qui plaide si bien la cause de la vérité“ (Manteuffel an Wolf 20. August 1747).

3) Neuer Büchersaal III, 355 flg.

4) Wolf an Manteuffel 9. und 15. November 1746.

5) Neuer Büchersaal IV, 52 flg.

6) Bald hat Justi auch auf sprachlichem Gebiet eine uns bekannte Begegnung mit Gottsched.

7) Neuer Büchersaal V, 87 flg.

sich im „Büchersaal"[1]) gegen die Berliner Akademie gelegentlich der Ankündigung ihrer Geschichte. Fortgesetzt wird ihm hierfür die wärmste Anerkennung von Wolf zuteil.[2]) Auch mit Abraham Kästner fand er dadurch einen neuen Berührungspunkt.

Formey stand für diesen Fall wie 1753—55 bei der Befehdung des Optimismus im Gegensatz zu dem ausschlaggebenden Präsidenten der Akademie, Maupertuis. Persönliche Zerwürfnisse mit diesem vereinten 1753 keinen Geringeren als Voltaire mit den Wolfianern zum Kampf gegen Maupertius. Gerade während seines einmonatlichen Aufenthaltes in Leipzig und seines dadurch herbeigeführten persönlichen Verkehrs mit Gottsched befaßte sich der Gewaltige mit einer neuen Schrift gegen jenen Landsmann.[3]) Von Frau Gottsched erschien eben damals die zweite Auflage ihrer Sammlung aller Streitschriften über die kleinste Kraft in den Wirkungen der Körper. Von einer intimeren Geistesverwandtschaft unseres Kreises mit Voltaire kann trotz der gemeinsamen Beziehungen zur Marquise von Châtelet und zum König Friedrich von Preußen natürlich nicht die Rede sein. Auch Friedrich Melchior Grimm, der sich auf allen Gebieten durch Gottscheds Zeitschriften und Lehrbücher herangebildet bekennt,[4]) vermittelt unserm Mann nicht engere Beziehungen zur französischen Philosophie, da in seiner Reisezeit sein Briefwechsel mit Gottsched verstummt.

Von andern in Deutschland lebenden Franzosen sind es namentlich Pérard und Mauclerc in Stettin, die schon als Genossen Formeys in der Redaktion der „Bibliothèque Germanique" für Gottsched Bedeutung gewinnen und als Wolfianer in Beziehung zu ihm treten. Auch sie sind Geistliche von Beruf. Pérards Predigtweise muß wohl ganz den rationalistischen Anforderungen Gottscheds entsprochen haben. Meldet doch ein Freund aus Dresden[5]) unserm Manne, Pérard predige als Gast in der französischen Kirche „mit solchem Beifall, daß dadurch vielleicht vielen Deutschen die Augen aufgehen werden. Seine Reden sind überzeugend und einnehmend und seine äußerliche Bewegung ziemlichermaßen regelmäßig. Ich habe alle meine guten Freunde dahin geführet, um ihnen an selbigem im kleinen die Größe Ew. H. in etwas vorstellen zu können." Kurz bevor Gottsched diesen Gesinnungsgenossen auf der Rückreise von Königsberg 1744 persönlich kennen lernte, hatte die Professorin denselben ohne Wissen und Wollen angegriffen. Sie ließ nämlich eine

1) Neuer Büchersaal VII, 99 flg.

2) Siehe Wolfs Briefe an Manteuffel vom 20. August 1747 und 8. September 1748.

3) Vergl. Danzel S. 63 flg.

4) Vergl. Danzel S. 343 flg.

5) Wendt, den 20. Dezember 1740.

Übersetzung von Popes „Lockenraub" drucken, die sie anfangs nach der französischen Übersetzung unternommen und großenteils zustande gebracht hatte, bis die entdeckte große Unrichtigkeit sie nötigte, die Arbeit an der Hand des englischen Grundtextes zu wiederholen. So spricht sie in der Vorrede ihren Unmut über den französischen Übersetzer aus, als den sie nun in Stettin den philosophischen Freund Hofprediger v. Pérard kennen lernt, der ihr indes den öffentlichen Vorwurf nicht nachtrug. Man kann aber leicht denken, auch ohne daß es uns Gottsched versichert,[1]) wie leid es seiner Frau geworden, „daß sie unwissend einen so gefälligen Freund und leutseligen Mann durch ihre Klagen über die Ungebundenheit der französischen Übersetzungen angegriffen". Mit Pérard und Mauclerc unterhielt Gottsched einen Briefwechsel sowohl über philosophische Fragen wie über litterarische Erscheinungen, letztere natürlich in Hinblick auf ihre Zeitschriften, die sich unser Mann gefügig zu erhalten suchte. Nach der „Bibliothèque Germanique" gab Mauclerc damals ein „Journal littéraire d'Allemagne" heraus; an beiden nahm Formey teil. —

Zu diesen besonders merkwürdigen Männern gesellt sich eine große Anzahl weiterer philosophisch-theologischer Freunde, mit denen Gottsched Beziehungen unterhielt. War dieser daneben auf sprachlichem und litterarischem Gebiete stark engagiert, so richtete sich Manteuffels Interesse ausschließlich der aufklärerischen Propaganda zu. Vergegenwärtigen wir uns neben seinem großen Kreis von Freunden und Klienten seine Neigung zu einer guten Tafel, zu behäbiger Unterhaltung wie nicht minder zu ungefährlicher Wichtigthuerei, so werden wir verstehen, was den agitatorisch veranlagten Mann dauernd zur Geheimbündelei hintrieb. Wie es nicht selten in solchen Fällen geschieht, wuchs sich, was halb im Scherz begonnen war, zu einer gewissen Bedeutung aus. Gewiß geschieht durch solche Koterien keine Vertiefung philosophischer Probleme; wohl aber bestärkt sich eine geschlossene Schar in ihrer Überzeugung, die Gesamtheit tritt für den einzelnen Verfolgten ein, — und freilich artet dergleichen fast immer in Kliquenwirtschaft aus. So auch hier.

4. Die Gesellschaft der Alethophilen.

a) Zwei Gesellschaftskreise sammelte Graf Manteuffel in Berlin um sich: die höchsten Beamten und ausgezeichnete Gelehrte. In der Vereinigung mit jenen[2]) kommen naturgemäß mehr seine Kavaliersneigungen zur Geltung. Alle Mittwoch fand man sich zu gemeinschaftlicher Tafel zusammen, geschmückt mit dem Ordenszeichen, einer an

1) Leben der Gottschedin (in ihren „Kleineren Gedichten") sub 1744.

2) Siehe Karl v. Weber: Aus vier Jahrhunderten, N. F., Bd. I, S. 108 flg.

ziegelfarbigem Bande hängenden Maurerkelle, die auf der einen Seite den Namen der Gesellschaft: „La confrérie des Francs-Maçons“, auf der andern den Spruch des Seneka trug: „Coagulum amicitiae est cum bonis convivium“, den Manteuffel also übersetzt: „Redlicher Leute Freundschaft wird dadurch befestigt, wenn sie öfters bei einander essen!“ Außer dem Ordenszeichen trug jedes Mitglied noch ein besonderes „insigne“; so führte Manteuffel selbst das Richtscheit. Als Mitglieder, deren jedes einen Beinamen führte, werden genannt: die Excellenzen v. Thulemeyer, v. Cocceji, v. Podevils, ferner v. Wilknitz, Splittgerber, der russische Gesandte v. Brockel, schließlich v. Holtzendorff. Letzteren, der später als sächsischer Konsistorialpräsident von fördernder Bedeutung für Gottsched wurde[1]), redet Manteuffel wie den Baron Gotter und manchen andern Adligen, der in diesem Kreise verkehren mochte, wiederholt ohne weiteres als alten Alethophilen oder „ancien Aléthophile“ an: so mochte er im weiteren Sinne seinen ganzen Freundeskreis als Wahrheitsfreunde bezeichnen. Man sprach sich nämlich in den Versammlungen mit größter Offenheit aus und tauschte auch geheime Mitteilungen aus. Eine eigenartige Überraschung wurde dieser Gesellschaft durch den König Friedrich Wilhelm I. bereitet. Als er von diesen Versammlungen hörte, ließ er, der ja ein Freund ungenierter Unterhaltung war, verlauten, daß er nicht abgeneigt sei, daran teilzunehmen. Nun war „un renfort de cette manière-là“ durchaus nicht erwünscht, um so weniger als manche Mitglieder beim Könige nicht beliebt waren. „Pour prévenir tout inconvéniant“, suspendierte man deshalb 1739 die Sitzungen bis zum Frühjahr.

Erfahren wir noch, daß später Manteuffels Haus der Freimaurerloge gehört[2]), so könnten wir lebhaft erstaunen, wegwerfenden Äußerungen Manteuffels über die Freimaurer zu begegnen. Am 6. September 1744 meldet Christian Wolf aus Halle an den gräflichen Anhänger, er habe seinem Sohn die „Rede unserer Freimäurer, die sie drucken lassen“, nach Leipzig mitgegeben und sei begierig, ob Manteuffel „daraus etwas von ihrem geheimen Vorhaben schließen könne“. Nach zwei Tagen antwortet dieser: „Quelque peu de curiosité que j'aie d'ailleurs d'approfondir les Mystères des Francs-Maçons, je vous remercie de l'exemplaire“ etc. Indessen war Manteuffels Gesellschaft keine wirkliche Loge.

---

1) Gottsched den 31. Mai 1738 an Manteuffel: „Ich habe es bei den Aufwartungen, die ich des Hn. Präs. v. Holtzendorff Exc. gemacht, nur gar zu deutlich gemerket, wieviel der vielvermögende Vorspruch Ew. Exc. für meine Wenigkeit gewirket“.

2) Vergl. Vehse: Gesch. der Höfe des Hauses Sachsen, Bd. VI, S. 46.

Wie viel oder wie wenig nun auch aus jenen Tafelfreuden für aufklärerische Zwecke herauskommen mochte, Manteuffel nährte jedenfalls die Flamme der Vernunft in den höchsten Adels- und Beamtenkreisen, und manche hochgestellte Männer seines Umganges bekannten sich direkt als Gönner der wichtigeren und immerhin etwas ernster zu nehmenden Manteuffelschen Stiftung, der Gesellschaft der Alethophilen. Voran stehen in dieser Sympathie Kronprinz Friedrich und der Feldmarschall Grumkow. Beim Tode des letzteren schreibt der nachmalige Große König: „La Société y perd un protecteur" Dazu bemerkt Manteuffel gegen Brühl, dem er all dergleichen warm zuträgt[1]): „Il entend par là certaine société d'un petit nombre de savans, que j'ai établie ici pour m'amuser avec quelqu' agrément" — er muß gegen Brühl den Zweck so harmlos wie möglich hinstellen —, „sous le nom de Société des Aléthophiles, ou amateurs de la vérité, et dont le but est effectivement de rechercher et d'éclaircir toutes sortes de vérités utiles. Or l'auteur du billet, sachant que le défunt faisait toujours les éloges de cette société, quoique ce ne fût pas son affaire d'en être lui-même, c'est ce qui l'en fait parler comme il fait." Ebenso meldet Manteuffel an Wolf, der sich auch direkt der Gönnerschaft Grumkows erfreut hatte[2]), unterm 21. März 1739: „Les Aléthophiles viennent de perdre un de leurs grands amis en perdant Mr. le Feldmaréchal Grumkow."

Daß so unter den Freunden der Aufklärung die Wahrheit als Bekenntnisruf erkoren wird, kann uns nicht Wunder nehmen. Es war Wolfs eigenes Stichwort. Wiederholt erklärte er: „Ich suche nichts in der Welt als die Wahrheit auszubreiten."[3]) Seine Metaphysik betitelt er: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, den Liebhabern der Wahrheit mitgeteilet." Damit war das Schlagwort Alethophilen gegeben; ja, man muß sagen, daß es vorwiegend im engsten Sinne des Schulhauptes, gleichbedeutend mit „Freunden der Wolfschen Philosophie" zur Anwendung kam.

Schon die Veranlassung der Gesellschaft führt auf Wolfs Streitigkeiten zurück.[4]) Als 1736 der Propst Reinbeck auf erneute Denunziation des Prof. Lange in Halle die Untersuchung der Wolfschen Schriften zu

---

1) Vergl. Weber a. a. O. II, 260 flg.

2) Siehe Wolfs Brief an Manteuffel v. 11. Februar 1739.

3) Siehe seinen Brief an Manteuffel vom 10. Januar 1745.

4) In Zedlers „Universal-Lexikon", Artikel: „Wahrheitliebende Gesellschaft" (von dem Mitglied Prof. Ludovici) finden sich die zuverlässigsten Angaben.

leiten hat, unterredet er sich oft vertraulich mit dem Grafen Manteuffel, dem der Kronprinz Friedrich aufgetragen, ihm Reinbecks vorläufiges Gutachten ins Französische zu übersetzen und ihm überhaupt von den schwebenden philosophischen Zwistigkeiten einen hinlänglichen Begriff zu verschaffen. So kamen Reinbeck und Manteuffel allmählich fast täglich viele Stunden in vertrautem Gespräch zusammen. Sie gerieten auf den Gedanken, ihren Zusammenkünften den Charakter einer geschlossenen Gesellschaft beizulegen. Am 18. Februar 1738 feiern sie das erste Stiftungsfest. Noch im Laufe des Jahres 1738 erscheinen Gottsched und Frau als auswärtige Mitglieder der Gesellschaft, ebenso zieht man Prof. Karl Günther Ludovici in Leipzig und Konsistorialrat August Friedrich Sack, den berühmten reformierten Hofprediger in Magdeburg, alsdann in Berlin selbst, heran.

Auch Wolf hatte man vor allem als Mitglied betrachtet; eine eigentliche Ernennung erfolgte nicht, da es zunächst nur auf Herstellung einer Verbindung, nicht auf die Form ankam. Wie aber gerade im Sommer 1737 sich Gottsched als Manteuffels Korrespondent angefunden hatte, so knüpft am 11. Mai 1738 auch Wolf selbst direkte schriftliche Beziehungen zu dem Grafen an, der sich schon bisher, nach dem Geständnis des Schulhauptes, als größter Beschützer der Wolfschen Philosophie erwiesen. Bereits am 30. August 1738 berichtet Manteuffel von dem lebhaften Interesse der Königin für Wolfs damaligen Plan, eine Philosophie für Damen zu schreiben, mit dem Zusatze: alle Freunde Wolfs, „mais surtout les Aléthophiles“, freuten sich darauf. Von neuem nennt er die Alethophilen bei dem uns soeben bekannt gewordenen Anlaß von Grumkows Tod.

Bisher hatte Wolf die Bezeichnung offenbar im weitesten Sinne genommen und von dem Dasein einer Gesellschaft keine Ahnung gehabt. Fragt er doch 1740 wiederholt nach der Medaille, die, nach ihm gewordener Kunde, Manteuffel prägen lassen wolle. Am 23. Juli verrät dieser wenigstens, daß es sich um eine Denkmünze zu Ehren der „petite Société des Aléthophiles“ handle; doch wolle er nicht vorher davon berichten, als er sie fertig übersenden könne. Genau einen Monat später erwähnt er das „rendez-vous journalier des Aléthophiles“ in Berlin. Inzwischen übersendet Manteuffel die Schaumünze und stellt am 9. September weitere Exemplare zu Wolfs Verfügung für dessen Freunde oder die Marquise de Châtelet. Auch damit ist der lose, halb offene Charakter der Gesellschaft gekennzeichnet. Nun erst fragt Wolf (am 21. September 1740): „Auch habe vergessen, mir einige Nachricht von der Societate Alethophilorum auszubitten, weil bei Gelegenheit der Medaille darum gefraget werde, und ich nicht eigentlich weiß, was ihre

Absicht ist und aus was vor Membris sie bestehet." Zu seiner Überraschung erfährt er, daß man ihn längst als Mitglied betrachte: „Im übrigen", gesteht Wolf am 19. Oktober, „ist mir sehr angenehm zu hören gewesen, daß ich z. B. unwissende ein Mitglied von der Gesellschaft gewesen, worum ich mich würde beworben haben, wenn es sonst die Umstände hätten leiden wollen, daß ich meinen Aufenthalt in Berlin hätte haben sollen. Ich möchte aber nur wissen, wodurch ich mich auch abwesende als ein nicht unnützes Mitglied bezeigen könnte." Als Mitglieder werden im Wolf-Manteuffelschen Briefwechsel nun auch Jöcher und Teller (der Vater) in Leipzig genannt. Jöcher wird schon am 25. November 1739 von Frau Gottsched gegenüber dem Grafen als „ein rechter, unerschrockner Alethophilus" bezeichnet.

Bald nach der Schaumünze giebt Manteuffel ein Erläuterungsblatt aus: „Nachricht von der zu Berlin auf die Gesellschaft der Alethophilorum oder Liebhaber der Wahrheit geschlagenen Müntze. 1740.[1]) Korrekt wird darin zunächst eine Beschreibung des Ursprungs und der Form dieser Medaille gegeben.[2]) Sie ist nach einer alten Münze mit dem Bildnis der Minerva verfertigt, auf deren Sturmhaube Sokrates und Plato abgezeichnet waren. Hier werden nun auf den Helm der Minerva Leibniz und Wolf „als die größten Weltweisen unserer Zeiten" gesetzt; die Überschrift der so verzierten Vorderseite ist die nicht minder glückliche Mahnung des Horaz: „Sapere aude." Auf der Rückseite der Medaille steht die Aufschrift: „Societas Alethophilorum, ab Ern. Christophoro S. R. J. Comite de Manteuffel, instituta Berol. MDCCXXXVI."

Es folgt die Gründungsgeschichte der Gesellschaft mit offenem Hinweis auf die Zeit, da Joachim Lange seine alten Beschuldigungen gegen Wolf „wieder aufgewärmet hatte". Man durfte schon den Mund etwas voll nehmen: war doch Wolf eben im Begriff, als Triumphator nach Halle zurückzukehren. Der Plan zur Münze wird aber bereits 1739 mit dem Gottschedschen Paar erörtert! — Über die Mitglieder der Gesellschaft heißt es: „Sie bestehet aus einigen, teils zu Berlin wohnhaften, teils auswärtigen Verehrern der Wolfischen Weltweisheit" — man beachte wohl dieses Zugeständnis! —, „welche sich, die Wahrheit aufrichtig zu suchen und mit vernünftiger Freimütigkeit zu verteidigen, dabei aber vornehmlich die in folgendem Hexalogo enthaltenen Regeln zu beobachten, vorgesetzet haben:

1) Zwei Exemplare auf der K. Universitäts-Bibliothek in Kiel.

2) Vergl. auch Joh. Dav. Köhlers Historischer Münz-Belustigung XII. Teil, S. 369.

Hexalogus Alethophilorum oder Gesetz-Tafel der Wahrheit liebenden Gesellschaft.

I. Lasset die Wahrheit den einzigen Zweck, den einzigen Vorwurf eures Verstandes und Willens sein.

II. Haltet nichts vor wahr, haltet nichts vor falsch, so lange ihr durch keinen zureichenden Grund davon überzeuget seid.

III. Vergnüget euch nicht damit, daß ihr die Wahrheit liebet und erkennet: Suchet sie auch auszubreiten; d. i. euren Mitbürgern bekannt und angenehm zu machen. Wer seine Erkenntnis vergräbet, der vergräbet eine Sache, so ihm zur Beförderung der Ehre des höchsten Wesens verliehen ist; der entwendet der menschlichen Gesellschaft den Nutzen, so ihr daraus hätte zuwachsen können.

IV. Entziehet denen eure Liebe und Hülfe nicht, so die Wahrheit kennen, oder selbige zu suchen oder zu verteidigen, aufrichtig bemühet sind. Es würde euch gar zu schimpflich, und der eigentlichen Beschaffenheit eines Alethophili entgegen sein, wenn ihr demjenigen Schutz und Beistand versagen wolltet, dessen Absicht mit der eurigen übereinstimmet.

V. Widersprecht keiner Wahrheit, wenn ihr bei euch empfindet, daß ihr durch andere davon überführet seid, deren Einsicht richtiger als die eurige ist. Ein Alethophilus würde sich dieses Namens unwürdig machen, wenn er die Wahrheit aus Hochmut, aus Eigensinn, oder aus anderen unvernünftigen Ursachen zu bestreiten unternähme.

VI. Traget Mitleiden mit denen, welche die Wahrheit entweder nicht kennen, oder unrichtige Begriffe davon haben, unterrichtet sie ohne Bitterkeit, und suchet sie durch keine andere Mittel, als durch die Stärke eurer Schlüsse, auf den rechten Weg zu bringen. Ihr würdet die Wahrheit verunehren; ihr würdet sie verdächtig machen, wenn ihr sie mit andern Waffen ausrüsten oder verfechten wolltet, als welche euch die Vernunft an die Hand giebt."

Mochte ein wenig Wichtigthuerei von seiten Manteuffels bei der Ausgabe der Münze mitspielen: die Mode der Zeit konnte kaum etwas Ungewöhnliches darin sehen. Auch hatte er den wiederholten Vorschlag der Frau Gottsched abgelehnt, sein eigenes Bild auf die Medaille zu setzen: es sei nicht seine Absicht gewesen, „d'en tirer vanité“.[1]) Dem Gottschedschen Paar, das ihm auf Bestellung verschiedene Modelle für die Münze schneiden ließ, gesteht er auch, daß er den Druck der „Nach-

1) Den 12. Dezember 1739.

richt" nicht habe vermeiden können, da sehr viele Leute neugierig wurden, Näheres über die Medaille und die Gesellschaft zu wissen.[1])

Offen knüpfte sich dagegen an diese Demonstration der Vorwurf der Anmaßung gegen Christian Wolf. Man riet ironisch, als Inschrift lieber zu wählen: „Sapiens uno minor est Jove."[2]) Mit größerem Rechte wird die Frage aufgeworfen: „Sollten nicht einige unter den Mitgliedern der Gesellschaft sein, denen Wahrheit so viel heißen möchte, als was der Hr. v. Leibniz und der H. Wolf für wahr halten und in ihren Schriften dafür ausgeben?"[3]) Besonders der Sinn des dritten Gesetzes sei Ausbreitung der Wolfschen Philosophie, der des fünften Unterwerfung unter Wolfs höhere Einsicht.[4]) — Mochte sich noch so viel Haß gegen Wolf und die Aufklärung in solche Anklagen mischen, es kann nicht bezweifelt werden, daß die Gesellschaft der Alethophilen im wesentlichen ein Sammelpunkt der Wolfschen Schule wurde.

Was noch bedenklicher: wie man sich der höheren, „richtigeren Einsicht" Wolfs beugte, so hängte man sich aus gleichem Partei-Interesse an geistig ungeeignete, aber einflußreiche Männer. Manteuffel selbst doziert am 12. Januar 1740 vor Frau Gottsched, um dem gelehrten Paar den Baron Gotter zu rekommandieren: „Un des grands secrets des Aléthophiles est de savoir supporter les faiblesses de leurs amis, et d'y conniver même, lorsqu'ils voient qu'il n'y a pas moyen de les en faire revenir sans les fâcher, et qu'on en peut d'ailleurs tirer quelque secours pour soutenir et répandre la vérité. Or notre Baron est précisément un ami de cette trempe-là. Bienque son érudition ressemble à une Bibliothèque renversée, et que sa vivacité naturelle, jointe à quelque fond d'amour-propre, lui fasse souvent confondre l'or et le clinquant, il est tellement prévenu en faveur de Messieurs Wolf et Reinbeck qu'il se ferait crucifier pour leurs sentiments, pourvu qu'on ait occasion de les lui faire comprendre."

Zu diesem Opportunismus gesellte sich als verwandt das Prinzip vom alethophilischen Falsiloquium — contradictio in adjecto! Auch hierin geht Manteuffel mit verblüffender Ungeniertheit voran, und Gottsched bleibt nicht hinter ihm zurück. Notlügen im höheren Interesse der Wahrheit! — wir wissen ja, daß Gottsched die Notlügen „philosophisch" begründete. —

Bevor wir von dem Berliner Mittelpunkt der alethophilischen Gesellschaft scheiden, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß dem weiteren

---

1) An Frau Gottsched, den 21. Oktober 1740.
2) Köhlers Historische Münz-Belustigung, XII. Teil, S. 388.
3) Ebd. S. 391 flg.
4) Ebd. S. 435 und 415 flg.

Kreis der dortigen Wahrheitsfreunde noch mehrere Gestalten neben Manteuffel und Reinbeck zuzurechnen sind. Ersterer nennt schon am 24. November 1739 gegenüber Frau Gottsched Formey und Deschamps „Aléthophiles français“. Von Formeys dauernden Beziehungen zu Manteuffel und Gottsched erfuhren wir bereits. Deschamps wirkt noch 1747 in Holland für die Gesellschaft.[1]) Vor allem erscheint der Verleger des Kreises, Buchhändler Haude, mit Manteuffel und Reinbeck eng liiert, ja in fast täglichem Umgang mit diesen Koryphäen. Alle drei beleuchteten gemeinsam „bei einer Pfeife Tabak allerhand Vorwürfe der Gelehrsamkeit“.[2]) Wie Reinbeck als „illustre Primipilaire“, erscheint Haude in Manteuffels Briefen als „Doryphore“ der Alethophilen. Welche Empörung, als Haude abtrünnig wurde! 1746 unterstand er sich, Eulers Schrift gegen die Monaden zu verlegen, und wie zum Hohn wählte er als Vignette die verstümmelte Münze der Alethophilen: die Büste der Minerva mit der Überschrift „Sapere aude“, aber ohne die Köpfe von Leibniz und Wolf![3])

b) Mit Manteuffels Übersiedelung nach Leipzig war der Mittelpunkt der Gesellschaft hierhin verlegt. Nach und nach sind noch, wie sie dem Grafen bekannt wurden, eine Reihe neuer Mitglieder aufgenommen, nämlich Prof. George Friedrich Richter, Prof. Johann Friedrich May, dessen warme Freundschaft mit Gottsched den Austritt unseres litterarischen Papstes aus der Deutschen Gesellschaft überdauerte, obgleich May an Gottscheds Stelle Senior ward, ferner Prof. Johann Heinrich Winkler und Prof. Gottfried Heinsius. Es fanden in Manteuffels Hause wöchentlich Zusammenkünfte statt, obgleich nicht alle Mitglieder zugleich geladen waren. Die Unterredungen handelten von philosophischen Wahrheiten, Entdeckungen und neuen Schriften; auch wurden hin und wieder naturwissenschaftliche Experimente angestellt, neue Abhandlungen der Mitglieder vorgelesen und die Drucklegung solcher Schriften befördert.[4])

Im Frühjahr 1741, noch kurz vor seinem Tode, sehen wir auf der Badereise Reinbeck bei den Leipziger Genossen Einkehr halten. Wolf folgte 1744 als Gast. Außerdem traf er mehrfach in Merseburg mit Manteuffel zusammen. Für Wolf waren solche Zusammenkünfte und der fortlaufende schriftliche Meinungsaustausch mit dem gräflichen Anhänger um so erwünschter, als er in Halle wenig gleichgestimmte Seelen fand. „Es ist hier schlimm“, seufzt er, „daß man keinen Umgang

---

1) Vergl. seinen Brief an Manteuffel v. 17. März.
2) Nach Haudes eigenem Bericht, — vergl. Danzel S. 35.
3) Vergl. Manteuffels Schreiben an Wolf v. 21. November 1746.
4) Vergl. Universal-Lexikon a. a. O.

mit Liebhabern der Wahrheit haben kann, der doch sehr zur Erfrischung des Gemütes dienet und dem Leibe selbst gleichsam neue Kräfte giebt."[1])

Das Gottschedsche Paar spielte unter den Alethophilen offenbar die hervorragendste Rolle. Nicht aber nur hielt sich ihre gesamte philosophisch-theologische Wirksamkeit im Geiste der Gesellschaft, sie brachten dieser auch direkte Huldigung dar. Zu Manteuffels Geburtstag 1740 lieferte Frau Gottsched ein „Schreiben der Wahrheit" an Manteuffel, und ihr Mann eine „Ode auf die Gesellschaft der Wahrheitliebenden", worin gegen Finsternis, Aberglauben, Einfalt und Vorurteile deklamiert wird.[2]) Als Frau Luise Adelgunde Viktoria „Das Maß der lebendigen Kräfte in den Körpern" der Marquise von Châtelet übersetzt hatte, erhielt sie von Manteuffel sogar ein goldenes Exemplar der alethophilischen Schaumünze, während die gewöhnliche Ausgabe in Silber gehalten war.[3])

Während die Gesellschaft durch unbeschränkte Erweiterung für Sammlung der Streitkräfte und Bestärkung der Einzelkämpfer im Dienste der Aufklärung wirkte und während sie durch Propaganda in weiteren Kreisen, besonders auch in der adeligen akademischen Jugend die Wolffsche Philosophie verbreitete, ließ man in den Umgangsformen der Leipziger Mitglieder dem Scherz und Spiel weiten Raum. Der alte Graf wählte militärische Organisation für seinen alethophilischen Verkehr. Seine Familie schloß sich mit den befreundeten Gelehrtenkreisen, namentlich mit Gottscheds, zu einem „Regiment Sans façon" zusammen, dessen „Chef" natürlich kein anderer als der Graf selbst sein konnte; Gottsched ward zum „Hauptmann" im Regiment ernannt, ebenso May; für die einzelnen Glieder desselben gilt die Anrede „Kompagnie". So nennt Freund May wiederholt Frau Gottsched seine „allerliebste Kompagnie", sich selbst ihren Hauptmann; einmal fügt er hinzu: „Bei dem Regimente geht alles noch ganz gut; nur daß wegen der Abwesenheit so vieler braven Offiziere und unserer vortrefflichen Grenadier-Kompagnie" der Geburtstag Manteuffels nicht in beabsichtigter Weise gefeiert werden konnte.[4]) Gottsched schreibt einer Tochter Manteuffels:[5])

„Empfiehl mich an das Regiment,
Das mich auch seinen Hauptmann nennt."

1) An Manteuffel 10. Januar 1745.

2) Später abgedruckt im „Ehrenmaal", S. 113 flg. und S. 117 flg.

3) Vergl. Leben der Gottschedin in ihren „Kleineren Gedichten" sub 1740.

4) Während einer Abwesenheit des Gottschedschen Paares in Dresden 1742. Am 30. Juni, 14. Juli, 22. Juli.

5) Der Kammerherrin v. Plotho bei gleicher Gelegenheit 6. Juli; ähnlich der vierten Komtesse 30. Juni.

Manteuffel äußert gegen Gottsched: „Faites, s'il vous plaît, mes compliments et ceux de tout le Régiment à notre Dame Aléthophile.“[1]) Weiter singt unser Gottsched die jüngste Komtesse Manteuffel als „teure Kompagnie“ an:

„Verbleib nur meine Gönnerin,
Wie ich dein Knecht und Hauptmann bin,
So lang ich werde leben,
Und glaub, ich sei dem Regiment,
Das sonst von Sans façon sich nennt,
Von Herzensgrund ergeben.“[2])

Am 17. Februar 1744 meldet J. F. Gräfe in Braunschweig, Sekretär von Manteuffels Schwiegersohn Freiherrn Ferdinand v. Münchhausen, unserm Gottsched, dessen Schüler er wie sein Herr gewesen: „Ew. H. muß ich zuförderst wegen des neuen Zuwachses und Vermehrung Ihrer Kompagnie, welcher Sie als ein würdiger Hauptmann bisher rühmlichst vorgestanden, gehorsamst Glück wünschen und zur Enrollierung Ihres neuen Rekruten die Pflichten eines Mitgliedes vom Regimente Sans façon beobachten, welche darin bestehen, daß ich Ihnen den Namen Ihres Rekruten bekannt mache ꝛc.“ Eiligst sattelte Hauptmann Gottsched seinen Pegasus, um die junge Mutter, Frau Drostin v. Münchhausen, am 20. Februar in tragikomischen Scherzversen zu beglückwünschen.[3])

...„Du allerschönste Kompagnie, ...
So wahr ich mit ergebnem Sinn
Dein abgesetzter Hauptmann bin, ...
Ich trug dem Chef es plötzlich an,
Dem neugebornen Rittersmann
Ein Fähnlein zu bescheren.
«Vernimm, bei unserm Regiment,
Das sich von Sans façon benennt
Und für die Wahrheit streitet,
Von Vater und von Mutter her
Verdient er, daß er Fähndrich wär',
Der tapfre Krieger leitet.»
Die Kompagnie der Grenadier
Bereitete vor Freuden schier
Die Fahne, bunt gesticket;
Allein mir ward zum Ungelück,
Durch unsers Chefs gestrengen Blick
Und Wort das Ziel verrücket.
«Nein», sprach er, «ohn Verdienst und Wert
Wird eine Fahne nicht beschert.
Kadett muß er erst werden.»“ —

1) 16. Juli 1742.

2) 28. Juli 1742.

3) Fehlt wie die meisten dieser Scherzbriefe in den Leipziger Originalen; nur in den Dresdener Abschriften.

c) Drückte der joviale Lebemann Manteuffel den alethophilischen Kreisen, in denen er selbst lebte, immer doch den Stempel des amüsanten Zeitvertreibs auf, so wurden mit dem Erscheinen der gedruckten „Nachricht" ernstere Vorstellungen von der Gesellschaft verbreitet, ernstere Anforderungen ohne weiteres an sie gestellt. In allem Ernst suchten sich nun die Wahrheitsfreunde auch anderwärts zu sammeln. Noch im Sommer 1740 bildete sich eine Zweiggesellschaft in Weißenfels, und zwar nach vorberatendem Schriftwechsel mit unserm Gottsched.[1]) Man ging gleich anfangs mit so herausforderndem Eifer ins Feuer, daß der gewiegte Diplomat und behäbige Aristokrat Manteuffel höchlichst unzufrieden war. „Je suis bien aise", äußert er zwar am 24. September 1740 im Schreiben an Gottsched, „que notre Société des Aléthophiles soit accouchée d'une fille sans le savoir." Doch fährt er bald fort: „Si je m'étais attendu à cet accouchement, j'aurais donné à notre fille un conseil qui l'eût peut-être garantie des persécutions que les soi-disant Homilètes lui ont fait essuyer dès sa naissance. Ce conseil eût été, de se donner une espèce de Sous-fondateur ou de Chef, qui eût quelque crédit à la Cour, et qui eût paru respectable par là à ces Antipodes de la Vérité." Er empfiehlt hierfür, thatsächlich mit Erfolg, den Hofmarschall v. Miltiz und den Hofrat Berger. Noch bezeichnender ist Manteuffels weiterer Rat: „Je lui aurais conseillé de plus, de traiter d'abord son Association plutôt comme une espèce d'amusement agréable que sur le pied d'une affaire sérieuse. Par là et par un des personnages sur-dits la nouvelle Société se serait assurée de la protection du Duc, sans la lui avoir demandée. Cette omission n'est pas le seul faux pas que notre fille ait fait. Elle s'est trop pressée de se faire connaître et, qui pis est, d'irriter les guêpes. Les règles de la prudence voulaient qu'elle y allât moins chaudement . . ." Freilich fehlte es der neuen Zweiggesellschaft nicht an Feinden. Noch vor Ablauf des Jahres richtete der Weißenfelser Rektor Messerschmid eine Schrift gegen sie.[2]) Schon im Februar 1741 verschafft indes Manteuffels Besuch der neuen Gesellschaft den Schutz des Herzogs, den der Graf seinen alten Freund nennt, gegen die orthodoxe Geistlichkeit. Selbst jetzt aber äußert er sich noch recht geringschätzig über seine eigene Stiftung wie über diese Zweigstiftung. „Il s'est formé ici", schreibt er den 10. Februar 1741 an Wolf[3]), „depuis peu une espèce de société de huit ou neuf savans,

---

1) Siehe besonders die Briefe von Frau Gottsched an Manteuffel den 24 August 1740 und von Springsfeld an Gottsched den 6. September 1740.

2) Vergl. Brief von Springsfeld an Gottsched 3. Dezember 1740.

3) Vergl. Büsching I, 124.

qui se piquent tous d'être partisans de votre philosophie." Diese Gesellschaft gebe sich als „une fille de celle que nous nous sommes avisés, Mr. Reinbeck et moi (par badinerie plutôt que dans une intention sérieuse) de former à Berlin."

Als Direktor fungierte Kammerherr v. Miltitz, als Senior Kabinettssekretär Hofrat Berger, wie Manteuffel vorgeschlagen; der Begründer Dr. med. Springsfeld erhielt das Amt des Sekretärs. Weitere Mitglieder waren Subdiakonus M. Heller, Hofrat Dr. jur. Holdrieder, Archidiakonus M. Johann Adam Löw, Regierungsassessor Dr. jur. Menius, der herzogliche Privatsekretär Beek und Regierungssekretär Kuhn. Bald fanden sich der zweite Hofprediger Brehme und der Prof. Poley hinzu.[1]) Jedem Mitglied verlieh Manteuffel unter Gottscheds Vermittelung[2]) ein kleines Exemplar der Schaumünze („une de nos Médailles secundae magnitudinis") und die alethophilische Gesetztafel.

Wöchentlich fanden Versammlungen statt, auf denen die Mitglieder gelehrte Abhandlungen zur Beurteilung vortrugen. So hielt Heller, den das Los zum ersten Redner erwählt hatte, eine Rede „von dem Nutzen, den man erlangete, wenn man Wahrheiten zu erfinden und zu suchen sich bemühete". Nach Springsfelds Urteil[3]) galt sie als geschickt: „Die Anmerkungen dabei waren artig, nachdenklich und bescheiden. Sonderlich wurde dabei erkannt, daß wir noch keine richtige Erklärung oder Definition der Wahrheit hätten. Denn Hn. Wolfens seine, welche er in der Metaphysik gegeben hat, schien den Mitgliedern allzu general." — Eine der nächsten Reden handelte „de nexu rerum non fatali."[4]) Bald darauf folgte eine Vorlesung des Dr. Menius „von den Pflichten, welche kriegende Völker nach dem Rechte der Natur gegen einander zu beobachten haben."[5]) Schon die nächste Versammlung bewies, daß man sich nicht auf philosophische Themata beschränkte, sondern auch andere Interessen des beständigen Beichtvaters und Beraters der Gesellschaft, unseres Gottsched, pflegte: Springsfeld suchte zu beweisen, „daß wir als Deutsche verbunden sind, auf die Verbesserung unserer Sprache zu denken."[6]) — Überhaupt bekundet Springsfeld lebhaftes Interesse an Gottscheds sprachlich-litterarischen Bestrebungen. Am 23. November 1743 rät er ihm, den „groben Schweizern" gar nicht zu antworten: „Ew. H. werden bei Auswärtigen und Klugen doch allemal der Große Gottsched

1) Vergl. Universal-Lexikon a. a. O. und Büsching I, 124.
2) Nach Manteuffels Brief an Gottsched vom 24. September 1740.
3) An Gottsched 3. Februar 1741.
4) Nach Brief von C. G. Spener (Düben, 2. März 1741) an Gottsched.
5) Springsfeld an Gottsched 14. März 1741.
6) Ebd.

bleiben: so sehr die Flegel auch schimpfen mögen." — Nach Reinbecks Tod wurde Löw vom Grafen Manteuffel designiert, die Gedächtnisrede auf den Heimgegangenen zu halten; sie wurde ohne Autornamen gedruckt.[1]) Anfang Dezember 1741 reisten Springsfeld und Heller nach Halle, „um den Hn. Wolfen zu hören und zu sprechen. Und" — meldet Springsfeld unserm Leipziger Professor am 8. Dezember — „wir können dessen angenehmen Vortrag und freundliches Bezeigen nicht genug loben. Er erfreute sich sehr, da er hörete, daß wir Alethophili wären."

Als der russische Minister Graf Keyserling und des sächsisch-polnischen Kurprinzen Kammerjunker Graf Rostworonski 1743 nach Weißenfels kamen, ermunterte Gottsched die dortige Zweiggesellschaft, diese ihm bekannten Würdenträger zu gewinnen. Noch ehe sein Rat eintraf, hatte die ganze Gesellschaft dem Erstgenannten aufgewartet. Beide nahmen die Ernennung zu Ehrenmitgliedern an und verweilten von 3—8 Uhr in der Versammlung. Bei dieser Gelegenheit trat auch der Oberhofprediger D. Stemler der Gesellschaft bei. Ferner ersuchten um die Mitgliedschaft Hofrat Zeuner und Kommissionsrat Vasch.[2]) Nun hatte sich das Ansehen der Gesellschaft dermaßen gehoben, daß Rektor Kändler in einem Schulaktus eine Lobrede in deutschen Versen auf dieselbe halten ließ.[3])

Solch Herandrängen an große Gönner zeitigte alsbald seine Früchte. In einem Atem mit der Nachricht von Keyserlings Ernennung zum Ehrenmitglied spricht Springsfeld die Hoffnung aus, daß auf Fürsprache dieses Mannes Heller vielleicht zum dritten Hofprediger ernannt werde. Am 21. Januar 1744 meldet er die thatsächlich erfolgte Ernennung mit dem vielsagenden Zusatz: „Die Wahrheitsfreunde finden doch immer ihre Beförderung." So geht es namentlich in dem Weißenfelser Zweig fort. Am 14. Dezember 1744 kann Löw unserm Gottsched melden, der Stadtrat von Gotha habe ihn zu einer Gastpredigt eingeladen, doch wohl auf Manteuffels Veranlassung: „Wie glücklich ist man doch, wenn die Vorsehung solche Mäcenaten giebt, die sich die Wohlfahrt ihrer Verehrer so nachdrücklich angelegen sein lassen!" Nicht wenig helfe ihm zu solcher Gunst, daß er ein ehemaliger Schüler Gottscheds sei. Löw wird wirklich sofort Generalsuperintendent in Gotha, — unterhielten doch Manteuffel und Gottsched freundliche Beziehungen zur Herzogin. Die Weißenfelser Gesellschaft läßt dem Beförderten einen Glückwunsch „von

1) Löw an Gottsched 14. November 1741 u. 6. Mai 1742
2) Springsfeld an Gottsched 23. November 1743.
3) Nach Springsfelds Bericht vom 20. Februar 1744.

dem Männlichen in der Beredsamkeit" drucken![1]) Gleichzeitig wendet sich Springsfeld an Manteuffel, nicht um „Leibmedikus selbst zu werden", sondern „nur als Hofmedikus eine Besoldung zu erhalten."

Um Pfingsten 1746 besucht Gottsched die Freunde im nahen Weißenfels. Bei dieser Gelegenheit tritt er seinem litterarischen Kampfgenossen Triller persönlich näher. Unmittelbar darauf zersprengt der Tod des Herzog Johann Adolf die Gesellschaft: das Herzogtum Weißenfels fällt an den Kurfürsten von Sachsen, der Hofstaat und die Regierung wird aufgelöst, und so zerstreuen sich die meisten Mitglieder in andere Wirkungsorte. Noch einmal, nach Manteuffels Tod, sucht Springsfeld auf Gottscheds Weckruf die Mitglieder der einstigen Weißenfelser Alethophilen-Gesellschaft vergeblich zu einem gemeinsamen Werk zu vereinen, zu der traurigen Ehrenpflicht, an der Gedächtnisschrift für Manteuffel als den Stifter der weitverzweigten Sozietät mitzuarbeiten. Aber Springsfeld giebt selbst dem Rufer schlechten Trost. Gottscheds Anforderungen, beginnt er (am 27. Februar 1749), seien so gerecht und billig, daß er nicht die geringste Einwendung zu machen wisse. Er habe gleich an ein paar Mitglieder geschrieben, fürchte aber unangenehme Antwort, welche derjenigen gleich sein dürfte, die Gottsched von der Universität[2]) erhalten habe. Denn — so fährt Springsfeld wörtlich fort — „ich kenne der meisten ihre Gedenkungsart. Ich weiß nicht, was die Herren Geistlichen sich scheuen, ja recht fürchten, sich für öffentliche Verehrer des hochseligen Herrn Grafen auszugeben oder zu bekennen. Ich habe nur neulich mit zweien heftige Streitbriefe gewechselt, welche ihn des Naturalismus verdächtig machen wollten, und daß er diesen Samen an unterschiedenen Orten ausgestreuet habe. . . Die weltliche Bank unserer Gesellschaft denkt nicht viel besser, nur auf eine andre Art. Einige sind in öffentlichen Ämtern und haben viel zu thun, die meisten aber spotten nur darüber und erklären es für Schulfüchserei." Hier haben wir alle Kennzeichen der satten Philister, die mit einer Mischung von Unbehagen und Spott der Zeit gedenken, da sie voll Heißhunger ihren Idealen und zugleich einem — Amt nachjagten. Dahin war es also gekommen: das Bekenntnis zu Manteuffels Fahne, die man einst als Deckung und Aushängeschild benutzt hatte, war anrüchig geworden, und der tote Meister konnte niemand mehr fördern!

d) Aus Gottscheds Kreisen geht auch eine Stettiner Ortsgruppe der Alethophilen-Gesellschaft hervor. Wir wissen, daß Gottsched dort mit den rationalistischen Franzosen Hofprediger v. Pérard und Hofprediger v. Mauclerc, den Herausgebern der „Bibliothèque Germanique", schon 1740

---

1) Springsfeld 19. März 1745.

2) Siehe vorn.

in Beziehungen steht. Am 15. März 1743 kündigt Pérard nun unserm Manne einen Aufsatz über Manteuffels Gedächtnismünze auf Reinbeck an und meint: „En qualité d'Aléthophile et d'ami de la maison j'ai quelque droit à en attendre une de la main même du Mécène.“ Erst nach dieser Zeit[1]) scheint sich die Ortsgruppe organisiert zu haben: verdankt Pérard doch nur der „Deutschen Gesellschaft“ in Greifswald Kunde von der zu Reinbecks Gedächtnis nominell von der Gesellschaft der Alethophilen, eigentlich von Manteuffel geschlagenen Münze.[2]) Überdies meldet Pérard erst nach Gottscheds uns bekanntem Besuche bei den Stettiner Genossen, am 12. Oktober 1744: die Alethophilische Gesellschaft sei durch Gottscheds Anwesenheit sehr erfreut worden. Dann weiter: „Mr. le Conseiller de Cour Gohr a écrit à S. E. Mr. le Comte de Manteuffel comme au Chef d'Ordre, pour le mettre au fait de notre institut, de nos travaux et de nos vues littéraires. Nos assemblées se tiennent régulièrement; chaque membre donne des preuves de son zèle par quelque machine dont il enrichit notre Cabinet naissant.“ So seien sie zu den Anfängen einer Bibliothek gelangt. In den Sitzungen nähmen sie auch physikalische und chemische Experimente vor. Schließlich: „Nous vénérons véritablement l'illustre Comte de Manteuffel. Sa santé et celle de Mr. Wolf sont célébrées régulièrement dans nos Symposia; nous y joignons à présent celle du Comte de Dohna, comme premier bienfaiteur de notre Société,“ — er hatte nämlich die Mémoires de l'Académie des Sciences de Paris zur Begründung der Bibliothek geschenkt.

Die etwas unabhängigere Gesinnung der Mitglieder erläutert der Leiter Hofrat Gohr dahin[3]): Er und die ganze Stettiner Gesellschaft der Alethophilen schwüren nicht auf jedes Wort von Leibniz und Wolf, aber verehrten sie sehr. — Des weiteren berichtet er, daß sie sich jeden Sonnabend versammelten. — Wie auch hier Gottsched seine litterarischen Interessen zugleich mit den philosophischen zu verfolgen weiß, zeigt des weiteren Gohrs angefügte Bemerkung, man erwarte in Stettin mit Verlangen den Kritischen Almanach, der aus dem Gottschedschen Kreise gegen die Züricher ausging.

1) Ludovici (im Universal-Lexikon a. a. O.) behauptet jedenfalls irrig, daß die Stettiner fast gleichzeitig mit den Weißenfelsern Manteuffel um die Erlaubnis angingen, eine Zweig-Gesellschaft bilden zu dürfen.

2) Siehe über diese in der Allg. Dtsch. Biogr. Art. Reinbeck. — Außer Pérards Brief vergl. den der „Deutschen Gesellschaft“ in Greifswald an Gottsched vom 16. März 1743. Auch diese verdankt die Gedächtnismünze unserm Manne, welcher die Gesellschaft, die zu Reinbeck in Beziehung gestanden, dadurch für seine litterarischen Zwecke kapern will.

3) Am 14. Dezember 1744 im Brief an Gottsched.

Außer den schon genannten Männern gehörten der Stettiner Ortsgruppe unter anderem an: Kriegsrat Löper, Kommerzienrat Scharden, Prof. Stisser und D. Koch.[1]) Schon 1746 verlor die Gesellschaft durch Gohrs Tod ihre rechte Hand; die Mitglieder ließen nun in ihrem Eifer nach[2]); doch vegetierte sie weiter. Am 24. Juli 1747 kündigte Pérard dem befreundeten Leipziger Professor eine Reform der Unordnungen in ihren alethophilischen Versammlungen an: „Les soupers“ — die allmählich zur Hauptsache geworden zu sein scheinen — „ont été réformés, les fêtes anniversaires presque abolies“; er mit seinen „dignes confrères“ werde nächste Woche den Geburtstag des Stifters feiern.[3])

e) Zur Bildung weiterer Ortsgruppen kam es nicht; doch lebten noch zahlreiche Alethophilen da und dort verstreut. So begegnet uns der Probst und spätere Abt Jerusalem wiederholt als „wackerer Alethophilus.“[4]) Ja, Manteuffel und Gottsched bemühen sich deshalb, ihn nach Marpergers Tod als Oberhofprediger nach Dresden zu ziehen, bis Wolf Ungünstiges über Jerusalems Vortragsweise in Erfahrung bringt. So berichtet ferner Manteuffel dem Schulhaupt nach Halle am 20. August 1747: Die Schrift von Professor Stiebriz für die Monaden habe allen, denen er sie zeigte, namentlich Jöcher, Gottsched, May und Bel, sehr gefallen. Er sende deshalb zur Übermittelung an Stiebriz eine Alethophilen-Schaumünze: „Il serait injuste, qu'un homme qui plaide si bien la cause de la vérité, ne fût pas agrégé à la Société des Alethophiles.“ —

Das waren die Kampfgenossen unseres Gottsched. Wir ließen sein Bild nicht schärfer aus seiner Umgebung hervortreten, als es der thatsächlichen Gruppierung entsprach. Und doch sehen wir seine Hand fast überall im Spiele. Blicken wir auf seine gesamte philosophisch-theologische Thätigkeit zurück, so nehmen wir wahr, daß er unter den Vorkämpfern für Aufklärung und Rationalismus in erster Reihe steht, nächst Christian Wolf — zwar nicht der gründlichste — doch jedenfalls einer der rührigsten und von allen der einflußreichste.

---

1) Vergl. Universal-Lexikon a. a. O. und Gottscheds Brief an Formey vom 15. Februar 1749 (hs. Königl. Bibliothek Berlin). Er ersucht darin um Beiträge der Berliner und Stettiner Alethophilen zum „Ehrenmaal“ für Manteuffel.

2) Nach Pérards Brief an Gottsched vom 27. Juli 1746.

3) Geiger: Berlin I, 195 giebt den letzteren Brief nach meinen Mitteilungen bereits wieder.

4) Z. B. im Schreiben des Gottschedschen Paares an Manteuffel vom 7. April 1746.

Nachtrag.

S. 10, Anmerkung 8. Siehe „Belustigungen des Verstandes und Witzes" III², S. 245—252.

S. 23. „Systema instituendae Societatis Litterariae Germano-Benedictinae (ex Ducali Campidonensi Typogr. 1752)" wird angezeigt im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" III, 518 flg. — Sekretär ist P. Oliverius Legipont; als Protektor war Kardinal Quirini gewonnen.

S. 26. Varrentrapp gab vielmehr die „Frankfurtischen Berichte von denen Staats-, Kriegs- und Friedensangelegenheiten", sowie in französischer Sprache den „Avant-Coureur" heraus. — Der Angriff gegen Gottsched ging dagegen in der That von der „Frankfurter gelehrten Zeitung" aus.

S. 27, Anmerkung 1. Regensburg 1749. S. 28 flg. „Die Oberpfalz, in einem Gesange entworfen". Titel nur im Inhaltsverzeichnis.

S. 28, zweiter Abschnitt. Bezeichnend für den Sprachstand der Rheinpfalz.

S. 37. Popowitsch war — nach Mitteilung von Regierungsrat Egger v. Möllwald — nie Professor der deutschen Sprache an der Theresianischen Akademie in Wien, sondern wirkte 1744—1747 an der Ritter-Akademie in Kremsmünster und 1753—1768 an der Savoyschen Ritter-Akademie in Wien. Dem entsprechend ist auch die Angabe bei Danzel S. 302 zu berichtigen. Ebenso:

S. 41 flg. 1746 wurde die Theresianische Akademie als Collegium Theresianum begründet, erst 1749 die herzoglich Savoysche Ritter-Akademie durch die Herzogin v. Savoyen, geb. Prinzessin Liechtenstein, ins Leben gerufen und 1756 unter den besonderen Schutz der Kaiserin gestellt.

S. 116, Anmerkung 6. „Der Christ in der Einsamkeit" von Martin Crugot. Das Jahr des ersten (privaten) Druckes ist unbestimmt, liegt aber einige Jahre weiter zurück.

S. 122. Dr. med. Johann Christian Tilling war außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig († 1774). Er veröffentlichte 1756 eine „Nachricht vom Carlsbade".

S. 170. Konsistorialpräsident v. Globig.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Wolff, Eugen,

Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben

Bd.: 1

Kiel 1895